NR. 15 3/84 4.–DM

schwarzer FADEN

ANARCHISTISCHE VIERTELJAHRESSCHRIFT



VENEDIG '84

ANTI-KRIEGS-MUSEUM, EIN INTERVIEW

AUTOMATISIERUNG

LIBERTÄRE COMICS

André Gorz
Ins Paradies – aber mit den Gewerkschaften!
Gespräch mit Klaus Podak

Editorial
– oder: was wir uns unter einer *Kulturnummer* vorstellen!

SF-Kulturnummer? Schwerpunkt »Anarchie und Kunst«? – Die Beiträge, die wir auf unseren Aufruf hin erhielten, waren so unterschiedlicher Art, auch z.T. so umfangreich, daß wir sie weder sinnvoll zusammenstellen, noch alle abdrucken konnten. So wurde aus der »Kulturnummer« wieder eine SF-Nummer, die einen größeren Teil an Literatur-, Bild- und Zeichnungsbeiträgen enthält als bei uns üblich. Eine Kulturnummer, die richtungsweisend sein könnte dafür, was Anarchisten unter Kultur verstehen, welche Art von Kunst sie produzieren/propagieren, ist dieses Heft also keineswegs. Vielleicht lag's an der Zeit? Wir haben uns entschlossen aus der Not eine Tugend zu machen und haben einige Beiträge für eine Kultursondernummer 1985 aufgeschoben (etwa von M. Watermann, Max Stirner-Institut oder Libertad-Verlag). Für jene Nummer wollen wir weitere Vorarbeit leisten – und sie soll eine wirkliche Sondernummer werden, d.h. eine *5. Ausgabe* des SF, außerhalb der vierteljährlichen Erscheinungsweise und länger verkäuflich. [Neuerlicher Einsendeschluß für diese Sondernummer: 17.2.85 – Stichwort: Kulturnummer].

Doch was genau wollen wir eigentlich? Der Kulturbegriff ist nur schwer zu definieren; aber wir wollen ihn doch etwas einschränken, um potentiellen Mitarbeitern eine Orientierung zu geben. Eine erste Antwort wäre *Kultur ist ein ästhetischer und intellektueller Prozeß* – darin steckt Aktivität, Selbstverwirklichung und handelndes Eingreifen.
Eine zweite Antwort *Kultur bedeutet eine spezielle Lebensweise, d.h. verwirklichte Lebensprinzipien, moralische Wertvorstellungen o.ä.* – darin steckt Subkultur, alternative Lebensformen, Selbstverwaltung und eine Abgrenzung zum gerade modern werdenden »linken« (?) Zynismus.

Die Form, in der Menschen zusammenleben, wie sie mit ihrer materiellen Existenz umgehen, mit ihrer sozialen Aufgabe in der Gesellschaft etc. ist eine weitere Herangehensweise an den Kulturbegriff – also z.B. Arbeiterkultur bzw. besser »Arbeiterbewegungskultur«, »Minderheitenkultur«.

D.h. wenn uns im SF »Kultur – Kunst« etc. interessieren, dann weniger Gedichte, weniger Geschichten, Bilder oder allzu individuelle Lebensläufe von Schriftstellern – eher Beiträge, die ausführen wie der Anarchismus über und in Kultur wirkt, wie er wirken könnte oder gewirkt hat. Also Perspektiven, Vorschläge, Erfahrungsbeispiele und historische Vorbilder – z.B. »Konsumgenossenschaften, Feste, Boheme, Maifeierbewegung in Kopenhagen, Randgruppenproblematik (aus der Sicht von Betroffenen), Symbole der anarchistischen Bewegung, Einflüße der Theorie auf den Alltag, Frauen in Anarchogruppen, Lebensgewohnheiten von Anarchisten – damals und heute, Anarcho-Slang und Uniformierung, Lächerlichkeiten und Posen bzw. Provokation der verkrusteten Bürgerlichkeit etc. etc.

Diese Aufzählung ist natürlich unvollständig, willkürlich und wir wollen sie nur als Anregung in eine bestimmte – uns interessant scheinende – Richtung verstanden wissen. Unsere Vorstellung von anarchistischer Kultur beinhaltet eine Vielzahl von Lebensäußerungen, Strategien, Widerstands-bzw. Randgruppenaktivitäten; – aber auch die Kehrseite: Vermarktung, Rückintegration und Unterordnung unter die HERRschenden Normen des jeweiligen Staatssystems. Diese Formen erneuern sich fortwährend, Bewegungen lösen sich ab, Konsumverhalten wirkt zerstörerisch – deshalb verläuft keine Entwicklung linear, sondern bricht häufig ab. Alldies bestärkt den Eindruck, daß sich nichts Produktives festhalten läßt und führt zur Resignation der Aktivisten. Sobald wir diese »Ablösungen« als anarchistisch, – als lebensgemäß –, begriffen haben, läßt sich auch Identität und Kraft aus dieser sich permanent verändernden Kultur ziehen.
Für eine solche Kultursondernummer warten wir nun gespannt auf eure Beiträge!

In diesem Sinn gleich eine andere Aufforderung: wir sind diesmal so aktuell wie selten und es fehlt die Aktualität.(?) Das soll heißen: wir haben viele aktuelle Kurzmeldungen bekommen aber keine Analysen aktueller Geschehnisse. So fehlt unseres Erachtens diesmal ein reflektierender Beitrag zum vergangenen Streik (eventuell unter Einbeziehung des Streiks der englischen Bergarbeiter); fehlt eine Analyse der äußerst wichtigen Auseinandersetzungen zwischen den verschuldeten lateinamerikanischen Länder mit dem Weltwährungsfonds (IWF);etc. Vielleicht lag es aber nur an unserer Ankündigung einer »Kunstnummer«?

Zum Schluß noch die Frage, ob wir den Testballon »ZEIT-ECHO« aus Nr.13 beibehalten sollen? Sofern wir über Informationen verfügen, die unserer Ansicht nach wenig verbreitet werden. Etwa in folgendem Stil und im Umfang von ein bis maximal zwei SF-Seiten:

»In Nicaragua wurde Eden Pastora verletzt, vermutlich weil er doch einen zu großen Unsicherheitsfaktor im CIA-Konzept darstellte. Über die 7 Toten bei dieser Aktion wurden nicht viel Worte gemacht. Ob es ein Zufall war, daß darunter 4 Journalisten waren; daß einer der Mexikaner Manuel Buendia war, der mit einer Serie von Anti-CIA-Artikeln aufgefallen war?

In Portugal wurde Ende Juni Otelo de Carvalho verhaftet. Just zu dem Zeitpunkt als die »sozialistische« Regierung Soares Ausnahmegesetze verabschiedete und die Geheimpolizei wieder einführte. Die 10-Jahres-Feier der »Nelkenrevolution« kann also ausfallen. Man sollte noch wissen, daß am, Verhaftungstag ein Abkommen mit dem IWF unterschrieben wurde; – vielleicht sollte Otelo davor bewahrt bleiben, ein zweites Mal in seinem Leben »Volksführer« zu werden?

Im Juni erreichte die bundesdeutsche Presse auch die unscheinbare Meldung, daß der »spanische Olivenöl-Skandal«, wie in SF-Nr.5 gemeldet, *nicht* von Olivenöl verursacht ist, sondern – wie es sich jetzt im Prozeß herauskristallisierte – von chemischen Spritz-oder Kampfstoffen. Wir erinnern nocheinmal an den benachbarten US-Flughafenstützpunkt Torrejon de Ardoz und stellen fest, daß das Thema seither nicht mehr in den Medien ist.

Nichts zu suchen, weil im SPIEGEL groß verbreitet, hätte in einer solchen Rubrik, daß der 94-jährige Stalinist Molotow wieder Vollmitglied der KPDSU geworden ist. Dafür könnte die geschönte Berichterstattung der TAZ ab und an hinterfragt werden: so ist der Bericht zur »Regenbogenfraktion« im Europaparlament ein Ärgernis, weil die seltsame »Argumentation« einer Brigitte Heinrich gegen die italienischen Radikalen (und für die dubiosen Flamen, denen die Partido zu »linksradikal« ist!) nicht als angepaßter Opportunismus bzw. persönliche Kleingeisterei entlarvt wird.

Wolfgang Haug

SF-Spendenliste:
O.R., Laufenburg 30.-; A.F., Starnberg 35.-; H.H., Hamburg 10.-;H.G., Wildeshausen 5.-; R.T. Heidelberg 15.-; N.H., Nürnberg 25.-; D.S., Würzburg 15.-; G.R., Luxembourg 50.-; M.B., Oberursel 15.-; H.K., Marburg 15.-; G.N., Frankfurt 15.-; J.S., Wuppertal 5.-; H.F., Weil 15.-; S.V., Göttingen 10.-; H.M., Merzog 25.-; G.O., Heidelberg 70.-; R.K., Schwanstetten 15.-.
Allen gilt unser herzlichster Dank!

INHALT

★



3. FLI-Treffen in Lutter

IMPRESSUM

HERAUSGEBER: FLI – Forum für libertäre Informationen
V.i.S.d.P.:Horst Blume, Schleusenweg 10, 4700 Hamm; namentlich gezeichnete Beiträge stehen unter der Verantwortlichkeit der Verfasser und geben nicht *die Meinung der Herausgeber oder des presserechtlich Verantwortlichen wieder. Eingesandte Artikel werden diskutiert; über einen Abdruck entscheidet die Redaktion der jeweiligen Nummer; ein Anspruch auf Abdruck besteht nicht; Nachdrucke sind gegen Quellenangabe und Belegexemplare ausdrücklich erwünscht, Abdrucke erfolgen honorarfrei. Knastexemplare:* Jedes Exemplar bleibt solange Eigentum des Verlags, solange es nicht dem Gefangenen ausgehändigt ist. Eine Zur-Habe-Nahme ist keine Aushändigung! Auflage: 1700 Exemplare; Satz: Trotzdem-Verlag; Druck: Druckcooperative Karlsruhe; Erscheinungsweise: vierteljährlich; **Abonnementsgebühren: 15.-DM für 4 Nummern** (Bezahlung im voraus; automatische Verlängerung nach Ablauf des Abo-Zeitraums, d.h. bitte gebt uns schriftlich Bescheid, wenn ihr den SF nicht mehr beziehen könnt oder wollt.) Anzeigenpreise: 1 Spalte: 100.-DM + MWST; 1/2 Seite: 150.-DM; 1 Seite: 500.-DM. SF-Konto: F.Kamann - PSK Stuttgart - Ktonr. 574 63 – 703; Redaktionsanschrift: SCHWARZER FADEN – REDAKTION, Obere Weibermarktstr. 3, 7410 Reutlingen; Tel. 07121/370494; ISSN: 0722 – 8988.

Erfreulich war die Teilnehmerzahl von ca. 40 Menschen, erfreulich ist auch die Qualität der FLI-Rundbriefe, von denen inzwischen die 5. Ausgabe jedem Mitglied zugestellt worden ist.

Mit dem Thema »Arbeit« kamen die Teilnehmer während der 3 Tage allerdings weniger zurecht. Ansatt den Analyseschwerpunkt »Verfall der Arbeit« und die daraus für uns entstehenden Folgerungen konsequent durchzudiskutieren, gerieten – mehr unausgesprochen als offen ausgetragen – zwei »Fraktionen« aneinander. Die einen sahen in der Technologie eine Möglichkeit zur Befreiung von der Lohnarbeit, den anderen stand jeder technologische Fortschritt an sich in Widerspruch zur Ökologie und zu herrschaftsfreien Gesellschaftsentwürfen. Beide Positionen blieben unvereinbar und zum ersten Mal bei einem FLI-Treffen ließ sich der gemeinsame Anspruch, die unterschiedlichen Positionen verständnisvoll miteinander zu diskutieren und Lösungen zu finden, vermissen.

Hinzu kam, daß einige der Neuhinzugekommenen vom FLI vermutlich eine Art anarchistische »Ersatzorganisation« erwarteten. Dies kann im Moment nicht Sinn und Zweck unserer Treffen sein. Das FLI kann und soll zum regelmäßigen Informationsaustausch, zur Erarbeitung theoretischer aktueller Positionen und zur Informationsverbreitung (Rundbriefe oder auch z.B. Venediginformationen) genutzt werden. D.h. mit anderen Worten, das FLI soll eine theoretische Basis schaffen, die es Anarchisten erlaubt, zu aktuellen Entwicklungen Stellung zu beziehen. Organisieren muß sich jedes Mitglied – soweit dies möglich ist – vor Ort. Erst wenn dieser zweite Schritt, die Existenz zahlreicher funktionierender Ortsgruppen und überregionaler Arbeitsgruppen vollzogen ist, halten wir die Beteiligung an einer Föderation, die zudem nicht nur aus dem FLI hervorgeht, für sinnvoll.

Inzwischen muß die praktische Politik von den jeweiligen Gruppen oder einzelnen in anderen Zusammenhängen an den örtlichen Gegebenheiten ausgerichtet werden. Das FLI kann dies nur insofern unterstützen als die dort stattfindenden Diskussionen Hilfestellungen für das Verständnis gegenwärtiger Entwicklungen bereitstellen.

Aufgrund der unbefriedigenden Ergebnisse des Lutter-Treffens wurden für das 4.Treffen vom 1.11. bis 4.11.84 auf der Burg Waldeck eine ganze Liste von Themen eingereicht, die in Arbeitsgruppen behandelt und als zusammengefaßte referate ins Plenum eingebracht werden sollen. Unter den Themen sind: Antipädagogik – Libertäre Pädagogik, GRÜNE, Sowjetimperialismus, Gentechnologie, Anarchismus heute, Frauen, Arbeit.
Anmeldungen, Mitgliedschaftserklärungen(20.-DM Jahresbeitrag) an: Günter Hartmann, c/o Antiquariat, Oranienstr. ,1000 Berlin-36 oder an die SF-Redaktion.

Das konkreteste Ergebnis des Lutter-Treffens bleibt jedoch unsere Teilnahme an dem Kongreß in Venedig. Am Mittwoch, 26.9., werden wir unseren Diskussionsbeitrag zum »Verfall der Arbeit« in ein Podiumsgespräch einbringen, das unter dem übergreifenden Thema »Im Zusammenhang mit 1984« steht.

Wolfgang Haug

Zur »Automatisierungsdebatte«



Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung ändern kann

Im letzten FLI-Rundbrief (Mai 84) war auch die Übersetzung eines Artikels aus ›De Vrije 4/84‹ von Groeskamp enthalten. Der Autor setzt sich darin mit der **Automation** auseinander. (Wir wollen versuchen, das Papier kurz und knapp wiederzugeben.)

Da ihm »speziell anarchistische Sichtweisen« nicht bekannt (!) sind, referiert er zunächst drei »sozialistische Auffassungen«. Er teilt diese ein in: ›die technischen Optimisten; die Gegner; die Realisten‹.
Erstere verteidigen die Automation und fördern sie, um die Menschen von der geisttötenden Routine-Arbeit zu befreien. G. zitiert dabei Gorz und seine Auffassung von der Dualwirtschaft. G. setzt dagegen, daß es außerhalb der Fabrikarbeit schließlich noch Arbeit »...Unterricht, Sozial- und Gesundheitswesen ...« gibt, die »... befriedigend, kreativ und herausfordernd ist ...«. Automation ist seiner Ansicht nach also nicht überall erforderlich (was unbestritten ist!).

Die zweite Kategorie will die Automatisierung (den Computereinsatz) soweit wie möglich zurückhalten. Bei dieser Auffassung sieht G. die Gefahr, daß sich »... die Niederlande zu einer Nation dritten Ranges (...) degradieren würde, mit einem Wohlstandspegel wie z.B. Portugal oder die Türkei.« (sic!)

Die Realisten sind im Grunde für die Automatisierung jedoch unter sozialistischen Bedingungen. Da sie die Automatisierung und also alle Maschinen im Wesen für neutral halten, ist deren Einsatz unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen relativ gefahrlos möglich. Der Autor hält dem entgegen, daß eben Maschinen, speziell Computer, unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen hergestellt sind und diese auch verkörpern. Somit sind Maschinen im Wesen nicht neutral und deshalb unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen auch nicht ohne weiteres einsetzbar, bzw. deren Einsatz nicht unbedingt wünschenswert.

Im weiteren Verlauf seiner Diskussion versucht G. herauszuarbeiten, daß eine anarchistische Gesellschaft auf Automatisierung ganz verzichten kann und verzichten wird, denn »...wenn die Gesellschaft erstmal links ist, ist auch kein linker Computereinsatz mehr nötig, um diese linke Gesellschaft funktionieren zu lassen.«
Groeskamp kommt zu dem Schluß, daß Computer ›anarchistischen Gesellschaftsvorstellungen vollkommen entgegengesetzt sind‹ und alle die sich »... enthusiastisch damit beschäftigen, haben einfach keinen Durchblick.«
So einfach ist das und deshalb die folgende Antwort:
Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung ändern kann!

Das aus einer sehr traditionellen Sichtweise verfaßte Papier erforderte unserer Meinung nach keine Auseinandersetzung über die einzelnen angesprochenen Punkte, sondern provozierte eine Antwort, die sich mehr mit dem beschäftigt, was zwischen den Zeilen steht und dem, was ganz herausfällt.

Etwa seit Mitte der 60er Jahre vernichtet jede investierte Mark (Gulden) mehr Arbeitsplätze, als sie neue schafft. Gleichzeitig schafft jede investierte Mark (Dollar) in den innovativen Industrien weniger Arbeitsplätze, als zuvor in den traditionellen. Parallel dazu wächst das Heer der Jobber, vermittelt durch sich immer weiter sich ausbreitende Sklavenhändler; zu Preisen, die in der Blütezeit der Facharbeiterkultur (Mitte der siebziger Jahre) undenkbar gewesen wären.

Was bisher als Randgruppe in Erscheinung trat, wird nun zur ›neuen Klasse‹, der Marginalisierten, und ersetzt zunehmend die Lohnarbeiterklasse.

Traditionelles linkes Denken erfährt so einen Angriff von zwei Seiten: zum einen vom Kapital, das weiter rationalisiert und Arbeitsplätze vernichtet und zum anderen aus dieser neuen Klassenzusammensetzung heraus. Management und eine quantitativ klein gewordene ›Arbeiteraristokratie‹ stehen gegen eine Masse von Jobbern, die sich um die verbliebene Drecksarbeit auch noch balgen muß.

Daraus resultiert für uns, daß sich die Klassenauseinandersetzungen ebenfalls verschieben. Der traditionelle Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital verlagert sich, auf die Klasse der Kapital- und Arbeitsplatzbesitzenden die gegen die Masse der Marginalisierten steht. Damit verfällt auch ein traditioneller Kristallisationspunkt linker Politik.

Verfolgt man diese Tendenz, stellt sich zwangsläufig die Frage nach dem Sinngehalt der Arbeit neu. Jetzt aber unter veränderten Vorzeichen: die Linke will nicht mehr die Lohnarbeit abschaffen, sie muß scheinbar hilflos zusehen, wie dies vom Kapital selber

erledigt wird (natürlich auch in seinem Sinn!).

Diesen Tendenzen stellt Groeskamp die Festschreibung des Ist-Zustandes als Ausweg sozialistischer Politik entgegen. Er glaubt, daß nur auf dem jetzigen Niveau der Produktivkräfte die Chance gegeben ist, z.B. über die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, eine anarchistische Gesellschaft konzipieren zu können: kein Schritt vor, keiner zurück, so tritt der Anarchist immer auf der Stelle!

Dem Autor sitzt die Angst im Nacken, durch ein Mehr an Automatisierung könne von vornherein jede gesellschaftliche Veränderung unmöglich gemacht werden. Damit wird aber lediglich jeder Versuch, aus der Krise der Linken heraus zu kommen unmöglich gemacht – Mangel an Phantasie wird zur Ideologie! So ist die Linke auf dem besten Wege sich ihrer eigenen Utopie einer – auch von Lohnarbeit – befreiten Gesellschaft zu berauben.

Der Ist-Zustand, den Groeskamp festgeschrieben haben will, bedeutet, daß die Linke auch weiterhin von der technischen Innovation (die sich an der ökonomischen Basis schon längst vollzogen hat!) abgekoppelt bleibt und diese Abkoppelung wird bis in die gedankliche Auseinandersetzung hinein verlängert.

Gorz u.a. beschreiben die Auswirkungen des qualitativen Sprungs der Produktivkräfte etwa folgendermaßen: nach der totalen Vermarktung der materiellen Existenzgrundlagen sind jetzt die ideellen und geistigen Bedürfnisse der Menschen dran (siehe neue Kommunikationstechnologien, Freizeitindustrie etc.). In den vergangenen dreihundert Jahren hat der Industrialismus die gesamte Gebrauchswerte-Herstellung für sich vereinnahmt. Jetzt ermöglichen es die neuen Technologien auch den verborgensten Winkel menschlicher Existenz zu vermarkten. Mit zunehmender Vermarktung, ergibt sich aus industrialistischer Logik zwangsläufig ein »tendenzieller Fall des Gebrauchswerts« (Debord, zit. nach Anschläge Nr.6), der auch die immateriellen Güter erfassen und entwerten wird.

Der Text Groeskamps manifestiert eindrücklich die Verkommenheit linken Denkens zu einem bloßen Einwirken-Wollen auf das Bewußtsein, ohne daß sich ein geändertes Bewußtsein gleichzeitig im materiellen Produktionsprozeß umsetzen könnte. (»...muß erst die Gesellschaft links werden und wenn die Gesellschaft erst einmal links ist ...«).

Es war immer linker Anspruch, auf das, durch den Stand der Produktivkräfte mitgeprägte Bewußtsein Einfluß zu nehmen, ohne auf die Übernahme der jeweiligen Produktionsmittel (was auch das technische Know-How einschließt) verzichten zu wollen. Wenn der derzeitige Stand der Produktionstechnologien darauf hinausläuft, die traditionelle Arbeiterklasse, als Klasse, aufzulösen, dann müssen wir auch zu einer neuen Theorie von der gesellschaftlichen Übernahme der Produktionsmittel kommen. Eine Fabrik, die ohne Arbeiter hervorragend produziert, kann wohl kaum in Arbeiterselbstverwaltung übergehen.

Wenn also der gesellschaftliche Prozeß schon soweit entfaltet ist, daß eines seiner konstituierenden Momente (unsere Arbeitskraft) überflüssig geworden ist, dann wird die bloße Negation des Bestehenden zu einem Anachronismus. Zumal sich das Bestehende zunehmend selbst negiert: die scheinsoziale Rechtfertigung, daß eine Schundproduktion, Arbeitsplätze erhält und sichert, wird durch die zunehmende Rationalisierung ad absurdum geführt. Gleichzeitig tritt mit der stärker werdenden Substitution (Ersetzung) menschlicher Arbeitskraft durch Maschinen die Grundlage kapitalistischer Produktionsweise – die Profitmaximierung – deutlicher zutage: der Kapitalismus demaskiert sich tendenziell selbst.

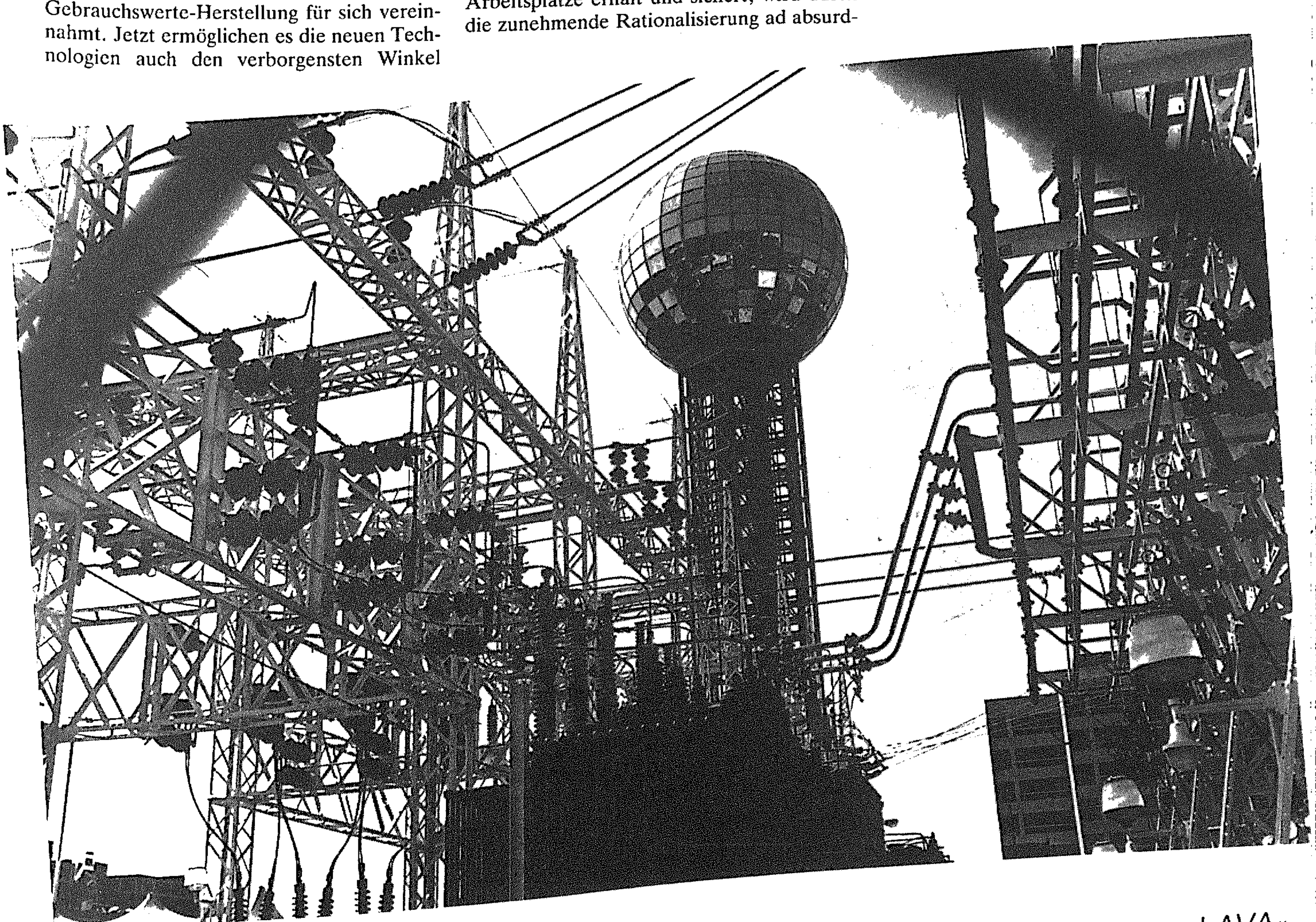
Diesem Trend muß die Linke entsprechen, indem sie sich Gedanken darüber macht, was gesellschaftlich notwendige Arbeit ist.

Erlöst von der materiellen Existenzsicherung könnte sich eine befreite Menschheit daran machen, die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu rekonstruieren. Die Rekonstruktion wird die des Inhalts sein: »...der Inhalt wird dann zwangsläufig allgemein in dem Sinne sein müssen, indem er radikal die Bedürfnisse aller zum Ausdruck bringt.« (Anschläge Nr.6)

Wenn wir also die Frage entscheiden wollen, ob Technologie »gut« oder »schlecht« ist, muß unser Denken den bereits vollzogenen gesellschaftlichen Wandel miteinbeziehen, und diesen nicht lediglich zum Stoppen oder gar zur Umkehr bringen wollen.

Ein Denken, das sich die Realität regressiv anzupassen wünscht, entspricht einer Regierung, die sich ein anderes Volk suchen muß, weil das »ihrige« nicht mehr von ihr regiert werden will oder anders ausgedrückt: ein solches Denken entspricht einer Linken, die es nicht verwinden kann, daß sie den Wandel an der ökonomischen Basis der Gesellschaft nicht mehr unter ihre alten Hüte bringen kann.

Auch unser Kopf ist rund ... und nicht nur damit er besser rollt!

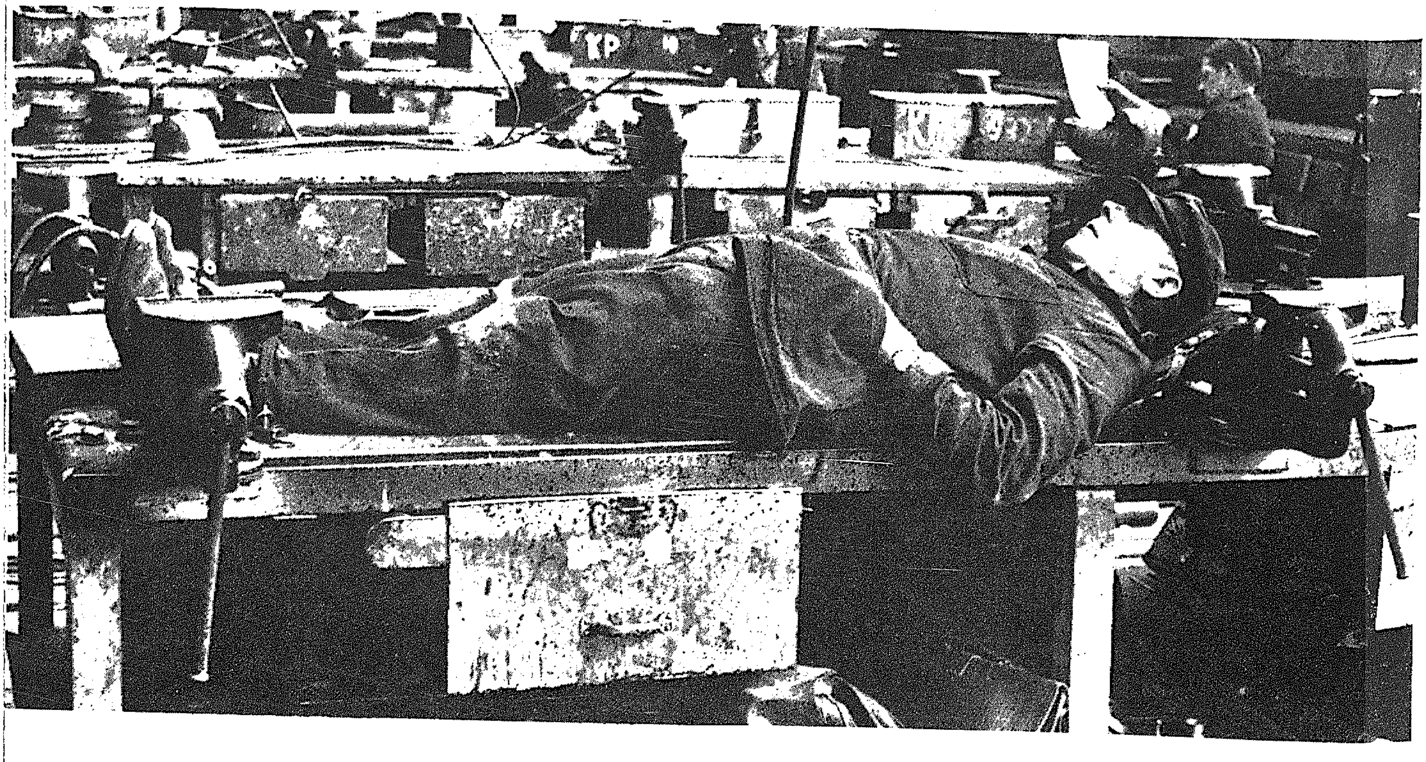


von der Berliner Gruppe »LAVA«

André Gorz

Ins Paradies — aber mit den Gewerkschaften!

Ein Gespräch mit Klaus Podak

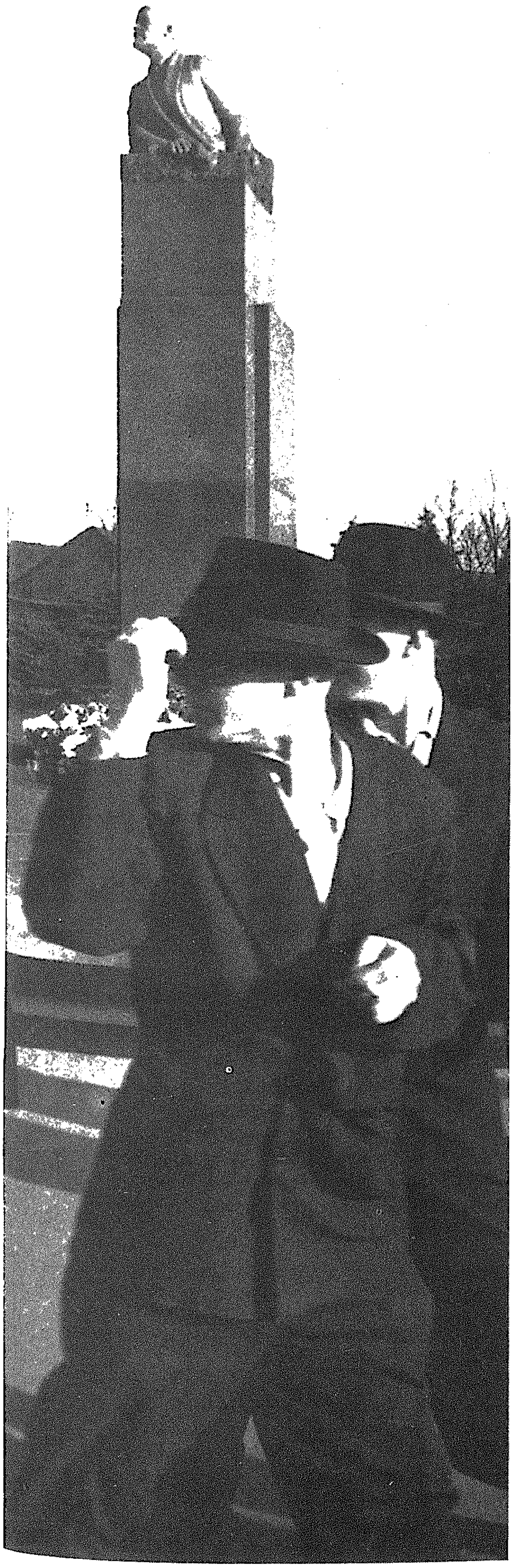


Podak: Herr Gorz, zu Beginn des Jahres 84, in dem alle wie die Kaninchen auf die Schlange angstvoll auf die Welt des »großen Bruders« starren, da legen Sie ein Buch vor, das einen Ausblick in eine zukünftige Gesellschaft wagt, ein Buch mit dem Titel »Wege ins Paradies«. Ich finde diesen Titel so verblüffend in der gegenwärtigen Situation, daß ich sie erst einmal fragen möchte, ob Sie das ernst meinen mit diesem Titel?

Gorz: Den Titel meine ich ebenso ernst wie der nobelpreistragende Volkswirt Leontief, der ihn mir gegeben hat. Denn der sagte ungefähr, wie es Marx gesagt hat und vor ihm Ricardo, daß die Industrierevolution, die jetzt 200 Jahre alt ist, die Suche war nach einem Weg zurück ins Paradies, d.h. weg von der Verurteilung, sein Leben im Schweiße seines Angesichts verdienen zu müssen mit Lohnarbeit. Und er sagte: Wir haben allmählich alle Mittel in der Hand, die es uns erlauben würden, über alle Reichtümer der Erde zu verfügen, ohne dafür ganzzeitig und ständig arbeiten zu müssen. Das wäre der Weg ins Paradies, wenn wir nur die Verteilungsmittel hätten, die allen Leuten den Zugang zu den Reichtümern ermöglichen. Aber die haben wir nicht. Wir müssen unsere Ökonomie grundsätzlich ändern.

Diese schöne Botschaft von den Wegen ins Paradies, die ist ja vielen Menschen bekannt und es gab ja auch einmal die Hoffnung, daß die Mittel, die die Industriegesellschaft bereitstellt, so etwas ermöglichen können. In den letzten Jahren hat das öffentliche Bewußtsein sich aber vollständig geändert, es ist umgekippt. Wir erleben eine Krise der industriellen Gesellschaften, des Industrialismus überhaupt. Wir erleben in allen westlichen Ländern Wellen der Arbeitslosigkeit mit der Möglichkeit des Elends für sehr viele Menschen. Es scheint, daß im Inneren der Industriegesellschaften ein ganz und gar gegenläufiger Mechanismus real wirkt. Und dieser Mechanismus ängstigt die Menschen. Was bringt Sie dennoch dazu, was gibt Ihnen dennoch das Recht, einen solchen Titel zu übernehmen, diese alte Hoffnung zu übernehmen und sie zu riskieren?

Wenn die objektive Möglichkeit zu einer Lösung besteht und die Hindernisse rein ideologisch sind, wie das heute der Fall ist, sollte man meiner Meinung nach über die Verwirklichungsmöglichkeit der alternativen Möglichkeit ernsthaft nachdenken. Und diese Möglichkeiten von der Arbeit weg in freiwillige Tätigkeiten überzuwechseln, ist uns heute durch die Mikroelektronik gegeben. Wir haben in den Vereinigten Staaten mehrere Management-Experten, einer der berühmtesten davon heißt Peter Drucker. Der hat kürzlich einen langen Artikel geschrieben, in dem er belegt, daß gegen Ende dieses Jahrhunderts 30 bis 40 Millionen Arbeitsplätze in den Vereinigten Staaten unwiderruflich beseitigt werden müssen oder sein werden, d.h. 30 bis 40 Prozent Arbeitslose. Plus die 10 Prozent, die schon da sind. Also eine Arbeitslosenquote von 40 bis 50 Prozent. Nun kann man sagen, der Mann ist verrückt oder er ist nicht seriös, das wird nicht so gehen. Aber nehmen wir eine ganz einfache Berechnung. Wenn der Produktivitätszuwachs jährlich um nur 1 Prozent das Wirtschaftswachstum übersteigt, heißt das, daß Ende des Jahrhunderts zusätzliche 20 Prozent arbeitslos werden. Übersteigt der Produktivitätszuwachs um 2 Prozent das Wirtschaftswachstum, dann werden zusätzliche 40 Prozent arbeitslos, wenn nichts geschieht. Was kann man mit einer Gesellschaft



machen, in der 40 oder 50 Prozent Arbeitslose da sind? Wie schaut die aus? Ich sag Ihnen, die schaut aus, wie heute die mexikanische oder die brasilianische, selbst vielleicht die japanische. Sie haben höchstens ein Drittel der Bevölkerung, das vollzeitig und fest angestellt ist. All die anderen sind Jobber, ohne Status, ohne Würde, ohne regelmäßiges Einkommen und das bringt sie zu den Situationen die wir Ende der 60er Jahre in den Vereinigten Staaten gesehen haben. Mit großen Aufständen in den Großstädten, Chicago und Detroit, oder in England, in Birmingham, oder heutzutage in São Paulo, wo man sich überhaupt nicht auf die Straße trauen kann in der Nacht, weil jeder jeden zu töten bereit ist, nur um zu essen. Diese Gesellschaft bricht zusammen; sie bricht zusammen, wenn wir nicht imstande sind, auf das Problem der Arbeitsbeseitigung positiv zu antworten. Und dies nicht als einen Fluch, sondern als eine Befreiung anzusehen; als eine einzigartige historische Chance, etwas verschieden zu machen. Eine Situation zu schaffen, in der die Leute nicht mehr gezwungen sind, für ökonomische Werte zu schuften, sondern für einfach menschliche Werte tätig zu sein. Die Zeit, wie es Marx voraussah, kann befreit werden, um selbst gestaltet zu werden — und zwar, um befreiend selbstgestaltet zu werden.

Ich glaube, an diesem Punkt sollten wir die Pointe noch einmal verstärken. Sie sehen also auch im Sinne einer düsteren Zukunftsvision eine Gesellschaft der Arbeitslosen, die schrecklich sein könnte, begreifen aber im gleichen Augenblick die Möglichkeit der Arbeitslosigkeit als große historische Chance. Sie geben also in der Ausführung dem Wort »Arbeitslosigkeit« einen anderen, einen positiven Sinn. Verstehe ich es richtig, daß genau da die Pointe Ihres Ansatzes liegt?

Arbeitslosigkeit kann auch heißen, Befreiung vom Arbeitszwang. Nur müßte dann die Beseitigung der Arbeit auf die ganze erwerbstätige Bevölkerung verteilt werden. Das heißt, anstatt 50 Prozent Leute zu haben, die kaum arbeiten dürfen und 30 Prozent, die arbeiten müssen und vielleicht noch mehr als heute, könnten wir eine Gesellschaft haben, wo wir halbsoviel arbeiten wie heute, — aber alle! Und das würde heißen, 900 Stunden im Jahr im Durchschnitt. Natürlich kommen da verschiedene ökonomische Fragen auf. Aber es ist möglich, sie zu lösen.

Ich denke, wir sollten schrittweise vorgehen. Wenn wir sagen, gut, die Arbeit wird verteilt. 900 Stunden Jahresarbeitszeit für jeden sind denkbar. Ist das dann sehr viel mehr, was jetzt etwa die Gewerkschaften fordern, Einführung der 35-Stunden-Woche. Da ist ja jetzt ein Kampf entbrannt, um diese Form der Verteilung der Arbeit bei vollem Lohnausgleich. Das würde heißen, alle kriegen ein bißchen Arbeit. Wäre das schon die Richtung, was der Titel Ihres Buches Paradies nennt?

Noch nicht. Doch die Aktion für die 35-Stunden-Woche hat eine sehr wichtige strategische Kampfrichtung. Nämlich kein einziger Gewerkschaftsbund in Westeuropa hat bisher einen allgemeinen Kampf angesagt für Arbeitszeitverkürzung. Ob es nun 35 oder 36 oder 32 Stunden gibt, ist meiner Meinung nach belanglos. Das Wichtige ist, daß hier eine Arbeitszeitverkürzung dem Staat und den Unternehmern durch Kampfansage aufgezwungen wird. Das ist das Wichtige.

Warum ist das so wichtig?

Wir haben verschiedene Weisen der Arbeitszeitverkürzung schon ausprobiert gesehen, z.B. in Frankreich. Da wird die Arbeitszeit um eine Stunde pro Woche verkürzt, d.h. überhaupt nicht. Die Leute bemerken es nicht und natürlich leisten sie in den 39 Stunden, die zurückbleiben, mindestens soviel wie vorher in den 40 Stunden. Und überhaupt sind die Probleme nicht gelöst. Sie haben auch die Arbeitszeitverkürzung mit Lohnkürzung. Es ist nun neuerdings zu überlegen, was passiert in einer Gesellschaft, wo die Arbeitszeitverkürzung proportional Lohnkürzung mit sich bringt? Nun: alle verdienen weniger. Der Binnenmarkt schrumpft, die Nachfrage schrumpft, die Produktion geht weiter zurück und die Arbeitslosigkeit geht weiter vor. Und das machen heute alle. In einem schrumpfenden Weltmarkt sind alle Nationalstaaten darauf erpicht, einen größeren Anteil am schrumpfenden Weltmarkt zu bekommen, indem sie den Binnenmarkt drosseln durch Lohnkürzungen. Der gesamte Weltmarkt schrumpft dadurch, und auch wenn ein oder zwei Länder, z.B. Japan, im Konkurrenzkampf noch was erbeuten können, im großen und ganzen geht die Schraube runter zur noch schärferen Weltwirtschaftskrise. Und sich dagegen zu sträuben, heißt, Arbeitszeitverkürzungen *ohne* Lohnkürzungen durchzusetzen. Deswegen scheint mir der Kampf der IG Metall besonders wichtig.

Mit diesem Stichwort allein, Arbeitszeitverkürzung und Verteilung der Arbeit, ist es noch nicht getan. Sie beschreiben eine neue Form von Arbeit, eine neue Form der Organisation von Arbeit und Sie beschreiben auch eine mögliche Lösung für das Problem: Was tut man dann in der freien Zeit? Wie definieren Sie in einer Gesellschaft mit verkürzter Arbeitszeit die neuen Arbeitsformen?

Ich möchte vorausschicken, daß meiner Meinung nach die Konsumtion, daß der Lebensstandard überhaupt nicht zurückgehen braucht. Wenn wir weiter einen Produktivitätszuwachs von 3 1/2 bis 4 Prozent im Jahr haben wie jetzt, können wir die Arbeitszeit innerhalb von 20 Jahren um die Hälfte senken und immer noch mehr Kaufkraft haben als heute. Das ist wichtig. Also Freisetzung von der Hälfte der Zeit, die wir heute mit aufgezwungener Lohnarbeit verbringen, und die natürlich, wenn die Leute nur halbzeitig tätig sind, einen ganz anderen Stellenwert haben wird als heute. Stellen Sie sich vor, Sie arbeiten entweder nur zwei Tage in der Woche oder 6 Monate im Jahr oder 1 Jahr und dann 1 Jahr wieder nicht usw. Was heute lästiger Zwang ist, wird ganz anders ausschauen. Erstens: Leute, die nur 2 oder 2 1/2 Tage in der Woche arbeiten, werden viel anspruchsvoller gegenüber der Arbeit sein und auch viel kreativer in der Arbeit als sie es heute sind.

Wenn wir nur halb so lange arbeiten wie heute, heißt das, daß wir im großen und ganzen die

Verteilung der Arbeitsstunden in der Woche oder im Monat oder im Jahr oder im Leben viel flexibler selbst bestimmen können. Und auch das haben amerikanische, sagen wir fortschrittliche Unternehmer wie Hewlett Packard verstanden. Bei Packard gibt es keine Schichten, keinen Stundenzwang, es gibt auch keine Hierarchie. Es ist wie eine große Bahnhofshalle, in der 1 500 Personen arbeiten und alle gehen herum. Sie können, wenn Sie hereinkommen, überhaupt nicht wissen, wo der Arbeitsplatz liegt. Denn die Leute hören nie auf, von einem Platz zu einem anderen zu gehen, sich gegenseitig zu befragen oder zu kooperien. Und ganz am Ende der Bahnhofshalle ist ein kleines verglastes Büro, da sitzen zwei Männer drin, der eine ist Hewlett, der andere Packard. Das sind die Bosse. Zu denen kann jeder ständig rein. Und wenn sie irgendetwas erfinden oder eine Idee haben, dann können Sie Ihre Erfindung einmal monatlich bei bestimmten Konferenzen selbst vortragen; es wird einem Sachverständigenrat unterbreitet und angenommen oder um Ergänzungen gebeten oder zurückgewiesen. Aber immer wissen Sie, warum etwas angenommen oder abgelehnt wird, und wenn der Vorschlag angenommen ist, sind sie selbst verantwortlich für die Durchsetzung, So, das ist Anzapfung der Kreativität der Beschäftigten in einem Betrieb, wo Arbeitszeit schon verkürzt und flexibler geworden und die Hierarchie abgebaut ist und die Leute als, sagen wir, mündige, selbständige Personen angesprochen werden.

Nun ist das, was da gemacht wird, ja eine sehr hochqualifizierte Arbeit. Es gibt aber doch und wird sicher auch in begrenztem Umfang in jeder Gesellschaft die sogenannte Drecksarbeit weitergeben, also notwendige, unangenehme Arbeit. Ich glaube, zu diesem Typ von Arbeit müssen Sie auch noch etwas sagen.

Ja. Es ist schon eine alte Idee, daß die Drecksarbeit von keinem auch nur halbzeitig verrichtet werden soll. Nehmen Sie zum Beispiel die Müllabfuhr oder andere Reinigungsarbeiten in Hospitälern. Warum kann diese Arbeit im Turnus nicht von allen, sagen wir, in einer Stunde im Monat verrichtet werden? Das ist schon so plausibel, daß es gar keine Erklärungen braucht. Und wenn Sie, sagen wir, eine Stunde im Monat oder vier Stunden alle vier Monate Müllbeseitigung leisten: Meiner Meinung nach ist das eher eine Abwechslung in Ihrem Leben als eine schreckliche Arbeit.

Sie sagen, Drecksarbeit wird so verteilt, jeder macht eine Stunde im Monat oder auch eine Stunde in der Woche. Das setzt doch voraus, daß es eine zentrale Stelle gibt, die darüber disponiert, wann wer dran ist und das zuordnet, das verteilt, das einteilt und auch kontrolliert und überwacht. Wir bekommen da so ne zentrale Steuerungsinstanz, was man doch vielleicht nicht so gerne haben möchte. Wie sieht das denn aus? Ich finde in Ihrem Buch einmal an einer anderen Stelle in einem anderen Zusammenhang eine kurze Bemerkung, das ist in der These 20, wo es dann heißt, die allgemeine Arbeitszeitverkürzung setzt insbesondere ein Zentrum der Prognoseplanung und Informationssammlung voraus. Versteckt sich hinter dieser zentralen Stelle so etwas wie die Super-Bürokratie der paradiesischen Gesellschaft?

(Lacht) Wir haben in Frankreich beinahe 40 Jahre ein Planungskommissariat, das heißt Commissariat Géneral du Plan, in dem werden alle Daten gesammelt, die die Wirtschaft in ihrer Gesamtheit und in ihren Details betreffen. Über alle Bereiche und Sektoren und Industriezweige wird alles Mögliche gesammelt, damit Prognosen möglich werden. Und ich habe noch nicht bemerkt, daß daraus ein Überwachungsstaat entstanden ist. Um dies einmal anschaulicher zu machen: Nochmals das Beispiel Müllabfuhr. Das wird doch auf der Ebene der Gemeinde gemacht oder des Stadtviertels oder der Wohngemeinschaft. In jedem Haus werden Pflichten verteilt. Und da können Sie sich vorstellen, daß in den verschiedenen Häusern einmal jährlich eine Versammlung stattfindet, wie das heute auch der Fall ist, wo die Leute sich ihre Zeit einrichten. Wer wird an welchem Samstag sich halbtägig verflichten, den Müll abzuführen? Wo ist der Überwachungsstaat? Das braucht nicht mal einen Computer, das braucht einen Zettel mit darauf geschriebenen Zeiten.

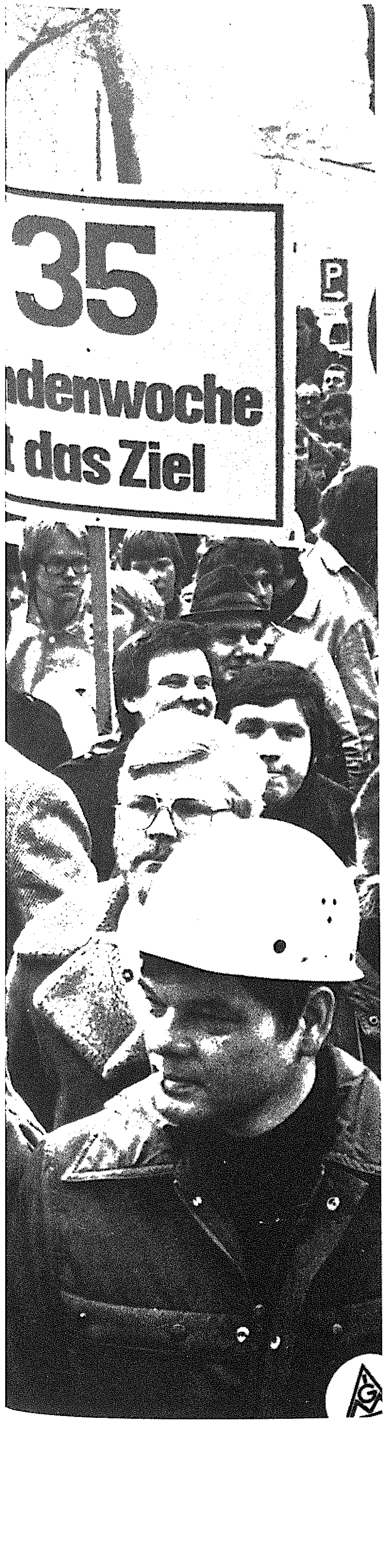
Ja gut, auf dieser Ebene da mag Ihr Beispiel das plausibel machen. Gilt das aber auch für die doch gesamtgesellschaftlich notwendig werdende Steuerung auch von Arbeitsbewegung in andere Branchen hinein?

Meiner Meinung nach schon. Die Idee zu diesen »labour exchanges«, man kann es Arbeitsplatzbörsen nennen, die steht sehr interessant in einem Roman von Ursula Le Guin, der Roman heißt auf Deutsch »Die Enteigneten«, (The Dispossessed). In dem beschreibt sie eine Gesellschaft, die wie eine planetarische Föderation von Kibuzzim ist. Und zwar geht das so. Wenn Sie Ihren Arbeitsplatz aufgeben wollen (sie arbeiten bspw. in einer Kugellagerfabrik seit sechs Monaten halbzeitig und sagen, jetzt möchte ich sechs Monate lang reisen, studieren, Flöte lernen oder Theater), müssen Sie sich einen Ersatzarbeiter suchen. Dafür gibt es eine Arbeitsplatzbörse. Wie schaut die aus? Sie haben, wie heute die Stellenangebote in den Zeitungen, eine in allen Gemeinden des Landes zugängliche elektronische Börse, wo alle Tauschstellenangebote und Stellennachfragen aufgezeichnet sind. Da brauchen Sie nur nachzuschauen, elektronisch nachblättern. Was Sie suchen, werden Sie sicher finden, irgendwo. Und der Mann, der seine Kugellagerfabrik verlassen will, muß nur darauf warten, bis er seinen Ersatzmann findet. Der Ersatzmann muß dann vom Team natürlich auch angenommen werden. Das gehört zur innerbetrieblichen Demokratie natürlich dazu. Also ich sehe auch hier nicht den Überwachungsstaat.

Sie sprechen noch von anderen Formen der Arbeit. Es gibt die notwendige Arbeit, sozusagen die Pflichtarbeit, die wir verteilen müssen. Dann gibt es das, was Sie fakultative Arbeit im Mikrobereich nennen. Was meinen Sie eigentlich damit?

Ja, also dieses Mikrosoziale steht zwischen der fremdbestimmten, gesamtgesellschaftlich fremdbestimmten Arbeit und der ganz selbständig und selbstbestimmten Arbeit. Zwischen den beiden liegt ein Bereich, in dem ständig eine Wahl getroffen werden kann, was die Ge-





meinschaft oder die Gemeinde eigentlich für Bedürfnisse als unentbehrlich betrachtet. Und dieser dazwischen liegende Bereich ist meiner Ansicht nach dazu bestimmt, daß kreatives Unternehmertum erlaubt ist. Heute können Sie kein kreativer Unternehmer sein, auch nicht innovationstüchtig, auch nicht Erfinder, wenn Sie nicht Bankkapital haben und dazu bereit sind, sich im Todeskampf mit der Konkurrenz mit allen möglichen Tricks und dreckigen Fußangeln auseinanderzusetzen. Was an ideenreichen Erfindern und Unternehmern potentiell besteht, wird durch die Natur des Konkurrenzkampfes eigentlich neutralisiert. Die Leute, die wirklich kreativ sind, die wollen damit nichts zu tun haben. Die gehen lieber in die sog. wissenschaftliche Forschung als Angestellte. Nun, im mikrosozialen Unternehmertum soll es immer möglich sein, daß eine Gemeinde oder ein Landkreis beschließt, lokal zur Selbstversorgung das herzustellen, was normalerweise in Großbetrieben gesamtgesellschaftlich erzeugt wird. Z.B. in dem sie Kleidungsartikel oder Pullover herstellt. Im Bereich des Notwendigen, des gesamtgesellschaftlich Produzierten haben wir, sagen wir 12 verschiedene Pullover. Die sind billig, gut und nicht der Mode unterworfen. Jetzt kommt in ihre Gemeinde ein Mann, der war, sagen wir in Mailand, wo er Ideen gesammelt hat, wie eigentlich ein guter, robuster Pullover besser ausschauen könnte, ohne teurer zu sein. Dazu hat er Modelle entworfen und eine neue Strickmaschine programmiert. Und diesen Produktionsvorschlag übergibt er, sagen wir, der Gemeinde. Er sagt: Wollt Ihr nicht, daß unsere Leute schönere Pullover haben als die, die uns gesamtgesellschaftlich die großen Fabriken liefern. Darauf kann man mit ja oder nein antworten. Wenn die Leute ja sagen, dann wird der Unternehmer beauftragt, mit dem Gemeinschaftskapital die Maschinen einzustellen und die Produktion aufzunehmen. Setzt er sich so durch, daß sein Produkt mehr gefragt ist als das, was makrosozial im großen Bereich zur Verfügung steht, dann muß seine Produktion als eine notwendige angesehen werden, d.h. sie substituiert sich. Also die Arbeitsleistung der Leute, die für diesen »Unternehmer« arbeiten, wird als eine gesamtgesellschaftlich gültige Arbeitszeit angesehen und auch dementsprechend von ihrer Pflichtarbeit abgeschrieben, d.h. wenn sie z.B. 900 Stunden im Jahr der Gesellschaft schuldig sind, um ihr Mindesteinkommen lebenslang zu bekommen und sie in diesem Betrieb 900 Stunden im Jahr arbeiten, haben sie ihr Pflichtsoll erfüllt. Nun kann es natürlich auch sein, daß der Mann nicht mit seiner Erfindung durchkommt. Dann kann er sie nichtsdestoweniger als kooperatives, genossenschaftliches Unternehmen weiterführen. Nur bitte wird er dafür kein gesellschaftliches Kapital bekommen. Das heißt, er wird Leute finden müssen, die sagen, ja, wir möchten Dir gerne helfen, diese Maschine zu erwerben und diesen Pullover zu stricken für unseren Eigenbedarf, Selbstversorgung. Das wird dann ein Luxusartikel, ein Phantasieartikel, der kommt obendrauf, aber natürlich muß der Mann imstande sein, eine neue Maschine zu bekommen. Wie kann er sie bekommen? Ja, indem man ihm das Kapital dazu vorschießt. Wie kann man das machen? Indem verschiedene Leute, alle die, die in der Genossenschaft tätig sein werden, statt 900 Stunden im Jahr 1000 Stunden arbeiten und mit dem Erlös von den 100 Stunden mehr den Ankauf der neuen Maschine ermöglichen. So, wir haben keinen Kapitalismus, wir haben keinen staatsbürokratischen Sozialismus. Aber wir haben ein soziales Unternehmertum. Und der Mann arbeitet ja wie alle Erfinder nicht für den Profit, er arbeitet, weil ihm an der Verwirklichung einer Erfindung, einer Idee liegt. Von der kann er auch leben. Aber der Gewinn ist nicht das Hauptsächliche, für keinen Erfinder ist der Gewinn das Hauptsächliche.

Was auch heißt, daß die lokale und regionale Produktion gegenüber einer gesamtgesellschaftlichen meistens Vorteile hat. So bspw. im ganzen Energiesektor. Wenn wir lokale und regionale Energien anzapfen, verwerten wollen, können wir damit nicht gesamtgesellschaftliche Großbetriebe beauftragen. Das haben wir in Frankreich, auch in der Bundesrepublik zu Genüge gesehen. Wenn Sie z.B. Windenergie haben wollen oder die kleinen Wasserfälle auswerten wollen und so weiter, können Sie nur auf lokale und regionale Initiative rechnen. Aber diese darf sich auch durchsetzen, indem der Ankauf von gesamtgesellschaftlich produziertem Strom zurückgeht, also lokale oder regionale Selbstversorgung als Teil des gesamtgesellschaftlichen Pflichtsolls.

Es gibt den Groß- oder Fernbereich der Gesellschaft und es gibt den Nah- und Lokalbereich. Und jetzt gibt es noch den dritten Bereich. Und in dem dritten Bereich, da verwirklicht sich das Individuum?

Schon, ja. Das ist die Verwirklichung der persönlichen oder mikrogemeinschaftlichen, kleingemeinschaftlichen Ansprüche oder Sehnsüchte oder Bestrebungen. Was wir verhindern müssen, ist Einförmigkeit. Nichts ist schrecklicher als eine einförmige Gesellschaft.

Die Frage, auf die wir ja die Antwort finden müssen, ist, wenn die Arbeitszeit so zurückgeht und die Leute nicht verelenden sollen, auch psychisch, was sollen sie dann machen? Sie sollen machen, was ihnen Lust macht. Und wir müssen eigentlich wieder die Lust des Selbstmachens erfinden; die hat man uns genommen.

Wie sieht dieser Bereich der selbständigen Tätigkeit nach Ihrer Vorstellung aus?

Es ist der Bereich, in dem Sie alles machen, was Ihnen Lust macht. Alle Kinder ab 2 oder 3 Jahren malen gern, zeichnen gerne, singen gerne, und die Schule hilft ihnen eigentlich dabei nicht, ganz im Gegenteil: sie verlernen in der Absolvierung ihrer Schule die Lust am Singen, am Zeichnen, am Schreiben, am Kreativ-Sein. Und diese Lust, diese Freude an der selbstbestimmten Tätigkeit, auch an der künstlerischen Tätigkeit, kann nur in der freien Zeit wieder zur Entfaltung kommen. Also Freizeittätigkeiten sind erstens künstlerisch. Aber nicht nur. Zum Beispiel alles, was die Neugestaltung, Verschönerung eines Wohnviertels betrifft, oder auch Gartenbau. Überall wird von allen, die etwas Zeit haben, Gartenbau betrieben. Man ist mit der Erde in Kontakt und sieht, was Leben eigentlich ist. Aber wenn sie zum Beispiel die Verschönerung Ihres Wohnviertels betrachten: Niemand ist dafür zuständig. Wenn Sie den Be-

wohnern die Zeit dazu geben, die Mittel, Ihr Wohnviertel neu zu gestalten, kommen sie zu ganz erstaunlichen Resultaten, die Sie auch zum Beispiel in Mexiko sehen können. Was dort in den Wellblechdörfern oder -städten an Malereien plötzlich herauskommt auf den Wänden oder an Verzierungen, das ist ein Bedürfnis der Menschen, das Funktionell-Praktische auch künstlerisch zu verzieren, d.h. angenehm zu gestalten. Aber das ist ein Selbstzweck, das ist keine Tätigkeit, die sie entlohnen können. Der Lohn ist ihre Tätigkeit selbst. Das ist ein, meiner Meinung nach wichtiger Bereich der Selbstbetätigung. Dann kommt die ganze Eigenproduktion, z.B. alles, was Sie nicht auf dem Markt kaufen können. Dafür muß es in den Wohnvierteln oder auch den großen Mietshäusern die Werkzeuge geben, um Sachen selbst herzustellen. Sowohl Ihre Kleider als Ihre Musikprogramme, evtl. Möbel usw. Es ist ein Bedürfnis der Menschen, selbst zu erzeugen, selbst zu schöpfen, was sie brauchen. Aber nur muß das Unentbehrliche ihnen gesellschaftlich zugesichert sein. Diese schöpferische Tätigkeit kann sich nur entfalten als Lust am Schaffen, wenn kein Zwang dazu besteht. Wenn Sie von der Gesellschaft nicht mehr genug Einkommen, Geld bekommen, um sich Ihre Kleider zu kaufen, um sie selbst nähen zu müssen, ist es keine erfreuliche und selbstverwirklichende schöpferische Tätigkeit, dann ist es ein Zwang. Genau wie es für eine Frau, die 8 Stunden lang in der Fabrik arbeitet, ein Zwang wird, sich dann noch das Kind aus der Krippe zu holen und ihm die Nahrung zu kochen und es zu betreuen. Wenn sie nur 4 Stunden am Tag arbeitet, könnte sie bei gleichem Lohn sich mit dem Kind auch freuen. Wenn sie aber unter ständigem Zeitdruck steht, dann entarten die an sich erfreulichenTätigkeiten in notwendige und lästige. Also der Hauptbereich der Selbstverwirklichung ist das Künstlerische und das Produzieren von Entbehrlichem.

Wir sollten nochmal das, was Sie unter »Wege ins Paradies« beschreiben unter einem anderen, auch diesem Buch entnommenen Gesichtspunkt ansehen und verdeutlichen. Es taucht da ein verblüffender, vielleicht auf den ersten Blick unglaubwürdiger Gedanke auf, nämlich der der Möglichkeit eines garantierten Lebenseinkommens. Wenn man nun skeptisch gegenüber staatlicher Fürsorge usw. ist, könnte man auf die Idee kommen, vorausgesetzt, daß es möglich ist, da wird so etwas anvisiert wie ein totaler Versorgungsstaat. Allein dafür, daß man da ist, kriegt man schon Geld. Wie stellen Sie sich das vor mit diesem Einkommen?

Zuerst zum Prinzip. Es kann keine Gesellschaft geben, wenn die *Mitglieder* dieser Gesellschaft nicht vor Verelendung und Hunger geschützt sind. Es ist eine Verpflichtung, eine wesentliche Verpflichtung jeder Gesellschaft, für ihre Mitglieder einzustehen. Sonst bricht die Gesellschaft als solche zusammen und wir haben nur noch den Staat. Auf diesem Weg sind wir übrigens. Das garantierte lebenslängliche Einkommen ist schon eine alte Idee, die schon im 18. Jahrhundert in England propagiert wurde. Aber die kommt heute wieder auf, weil sie den Gegebenheiten entspricht. Wenn Sie nur zu 900 Arbeitsstunden im Jahr verpflichtet sind, hat es doch keinen Sinn, jede Woche ihre 18 Stunden zu arbeiten. Sie arbeiten doch viel lieber einen Monat ganz, einen Monat überhaupt nicht usw. Aber dann können Sie auch nicht nur für Ihre Arbeitszeit bezahlt werden, sonst stünden Sie ja während der Nichtarbeitszeit unter totalem Lohnausfall. Das Problem der Verkürzung, der drastischen Verkürzung der Arbeitszeit kann nur gelöst werden, wenn das, was Sie während Ihrer Arbeitszeit gesellschaftlich leisten, Ihnen über den ganzen Zeitraum Ihres Lebens zurückgegeben wird. Und nicht nur im Moment, wo Sie etwas leisten. Wie kann das gestaltet sein? Meiner Meinung nach nicht dadurch, daß man, sagen wir, die Arbeitszeit um die Hälfte herabsetzt und die Stundenlöhne verdoppelt. So etwas scheint mir nicht nötig. Das wird oft von Gewerkschaftlern für notwendig gehalten und scheint mir fatale wirtschaftliche Auswüchse mit sich zu bringen. Denn wenn Sie die Löhne in den leistungsfähigen Zweigen verdoppeln, müssen Sie sie überall verdoppeln. Verdoppeln Sie aber die Stundenlöhne, sagen wir für Lehrer, für pflegendes Personal, für Künstler, im Baugewerbe, dann wird sich der Kostpreis, der Entstehungspreis in allen diesen Bereichen verdoppeln und die Leistungen dort werden unerschwinglich werden. Wie es übrigens heute schon der Fall ist. Deswegen soll nicht der Stundenlohn verdoppelt werden; er soll bleiben wie er ist. Die Entstehungskosten sollen sich in den leistungsfähigen automatisierten Zweigen wirklich um die Hälfte senken.

Auch die Exportpreise werden dadurch um die Hälfte runtergehen. Aber auf stark verbilligte Produkte wird der Staat eine Steuer erheben, wie er es heute auch auf alle die Produkte tut, die stark verbilligt sind und keinen großen gesamtgesellschaftlichen Nutzwert haben, z.B. Tabak, Alkohol, Erdölprodukte, Personenkraftwagen usw. Auf alle diese Sachen, die sehr stark verbilligt wurden in den letzten 50 Jahren, werden ganz bedeutend hohe Steuern erhoben. Und dieses Steueraufkommen einer immer billiger werdenden Produktion wird dann umverteilt, fließt in einen Einkommensfundus, um dann auf die Bevölkerung verteilt zu werden. Es ist also die Quelle ihres Überlebens während der Nichtarbeit. Das ist ungefähr die gleiche Sache wie die Sozialversicherung in Frankreich heute. Sie ist keine staatliche Einrichtung. Da werden Beiträge erhoben, die in eine Zentralkasse fließen und wieder verteilt werden. Das gleiche System kann man natürlich hier anwenden zum Finanzieren des lebenslänglich garantierten Einkommens.

Wer organisiert Ihrer Meinung diese Umverteilung? Wie sieht dieses Einkommen auf Lebenszeit aus?

Sagen wir, es wird vom Staat eingesetzt durch ein Gesetz, gesetzlich bestimmt. Aber an sich sind es Einrichtungen wie Krankenkassen, d.h. auf der einen Seite kommt immer was rein, d.h. durch Umsatzsteuer oder Mehrwertsteuern, auf der anderen Seite ist jeder berechtigt, lebenslänglich sein Mindesteinkommen zu beziehen.

Wobei Mindesteinkommen in Ihrer Vorstellung heißt, daß es ihm auch erlaubt, auf einem minimalen Niveau zu überleben.





Sagen wir, normal zu leben unter den gegebenen gesamtgesellschaftlichen Umständen. Das heißt, all das Unentbehrliche zu haben, inclusive Zeitungen, Bücher usw.

Da wird sicher sofort von einem Kritiker der Einwand kommen dann tut doch keiner mehr was, wenn man so eine Art Lebensrente allein dafür, daß man da ist, bekommt. Was antworten Sie darauf?

Ich finde diesen Einwand immer ganz komisch. Denn auf der einen Seite sagen uns die gleichen Leute, ja, was sollen denn die Menschen tun, wenn sie nicht arbeiten. Auf der anderen Seite, wenn sie nicht unter ständigem Arbeitszwang stehen, wird gesagt, dann werden sie überhaupt nichts tun. Meiner Meinung nach ist das ganz umgekehrt. Je weniger Sie zur Arbeit gezwungen sind, desto höher ist der Stellenwert, den eine gesamtgesellschaftlich nützliche Arbeit für Sie hat. Denn wenn Sie nur, sagen wir auf der lokalen, persönlichen oder Familienebene tätig sind, sind Sie eigentlich kein ganzer Mensch. Das haben die Frauen richtigerweise schon immer gesagt. Deswegen gibt es ja bei den Frauen, die normalerweise nicht zu entlohnter Erwerbsarbeit gezwungen sind, eine Nachfrage, einen Anspruch auf entlohnte Arbeit. Warum denn? Weil diese entlohnte Arbeit gesamtgesellschaftlichen Wert hat und die Familienarbeit nur einen besonderen, nicht gesamtgesellschaftlich gültigen Wert hat. Gesamtgesellschaftlich gültig sein, ist auch ein menschliches Bedürfnis und ein Grundrecht, und um so weniger Arbeit sie zu verrichten haben auf dem gesamtgesellschaftlichen heteronomen Gebiet, um so wertvoller wird Ihnen diese Tätigkeit erscheinen. Da kommen Sie auch mit ganz anderen Menschen in Kontakt; da kommen Sie aus Ihrem Wohnviertel raus, aus ihrem Haus raus und begegnen neuen Erlebnissen, Erfahrungen und Personen.

Man kommt, wenn man Ihr Buch liest und Ihren Gedanken und Entwürfen folgt, sehr schnell auf eine ganz naheliegende Frage. Wenn in dieser krisengeschüttelten gegenwärtigen Welt diese Möglichkeiten tatsächlich drin sind, die uns aus der Krise rausbringen könnten, warum macht man das denn nicht? Anders gefragt, was sind die Widerstände gegen die Gesellschaft, in der Arbeitslosigkeit kein Fluch mehr ist, sondern die arbeitslose Zeit die eigentliche Zeit für menschliche Selbstverwirklichung ist?

Die Widerstände sind ideologisch. Erstens sind es die Denkgewohnheiten und die Wertvorstellungen. Aber nicht von allen. Denn sie haben einen wachsenden Teil der Bevölkerung, besonders der jüngeren Bevölkerung, die diese Wertvorstellung nicht mehr hat, die nicht mehr die Arbeit als einen zentralen gesellschaftlichen Wert ansieht, jedenfalls nicht die fremdbestimmte Arbeit. Und dann sind die Widerstände deshalb so groß, weil mit dieser Umänderung die jetzigen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zusammenbrechen würden. D.h. sie können Menschen, die lebenslängliches Einkommen zugesichert haben, die nur halbzeitig zur Arbeit verpflichtet sind usw., sie können ihnen viel weniger Sachen vorschreiben als heute. Die Leute sind nicht mehr an die Ordnungsvorstellungen der Zentralmacht gebunden, hängen also nicht mehr von ihr ab, wie es heute der Fall ist. Sie hängen auch nicht von den sogenannten Arbeitgebern im gleichen Maße ab. Aber wir haben schon unter den Technokraten Vorstellungen dieses lebenslänglich zugesicherten Einkommens, wenn auch auf ganz andere Weise. Z.B. in Frankreich haben wir 100 000e von Beschäftigungen, die weder ökonomischen noch kulturellen noch überhaupt einen Wert haben. Für die die Leute bezahlt werden. Nur damit sie durch lohnabhängige, fremdbestimmte Beschäftigung weiter im Herrschaftsbereich der bestimmten Ordnung bleiben. Sie können sich auch vorstellen, daß diese gleichen Technokraten, die das heute organisieren, dazu übergehen, gewisse Arten von Konsum zu entlohnen und als eine gesellschaftlich produktive Tätigkeit anzusehen. Z.B. den Konsum von Computerprogrammen, von Selbsterziehungs- und Selbstnormalisierungstätigkeiten. All das ist die andere Form des lebenslänglich zugesicherten Einkommens, die ich vermeiden möchte.

Sehen Sie denn im bestehenden System, wenn das also ökonomisch möglich ist, wie Sie sagen, schon Ansätze wie so etwas wie dieses Einkommen auf Lebenszeit?

Die haben wir. Aber unter gräßlichen, ja erniedrigenden und erdrückenden Formen. Z.B. haben wir in der Bundesrepublik und in Frankreich und anderswo die Herabsetzung der Altersgrenze. Sie dürfen mit 60 oder 58 oder gar 55 in Pension gehen, sie dürfen, d.h. sie müssen. Kein Betrieb wird sie länger behalten. Was sollen Sie dann neu anfangen, das sagt Ihnen niemand. Sie werden bezahlt, um zu konsumieren. Wir haben auch Besseres. Wir haben in Frankreich mindestens 500 000 jüngere Menschen, die vom Staat dafür bezahlt werden, sich in einer Weise zu beschäftigen, die keinen Sinn hat. Sie werden bezahlt, um Berufe zu lernen, die sie nicht ausüben können; um zu studieren, ohne überhaupt eine Aussicht zu haben, das Studium später anwenden zu können. Es ist ein langweiliges Studium obendrauf, und es gibt auch viele jüngere Leute in Betrieben, die über den Staat dafür bezahlt werden, in den Betrieben zuzuschauen, wie man arbeitet. Es ist sinnlos. Aber es ist eine Art des bezahlten Konsums von Lernprogrammen und Lehrgängen. Und wenn es, was wahrscheinlich ist, in den kommenden Jahren zu Aufständen kommt, Volksaufständen, wie wir sie in Detroit oder Liverpool gesehen haben, dann wird sehr rasch eine Gruppe von Technokraten kommen, die sagen wird, damit machen wir jetzt Schluß, indem wir allen ein ausreichendes Einkommen dafür sichern, sich wieder in das Herrschaftsgefüge dieser Ordnung einzuordnen. Und das werden sie folgenderweise machen: z.B. wird den Leuten ein Heimcomputer gegeben werden, auf dem sie wöchentlich oder monatlich Prüfungen zu bestehen haben: Intelligenzprüfungen, psychologische Prüfungen, Konsumprüfungen, Prüfungen, die beweisen, daß sie ihr Wissen beibehalten, daß sie Neues dazulernen, daß sie auch sexuell normal tätig sind usw. usf. Und je nach der Note, die sie erhalten, werden sie ein höheres oder ein niedrigeres Einkommen von der Gesellschaft zugesichert erhalten. Das ist von einem Science Fiction-Autor, John Brummer, in England plausibel beschrieben worden.

Und das nennt er die Selbstüberwachungsgesellschaft. Also, was ich meine, ist, auf die eine oder die andere Weise kommt die lebenslänglich gesicherte Einkommensform auf uns zu. Sie kann das Orwell'sche 1984 auf eine andere Weise verwirklichen, als es Orwell vorgesehen hat. Oder sie kann von uns umfunktioniert werden, damit sie nicht herrschaftsstabilisierend und unterdrückend wirkt, sondern eine Befreiung ist.

Sie sagten vorher, die hauptsächlichen Einwände oder Schwierigkeiten gegen die Durchsetzung einer befreienden Umorganisation der Arbeit oder gesellschaftlichen Umdefinition der Arbeitslosigkeit seien vor allem ideologischer Natur. Was haben Sie damit genau gemeint?

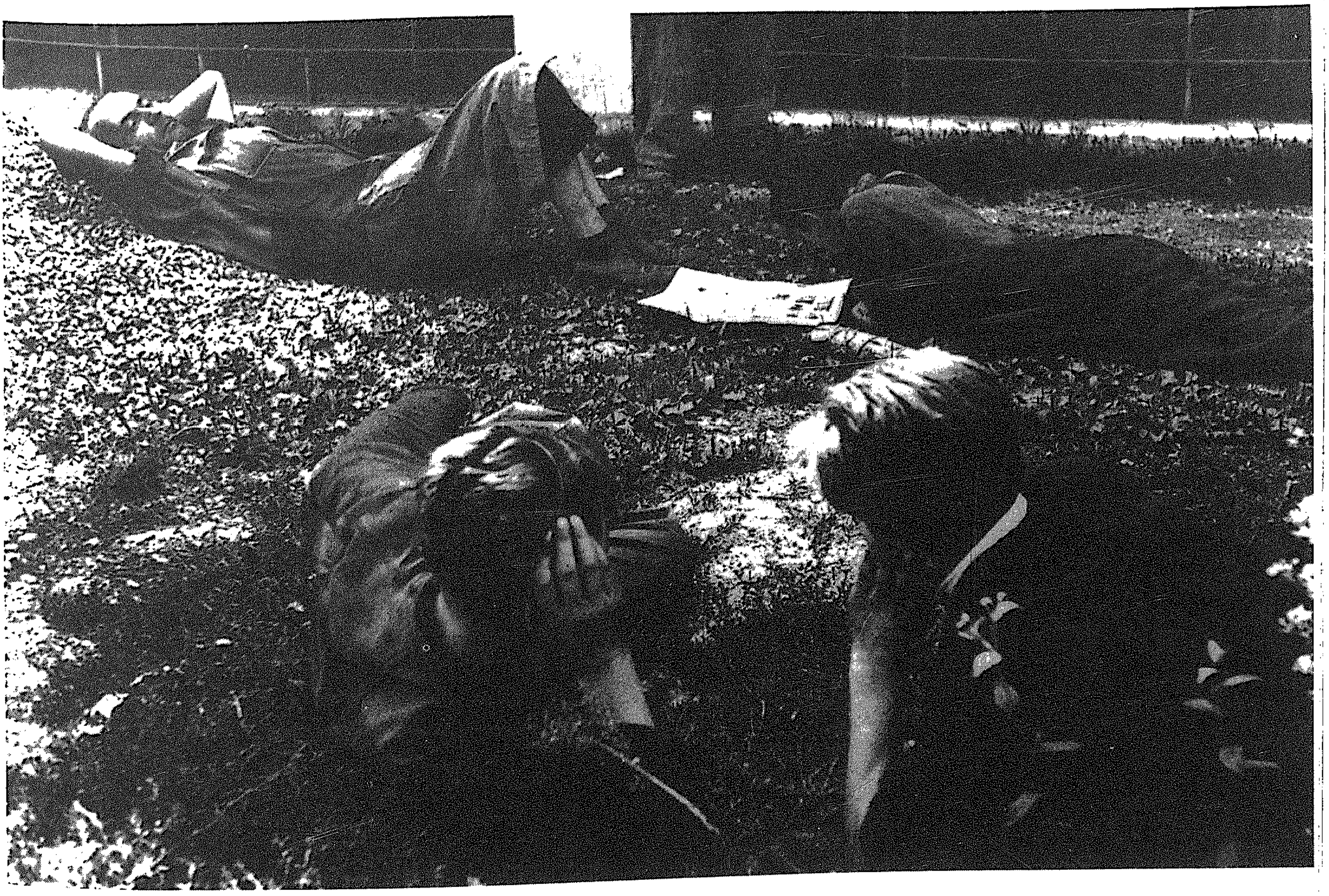
Die Widerstände sind ideologischer Art und sie sind schwer zu durchbrechen. Meiner Meinung nach ist ideologischer Widerstand immer ein steifer und nur langsam zu überwindender Widerstand. Denn sie haben da mit der Trägheit, den Denkgewohnheiten, den Lebenserfahrungen älterer Menschen zu tun. Z.B. hat einer der großen französischen Technokraten kürzlich einen Artikel geschrieben, indem er entgegen allen amerikanischen und bundesdeutschen Erfahrungen behauptet, ein Betriebsverantwortlicher, der nur halbzeitig tätig wäre, könnte seinen Beruf überhaupt nicht ausüben. Nun haben sie aber Tausende von Architekten, Ingenieuren, Managern, Management-Experten usw. in den Vereinigten Staaten, auch in der Bundesrepublik, die nur halbzeitig tätig sind. Aber der Mann sagt, es ist nicht möglich, das ist seine Erfahrung, sein Leben. Und die anderen fügen hinzu, wenn es möglich wäre, es wäre demobilisierend, denn wir sind in einer Leistungsgesellschaft. Die Wirklichkeit ist, wir sind nicht mehr in einer Leistungsgesellschaft. Wir sind in einer Gesellschaft, wo nur auf einem sehr engen und spezialisierten Gebiet noch menschliche Leistung wirklich existiert. In den Prozeß-Industrien, in E-Werken, in Eisenbahnen usw. ist sie bereits meßbar. Auch im ganzen Dienstleistungssektor, im Bereich der Pflege, der Erziehung usw.: wie können Sie denn dort Leistungen messen? Das können Sie nicht messen. Sie können sie nicht quantifizieren. Sie können nicht einen Lehrer dafür bezahlen, wie viele Stunden er gelehrt hat und auch nicht, wie viele Schüler er in der Mindestzeit formiert hat. Wahrscheinlich ist der leistungsfähigste Lehrer derjenige, der die meiste Zeit mit den wenigsten verbringt, d.h. nach unseren Normen, der am wenigsten Leistungsfähige. Das gleiche gilt ja für Ärzte. Wenn Sie einen Arzt haben, der Sie 3 1/2 Minuten in Konsultation empfängt, der leistet viel, nicht? Aber was leistet er wirklich? Und wieviel verpfuscht er? Und was sind die unsichtbaren Kosten seiner Leistung? Die unsichtbaren Kosten der Leistungsgesellschaft sind sehr hoch und sie steigen ständig. Wären wir weniger auf Leistung aus, dann wären die sozialen Kosten auch unserer Lebensweise viel niedriger. Das ist eine Einsicht, die sich heute durchschlägt. Sie wurde von Claus Offe von der Universität Bielefeld übrigens ganz ausgezeichnet beim Soziologentag in Bamberg ausgeführt.

Widerstände neuer Erfahrungen zu verarbeiten und neue Konsequenzen daraus zu ziehen. Wenn das so schwer ist, wie kann man es dennoch angehen? Wie kann man vernünftige Modelle überführen in die Wirklichkeit? Das ist doch so etwas wie eine Gretchenfrage an jeden Theoretiker, der fast ein gesamtgesellschaftliches Modell entwirft.

Es gibt verschiedene Anknüpfungsmöglichkeiten, z.B. haben Sie in der Bundesrepublik eine Alternativbewegung, die viele geprägt hat und entfalteter ist als in Frankreich. Wir haben eine derartige Bewegung auch in den Niederlanden und in Italien. Aber diese Bewegung veranschaulicht, was möglich werden könnte. Sie sagt uns nicht, wie wir zu einer — sagen wir — verallgemeinerten Umänderung unserer Lebensweise, Werte, Ideologien usw. kommen können. Meiner Meinung nach ist wahrscheinlich der *Tarifvertrag* der wichtigste Übergangs-Pfad zu einer neuen Gesellschaft mit anderen Wertbeziehungen. Wenn, wie das in der Bundesrepublik augenblicklich der Fall ist, auch in den Niederlanden, die Gewerkschaften dafür kämpfen, daß Arbeitszeit verkürzt wird, und zwar in der gleichen Proportion wie die Produktivität voraussichtlich wachsen wird, dann ist sie imstande, der Gesellschaft, aber auch dem Staat eine verschiedene Politik aufzuzwingen. Es ist nicht möglich, die Arbeitszeitverkürzung bei notwendigem Lohnausgleich so durchzuführen, daß dafür für die Unternehmen höhere Entstehungspreise das Resultat sind. Das beeinträchtigt den Export. Deswegen ist es Aufgabe eines Staates, die Erhöhung des Stundenlohnes durch eine Reform des Besteuerungssystems zu kompensieren. Und das bringt uns in die Richtung des lebenslänglich gesicherten Einkommens. Das heißt, eine neue Politik, die Preise definiert, gesellschaftliche Prioritäten festlegt und Arbeitszeit bei vollem Einkommensausgleich verkürzt, aber diese Verkürzung nicht dadurch zur Auswirkung bringt, daß die Exportpreise erhöht werden. Der gewerkschaftliche Kampf bleibt heute die hauptsächliche Triebfeder einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung, auch wenn, sagen wir, der Ideenreichtum nicht aus dieser Richtung kommt. Phantasie, gesamtgesellschaftliche Kreativität, neue gesellschaftliche Beziehungen, neue Werte werden außerhalb des Arbeitslebens heute geschöpft. Aber die Gewerkschaftsbewegung bleibt meiner Meinung nach eine unentbehrliche Kraft, um das Neue durchzusetzen.

Wo sehen Sie die hauptsächlichen Quellen für die anderen so notwendigen Bestandteile wie Phantasie, Kreativität, überhaupt die Entwicklung neuer Lebens- und Verständigungs- und auch Selbstverständigungsformen?

Ja, hauptsächlich in dem, was Sie die alternative Szene nennen. Die sogenannten Grünen und auch all die kleinen mikrosozialen Bewegungen, die damit zusammengehen, die Bürgerinitiativen. Alles, wodurch die Leute zeigen, daß sie nicht nur ihre Lebensbedingungen, auch ihre Lebensgestaltung selbst unter Kontrolle haben wollen. Daß sie nicht mehr dazu bereit sind, sich von einer gesamtgesellschaftlichen Ordnung oder einer Staatsmacht beherrschen und bestimmen zu lassen. Das ist heute in der Bundesrepublik sehr ausgeprägt. Deswegen halte ich die Bundesrepublik für einen der interessantesten Orte heute in der ganzen Welt. Ebenso interessant wie die Vereinigten Staaten.



Andererseits haben Sie vorhin die Möglichkeit angedeutet, daß technokratische Organisationsformen diesen Möglichkeiten zuvorkommen könnten, um auch ihre Macht zu erhalten. Wie groß ist Ihrer Meinung nach diese Gefahr, daß diese technokratischen Formen gewinnen und damit doch noch eine Orwell-Welt herbeiführen?

Sie ist groß. Spontan gehen wir in diese Richtung. Sie ist um so größer, je stärker die Staatsmacht ist und je mehr sie sich auf Gewerkschaften oder die Arbeiterschaft oder auf die bisherige Linke stützt. In Frankreich halte ich sie für sehr groß. Denn wir haben kein Gegengewicht. Weil die Linke am Ruder ist und eine phantasielose Politik betreibt, die uns in diese Richtung führt. In der Bundesrepublik scheint mir diese Gefahr geringer, auch in Großbritannien, auch in Italien. Erstens weil der Zentralstaat nicht über die gleiche Macht verfügt und zweitens, weil die Gewerkschaften und die ganze Linke in der Opposition stehen. Wenn Sie sich ansehen, was in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien vor sich gegangen ist, können Sie bemerken, daß der Abbau des Sozialstaates, des Versorgungsstaates viel langsamer vor sich geht als es die neuen konservativen Volkswirtschaftler möchten. Warum denn? Weil der Widerstand von den Unternehmerschichten kommt. Sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Großbritannien sind sich selbst konservative Unternehmer, Kapitalisten, der Sache bewußt, daß man einen Sozialstaat nicht so einfach abbauen kann. Sonst kommt es zum Volksaufstand. Auch sind wir heute nicht mehr in einer historischen Phase, wo die Reche und die Bourgeoisie faschistisch ist. Sie kann sich auf keine Massenbewegung stützen. Sie fühlt sich vereinzelt. Sie kann ihre Macht nur durch intelligente Spiele, die viel Spielraum lassen, beibehalten. Sie muß Zugeständnisse machen, sie muß weitsichtig sein. Ist sie es nicht, kommt es zu einer fatalen Kollision, die sie nicht gewinnen kann. Deswegen meine ich, daß die Gefahr einer Diktatur, eines Faschismus, heute nicht sehr groß ist. Und da der Übergang zu einem Orwell'schen Staat nur dadurch beschleunigt würde, daß ein — sagen wir — dummköpfiger Regierungschef auf Konfrontationskurs mit der Bevölkerung geht. Kommt es zur Explosion, ja, dann können wir einiges erleben, um sie niederzuschlagen. Wird die Explosion verhindert, können wir über Reformen auch radikale Änderungen durchsetzen.

André Gorz –
Ins Paradies – aber mit den Gewerkschaften!

aus:
PROKLA – Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik Nr. 55
(Neue Techniken – Umstrukturierung von Arbeit und Gesellschaft)
Rotbuch Verlag Berlin 1984

Mann — Frau — Maschine

Kulturtheoretische Spekulationen über ein Dreiecksverhältnis:

Die aktuelle Technik-Kritik, sei sei nun von der Frauenbewegung, der Alternativ- und Öko-Bewegung oder den Konservativen formuliert, gehe am eigentlichen Problem vorbei, meinen die Autoren des Buches "Maschinen-Menschen / Mensch-Maschinen", dem der untenstehende Text entnommen ist. "Die Maschinen, die wir bekämpfen, sind ein Teil von uns selbst: ein Teil unseres Denkens, der – von uns abgespalten – selbständige, körperliche Formen angenommen hat. Durch das Maschinenhafte in uns unterscheiden wir uns vom Tier. Die Zerstörung sämtlicher körperlich existierender Maschinen kann daran nichts ändern. Das, was von der Technik-Kritik gemeint ist, betrifft in Wirklichkeit unser eigenes Denken und Verhalten."

Technik und Maschine wurden auch in der sozialwissenschaftlichen Literatur meist pauschal als Produkt *des Menschen* oder *der Menschheit* vorgestellt. *Geschlechtsspezifisch* unterschiedliche Anteile am Schöpfungsvorgang dieser künstlichen Zweitwelt blieben weitgehend unidentifiziert. Bereits ein Blick auf die Namensliste jener Personen, die mit ihren Ideen, Entdeckungen und Erfindungen mehr oder weniger viel zum heutigen Reifegrad der Maschine beigetragen haben, könnte Aufschluss darüber geben. Nahezu vollständig gebührt die Ehre dem *Mann*. Doch scheint er sie nicht entschlossen genug für sich reklamieren zu wollen.

Diese Art des männlichen Understatements findet sich auch in der anthropologischen Position von Arnold Gehlen. Ihm zufolge entspringt die Maschinenkultur einer unbewussten und gleichwohl vitalen Triebhaftigkeit:"...der Mensch *muss* danach streben, seine Macht über die Natur zu erweitern, denn dies ist sein Lebensgesetz..." (1)

Zweierlei konstitutionell menschliche Merkmale stünden "als Determinanten hinter der gesamten technischen Entwicklung": die Merkmale des *"Handlungskreises"* (2) und des *"Entlastungsprinzips"* (a.a.O., S. 19).

Der Handlungskreis sei durch das "elementare menschliche Interesse an der Gleichförmigkeit des Naturverlaufes ..., ... einem instinktähnlichen *Bedürfnis nach Umweltstabilität*" geprägt. Dem komme die Natur durch die automatische, periodische Wiederholung ihrer Erscheinungen zwar entgegen, aber eben nur unvollkommen (a.a.O., S. 15). Der unberechenbare Rest bleibt für den Menschen eine Bedrohung.

Das zweite Merkmal ist das fundamental menschliche Bedürfnis nach Entlastung. Sie manifestiert sich zum einen in der Magie, die auf ihre Weise von der "Lähmung und Hilfslosigkeit angesichts der Naturgewalten" zu befreien versucht. Zweitens tritt es als Interesse an der Organentlastung (durch Werkzeuge), das heisst am "grösseren Erfolg bei kleinerer Anstrengung" hervor; und schliesslich drittens im instinktartigen Ziel der Gewohnheitsbildung, der Routine, dem Selbstverständlichwerden des Effekts (a.a.O., S. 18).

Gehlen leitet aus diesen anthropologischen Setzungen ab, dass sich die Entwicklung der Technik "triebhaft" vollzogen hat und daher unter gleichen Bedingungen von unterschiedlichen Menschengruppen immer wieder vollzogen würde (a.a.O., S. 17 und S. 19).

Völlig unberücksichtigt bleibt dabei der *geschlechtsspezifisch* unterschiedliche Gegenstandsbezug des Menschen zur Natur. Wäre es nämlich so, dass nur die männlichen Triebkomponenten anthropologisch verallgemeinert worden sind, dann wäre die Maschine als Ausfluss dieser Technik *lediglich die Maschine des Mannes, nicht die des Menschen*. Sie als Produkt des Menschen, als seine Entsprechung zu begreifen, wäre dann allerdings keine männliche Bescheidenheit mehr, sondern der Anspruch darauf, dass der Mensch sich im Männlichen erschöpft.

Die klassische Maschine – eine Maschine des Mannes

Der weibliche Gegenstandsbezug zur Natur ist, wie Maria Mies (3) darlegt, den Frauen als ein kooperativ-produktives Verhältnis erfahrbar gewesen. Durch ihre Fähigkeit, Leben zu gebären, können sie wahrnehmen, dass ihr *ganzer* Körper produktiv ist und nicht nur ihre Hände oder ihr Kopf. Aus der Arbeit des Gebärens und Nährens von Kindern sammelte sich bei den Frauen im Verlauf ihrer Geschichte ein reichhaltiges Wissen über die Produktivkräfte und Arbeitsweise ihres Körpers (zum Beispiel über Fruchtbarkeitszyklen und natürliche Empfängnisverhütung), aber auch über ihren Zusammenhang mit den Produktivkräften der äusseren Natur. Die Frauen nutzten diese Naturkräfte in schonender Form, zum Beispiel durch regelmässigen Anbau von Pflanzen. Ähnlich der Beziehung zu den Kindern bildete sich ein *soziales* Verhältnis heraus:



Hexensabbat (französische Darstellung)

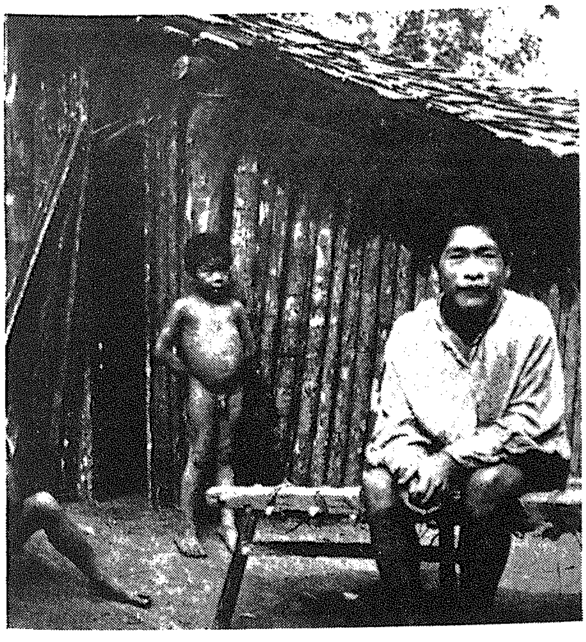


"a) Ihre Interaktion mit der Natur ist ein reziproker Prozess. Sie verstehen ihren eigenen Körper als produktiv, wie sie die Natur auch als produktiv verstehen und nicht nur als Material für ihre Produktion.

b) Obwohl sie sich die Natur aneignen, führt diese Aneignung doch nicht zu Eigentums- und Herrschaftsbeziehungen. Sie verstehen sich weder als Eigentümerinnen ihrer Körper noch der Natur, sondern kooperieren vielmehr mit den Produktivkräften ihrer Körper und der Natur zur Produktion des Lebens.

c) Als Produzentinnen neuen Lebens werden sie auch die Erfinderinnen der ersten Produktionswirtschaft. Ihre Produktion ist von Anfang an soziale Produktion und beinhaltet die Schaffung sozialer Beziehungen, d.h. die Schaffung der Gesellschaft." (A.a.O., S. 66)

Der männliche Gegenstandsbezug zur Natur sei, so Maria Mies (S. 66f), durch ein qualitativ anderes Körperverhältnis geprägt. Weil Männer nichts Neues aus ihrem Körper hervorbringen, können sie diesen auch nicht in der gleichen Weise wie Frauen als produktiv erleben. Es lag ihnen daher näher, "die Natur als etwas ausserhalb ihrer selbst zu verstehen und zu vergessen, dass sie selbst Teil der Natur sind" (S. 67). Männliche Produktivität schien ihnen so nur noch über die Vermittlung äusserer Instrumente und Werkzeuge erfahrbar, wobei die Natur zum blossen



Objekt herrschaftsbetonter Bearbeitungsprozesse wurde. Die instrumentelle Einwirkung der Männer auf die äussere Natur und deren Resultate sind Projektionen ihrer eigenen Körperlichkeit und Identität. Männliches Selbstbewusstsein und das Bewusstsein ihrer Menschlichkeit verknüpft sich nach Maria Mies eng mit der Erfindung und Kontrolle von Technologie: "Ohne Werkzeuge ist der Mann kein Mensch." (S. 67)

Das männliche Streben nach Kompensation des begrenzten Produktivitätempfindens *innerhalb* der eigenen Körperlichkeit drängt zu Zeugungsvorgängen *ausserhalb* dieses nun in seiner "Mangelhaftigkeit" offenbar werdenden Körpers. In der Entwicklung, Konstruktion und Realisierung von Maschinen oder maschinellen Strukturen findet das Kompensationsbedürfnis des Mannes eine mögliche Form. Die Maschine beinhaltet in unterschiedlichen Aspekten eine Steigerung und Überbietung menschlicher Leistungspotentiale, Eigenschaften und Fähigkeiten. Je nach konkreter Ausprägung einer Maschine liegt ihre Qualität in *übermenschlicher* Kraft, Präzision, Schnelligkeit, Gleichgültigkeit, Regelhaftigkeit ... und Macht. In gewisser Hinsicht übertrifft die Schöpfung des Mannes die der Frau. Am Stolz des Technikers auf sein Produkt, aber auch an der "prometheischen Scham", der Scham vor der "beschämend" hohen Qualität dieser selbstgemachten Dinge (4), zeigt sich auch heute noch der Stellenwert der Maschine für die männliche Identität.

Es sind jedoch nicht nur die unmittelbaren "Schöpfer" von Maschinen, sondern auch die einfachen Benutzer (zum Beispiel die Autofahrer) und sogar die ihr unterworfenen (zum Beispiel Arbeiter, Soldaten), die aus ihrer *Beziehung* zur Maschine ein stärkeres Selbstbewusstsein schöpfen. Denn die Beziehung zur Maschine ist zugleich eine Beziehung zu ihren jeweils übermenschlichen Eigenschaften. Die Maschine als Produkt des Mannes wird nun auch zu seinem Vorbild. Im Bereich des Maschinenhaften verschwimmen so die Grenzen der männlichen Identität. Nicht nur, dass er seine Identität auf die Maschine oder ihre Eigenschaften ausgedehnt hat, er hat die Maschine und das Maschinenhafte zudem in seine Psyche hereingeholt. Damit zerfliessen die Grenzen zwischen innen und aussen, zwischen psychischer und technischer, gesellschaftlicher Maschine. Wo die *Schnittstelle zwischen Mann und Maschine* nun auch genau verlaufen mag, auf alle Fälle verläuft sie *durch den Mann hindurch*.

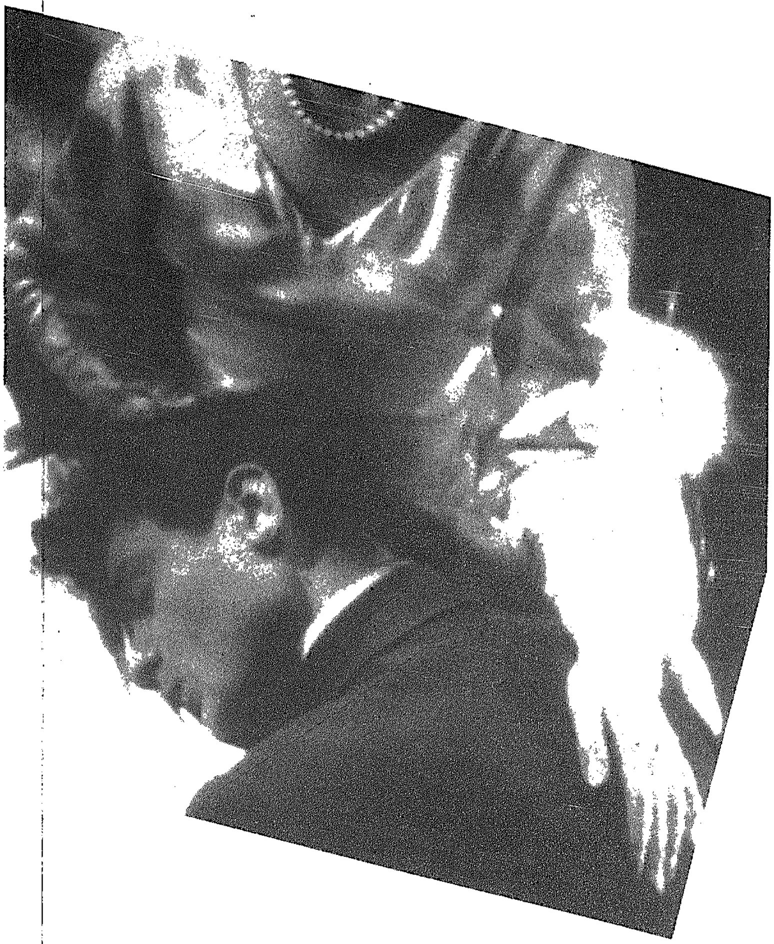
Der Mann – eine Maschine der Frau?

Mit dieser symbiotischen Beziehung zur Maschine wuchs die Macht des Patriarchats, die Macht des Mannes über die Frau. Es ist dies jedoch keine Macht, die sich völlig aus sich heraus produziert hat und reproduzieren könnte. Hatte sich eine patriarchale Grundkonstellation erst einmal herausgebildet, dann waren es immer auch Frauen, Mütter und Partnerinnen, die das System ihrer Unterdrückung aktiv unterstützt haben. Und sei es in der Rolle jener Frauen der englischen Falkland-Krieger, die ihren "Jungs" beim Auslaufen der Schiffe noch einmal den Blick auf den nackten Busen freigaben. Die Helden der Maschine, die maschinierten Helden, stehen nicht allein. Für ihr Held-Sein werden sie nicht nur von Männern geehrt und ausgezeichnet, sondern auch von Frauen dafür aufgebaut, bewundert, umarmt und geliebt.

Im Gewand des aktiven Objekts, das die Bedingungen für seine eigene Unterwerfung betreibt, geht die Frau zugleich einen "Umweg", über den sie ihrerseits ein beträchtliches Stück Macht über den Mann und das männlich-maschinelle System zurückgewinnt. Der soldatische Mann etwa hat sich nicht zuletzt dank einer adäquaten mütterlichen Vorprogrammierung begierig in tötende Makromaschinen eingefügt. Durch den Sohn hindurch wird die Mutter zum stillen Teilhaber am patriarchalen Wertesystem und Lebenszusammenhang. *Die Souveränität*, die sie in sich selbst unterdrückt, realisiert sie illusorisch ausserhalb ihrer Körpergrenzen in den Strukturen des von ihr modellierten Mannes.

Wie ist das möglich?

Auf Grund ihrer subtil personenbezogenen Sozialisation verfügen Frauen in hohem Masse über die Fähigkeit zur Konditionierung zwischenmenschlicher Beziehungen und der Einfluss-



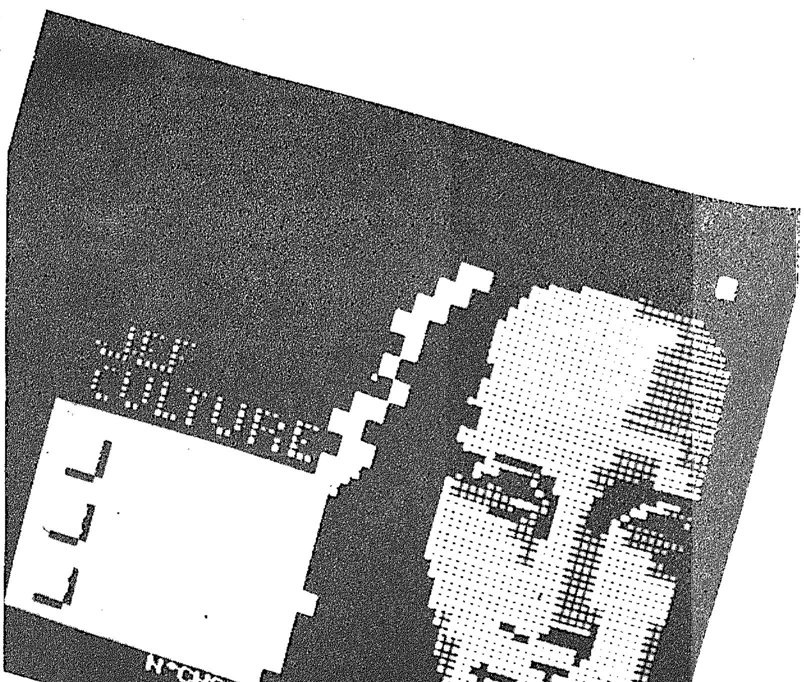
Die entzauberte Männergesellschaft oder: Die Frau erobert die Maschine des Mannes

Im letzten Jahrzehnt begannen sich tiefgreifende Veränderungen im Dreiecksverhältnis: Mann–Frau–Maschine anzudeuten. Frauen drängen in Männerberufe und werden im Alltagsleben zunehmend damit konfrontiert, Maschinen zu benutzen und sich mit ihren Verhaltensweisen auseinandersetzen zu müssen. Im Verlauf der näheren Bekanntschaft mit dieser Maschinenkultur, dem Über-Mann des Mannes, schwächte sie deren Faszinationskraft ab. Der Mann, der seine Souveränität und Identität mit der der Maschine anreichern wollte, wird als einer erkennbar, der seine Souveränität und Identität an die Maschine verloren hat. Die Frau, die ihre Souveränität und Identität über die des Mannes erweitern wollte, sieht nun die Ertragsgrenzen ihrer Investition. Der Mythos der Maschine "Mann" zerbricht. Folgen davon beginnen sich bereits abzuzeichnen. So nehmen die Versuche zu, der lebenslänglich fixierten Zweierbeziehung, dem "Kannibalismus unserer Zeit" (Brogger), zu entfliehen. Frauen verweigern zunehmend ihre Beziehungsarbeit, das heisst, sie verweigern ihren bisherigen Beitrag zur regelmässigen physisch-psychischen Instandsetzung eines Maschinen-Mannes.
Damit verschiebt sich die Mann-Frau-Schnittstelle wieder aus der Frau heraus. Allerdings bleibt die Frau nicht gleich innerhalb ihrer eigenen Grenzen, sondern dehnt sich ihrerseits nun direkt, also ohne Umwege über den Mann, in Richtung Maschine aus. *Die Schnittstelle zur Maschine, die ursprünglich nur durch den Mann hindurch verlief, durchquert nun tendenziell auch die Frau.* Im Nachhinein entwickelt sich die Maschine des Mannes anscheinend doch noch zur Maschine des Menschen.

Das Sterben des Patriarchats – Der Zerfall der Maschine?

Was die Frau als aktives Objekt im Pakt und in der Symbiose mit dem Mann erfuhr, erfährt sie nun unmittelbar durch die

nahme auf den ganzen Menschen. Dafür bietet sich im familiären Beziehungsvakuum der "vaterlosen Gesellschaft" (Mitscherlich) reichlich Raum: "Ein amerikanischer Vater der Mittelschicht spricht zu und mit seinem einjährigen Kind täglich nur noch 37,7 Sekunden". Ob man diese strukturelle Dominanz der Frau während der familiären Sozialisation, die sozusagen auch die Konstruktionsphase des Mannes ist, nun als "heimliches Matriarchat" (5) oder als "Männermatriarchat" (6) bezeichnet, gemeint ist ein und derselbe Zusammenhang: Die Verschränkung von Ursache und Wirkung, Ursprung und Entwicklungsfolgen des Geschlechterverhältnisses:
"Ist dieses Zwangsmatriarchat von den sich distanzierenden Männern hervorgerufen, so prägt es sie doch gleichzeitig durch und durch. Wider Willen isoliert, erhalten die ohnmächtigen Mütter alle Macht. Sie herrschen über die herrschenden Männer, weil deren Herrschaft sie beherrscht." (Moeller, S. 235)
Der in den zitierten Begriffen vom "heimlichen Matriarchat", vom "Männermatriarchat" ausgedrückte Sachverhalt (7) lässt sich angemessener in der Kategorie vom "aktiven Objekt" fassen, weil sie der Widersprüchlichkeit dieses Verhältnisses eher gerecht wird.
So wie der Mann seine Begrenzungen durchbrach, indem er die Grenzen seiner Identität auf die Maschine ausgedehnt und zugleich die Maschine in seine Psyche hereingeholt hat, so entgrenzt sich nun die *Frau* in Richtung *Mann. Die Schnittstelle zwischen beiden verläuft durch die Frau hindurch.* Denn der Mann ist Teil ihrer Identität. Was sie in sich selbst unterdrückt, hat sie sich jetzt über ihn angelagert. Er ist für sie, was für ihn die Maschine ist. Er, selbst eine Maschine, ist *ihre* Maschine – die sorgfältig durchkonditionierte kybernetische Maschine der Frau.



Maschine selbst: einen massiven Druck zur Erzeugung genereller Unterwerfungsbereitschaft. Doch die Maschine ist unerbittlicher als der Mann. Weibliche Versuche zur synthetischen Konditionierung und Instrumentalisierung schlagen am "toten Partner" fehl. Anders als das Herrschaftsverhältnis zum Mann enthält das zur Maschine keine Ambivalenz, die kompensatorisch nutzbar wäre. Der traditionelle Kompensationsbereich des Maschinen-Mannes war die ihn aufbauende Frau. Indem die "neue" Frau dies verweigert und selbst in die Maschinen-Rolle des Mannes schlüpft, entfällt die partnerschaftliche Kompensation gleichermassen für beide. Die Maschine droht, sich in ihrer Struktur auf sämtliche Existenzbereiche des Menschen auszudehnen, sich noch tiefer in seine Psyche vorzuschieben. Sie homogenisiert den Menschen. An die Stelle personaler Herrschaft tritt der stumme Zwang funktionaler Strukturen. So stirbt das Patriarchat. Offen bleibt jedoch die Frage, ob die Maschine das überleben kann. Denn sie steht auf den psychosozialen Säulen des Patriarchats, das den Maschinen-Menschen ein funktionsnotwendiges Minimum an persönlicher Lebensorientierung und Sinnhaftigkeit vermittelt hat. Die Maschine kann dies zwar zerstören, nicht aber ersetzen. Parallel zu diesem Verunsicherungsprozess, der sich vor allem in Orientierungslosigkeit, Konsumismus und intensiver "Vatersuche" (zum Beispiel in Sekten) ausdrückt, vollzieht sich auf der Ebene des Alltagslebens der Abbau des Geschlechter-Dualismus. Ob sich die damit entstehenden Probleme des individuellen Reproduktionsvollzuges lösen, dürfte wesentlich von den Persönlichkeitstypen abhängig sein, die die Maschine aus dem sterbenden Patriarchat hervorwachsen lässt. Zwei Extremformen sind vorstellbar und deuten sich bereits schon an:

– der Typus des *grenzenlosen* Narziss, dem die Maschine reichlich Material für seine Omnipotenzphantasien bietet, der aber zugleich bedroht ist, von ihr gänzlich aufgefressen zu werden;
– der Typus eines androgynen, geschlechtsneutralen Individuums, das sich bewusst auf seine persönlichen Identitätsgrenzen *beschränkt* und seine Souveränität nicht automatisch und gewohnheitsmässig auf Menschen oder Maschinen überträgt.

Der letztgenannte Typus steht bereits jenseits von Patriarchat und Maschinenkultur – ein Idealtyp für alternative Arbeits- und Lebensformen. Doch in dieser Form gibt es ihn noch nicht. Er hätte aus dem Nichts geboren werden müssen, also ohne jeden Sozialisationsballast aus der patriarchalisch-maschinenförmigen Gesellschaft. So aber steckt selbst in dem abgeklärtesten und aufgeschlossensten "Alternativler" noch ein Restbestand an industrialisiertem Verhaltenspotential, das vielfach ausreicht, um aus einem wohldurchdachten und solide aufgebauten Vorhaben binnen kurzem eine Projektruine zu machen.

ANMERKUNGEN

Das obige Kapitel ist abgedruckt aus: Maschinen-Menschen / Mensch-Maschine, Grundrisse einer sozialen Beziehung, Hrsg. von J. Beck, H. Boenke, W. Müller, G. Vianni. Reinbeck bei Hamburg, 1983, rororo 7698 (S. 310 - 317).

1) Gehlen, A.: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft, Hamburg 1957.

2) Was Gehlen unter Handlungskreis versteht, wird unter anderem an folgender Textstelle deutlich: Diese "Auffassung sieht die Welt samt dem in sie eingegliederten Menschen als einen rhythmischen, selbstbewegenden Kreisprozess, also als einen Automatismus ..." (A.a.O., S. 15)

3) Mies, Maria: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 3 / 1980, S. 61 - 78.

4) Anders, G.: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd.II. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1980, S. 21 ff.

5) Vianni, G.: Das Elend der Männlichkeit. Heterosexualität, Homosexualität und ökonomische Strukturen, Reinbek 1977.

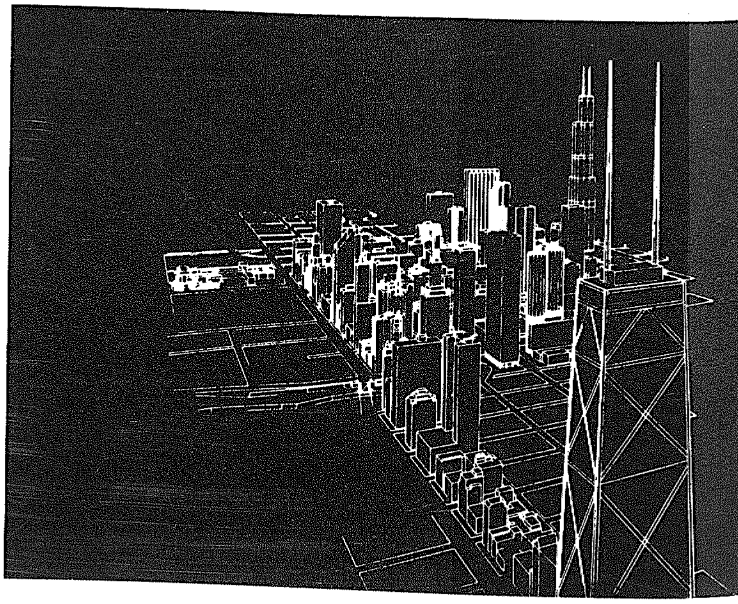
6) Moeller, M.L.: Männermatriarchat. Nachwort in: Frank, B.: Mütter und Söhne, Gesprächsprotokolle mit Männern, Hamburg 1981.

7) Noch einen Schritt weiter geht Mendel (1972). Er interpretiert die moderne Technologie als "archaische Mutter", die in ihrer bedrohlichen Übermächtigkeit zugleich Geborgenheit vermittelt.



Bild: Tandy

Silhouette Chikagos,
erstellt mit Hilfe einer Datenbank



Das System steuert zielgerichtet ins Chaos

Am 15. März 1679 wurde eine Arbeit mit dem Titel „De Progessione Dyadica" veröffentlicht. Darin schrieb Gottfried Wilhelm von Leibniz das duale Zahlensystem nieder – darauf basieren im Prinzip alle elektronischen Rechenmaschinen und Datenverarbeitungsanlagen. Mittlerweile spricht man von der Revolution in der Mikroelektronik. Computer sind so billig und idiotensicher geworden, daß ihr Siegeszug nicht mehr aufzuhalten ist. Natürlich kann der Computer zur Unterdrückung der Menschen führen, indem personenbezogene Daten über sie gesammelt werden usw., oder daß diese Technik in Bereichen eingesetzt wird, die biotechnisch oder militärisch genutzt werden. Dürfen wir deshalb die positiven Seiten einer Entwicklung übersehen, die weder aufgehalten werden kann, noch unbedingt abgelehnt werden muß. Es liegt in unserer Hand, das Beste daraus zu machen.

Der Chaos Computer Club, die Hamburger Vereinigung von Hackern aus dem Bundesgebiet und angrenzenden Ländern macht, – nach ein paar bekanntgewordenen Besuchen in fremden Computersystemen jetzt ein regelmäßiges Infoblatt »Datenschleuder«. Dieses und weitere Informationen, Mitmachtips etc. gibt's – gegen Einsendung von »alternativem Ungeld« für solche, die schon welches haben, *für mindestens 5.-DM für Normalsterbliche* – beim Chaos Computer Club, c/o Buchladen Schwarzmarkt, Bundesstr.9, 2000 Hamburg 13

Das war wohl eines der ersten sonnigen Wochenenden dieses Jahres: Peter Michel (Name von der Redaktion geändert), Sachbearbeiter im Fernmeldezentrum der Bundespost in Darmstadt, hatte es jedenfalls eilig an diesem Freitag. Eine halbe Stunde vor Feierabend räumte der Postler gerade seinen Schreibtisch auf, als doch noch das Telefon klingelte. »Guten Tag, Herr Michel, mein Name ist Dau von SEL. Wir haben einProblem, soeben ist uns hier das gesamte Passwort-Overlay abgestürzt, die Hälfte der Kartei ist weg«, klagte der Anrufer. Michel stöhnte mitfühlend. Als Datenspezialist wußte er, was es heißt, ein Overlay (ein Speicher) wieder zusammenzuflicken. Der arme Herr Dau werde wohl die ganze Nacht daran zu werkeln haben. Doch der Anrufer machte einen verständlichen Vorschlag: »Sagen Sie mir doch schnell ein neues Passwort, ich bau das dann erst einmal ein«, drängte der Mann von der Technik. Michel wurde mißtrauisch, man las ja soviel über Datenmißbrauch. »Welche Priorität haben sie denn?« wollte Michel wissen. Die Priorität ist ein postinterner Dienstgrad, der die Zugangsberechtigung zum Computer ausdrückt. »Sieben«, behauptete der Anrufer. Michel war beruhigt, er hatte ja nur fünf. Dau kam demnach von oben. »Machen Sie doch 4 Y«, drängelte Michel; das Passwort war einfach und sollte ja nur ein Übergang sein. »Danke, machen wir. Ach, sagen Sie mir noch schnell ihr altes?« fragte der Anrufer. Michel war fast an der Tür: »Stefan«, murmelte er und legte auf.

Dieses Telefongespräch wurde im Mai geführt und löste tosendes Gelächter aus. »Ich habe mich erst mal vor Freude gewunden und konnte die Tastatur vor Lachen nicht bedienen«, erzählt Henning Dau heute. Der Hamburger ist natürlich kein gestreßter SEL-Techniker und rief auch nicht von einem Arbeitsplatz in Darmstadt an. Henning Dau gehört zu der kleinen Gruppe Hamburger Computerpiraten, den Hackern. Hacker sind Computerfreunde, die sich mit Leidenschaft an großen Datennetzen bedienen und mit technologischer Respektlosigkeit große Rechner aufs Kreuz legen. In den USA sind Hacker längst gefürchtete Einbrecher im Datennetz, die auch vor Kontoräumungen und Datenvernichtung nicht Halt machen. Gegen Hacker gibt es so gut wie keine Sicherung. Mit unendlicher Geduld und Phantaise fragen sie Großcomputer so lange mit möglichen Passwörtern ab, bis die Rechner den Weg freigeben. In der Bundesrepublik sind die digitalen Freibeuter eher dünn gesät. Post und Banken streiten obendrein heftig ab, daß Hacker in ihrem System eine Chance hätten. Dennoch: Schätzungen beziffern den bisherigen Verlust illegaler Computermanipulation schon auf einige Millionen. Zum erstenmal haben Hamburger Hacker nun vorgeführt, was die Post für unmöglich hält, den Einbruch in einen von der Bundespost bewachten Computer. Die Geschichte dieses Dateneinbruchs zeigt, daß erst die Bundespost die entscheidenden Tips gab.

Die logistische Vorbereitung der Tat begann im April in Halle 3 der Hannovermesse. »Da waren wir natürlich auf die Neuigkeiten der Bundespost gespannt«, erzählt Henning Dau. Die ließ sich nicht lumpen und stellte einen Computerterminal vor, der das neue Mail-Box-System der Post demonstrieren sollte. Unter dem Namen »Tele-Box« wollen die Briefträger ihr angeschlagenes Image bei Industrie und Management wieder aufpolieren.

»Tele-Box« ist nichts weiter als ein Postfach in Gestalt eines Computers. Über den hauseigenen Terminal kann eine Firma dort beispielsweise Aufträge und Baupläne ablegen, die dann von anderen Teilnehmern, vorausgesetzt sie besitzen das richtige Passwort, abgerufen werden können.

Wo anders als auf der größten Managerversammlung Europas, der Hannovermesse, konnte die Post besser für ihren digitalen Briefkasten werben? Nur, die Briefträger vom Staat hatten wieder einmal verschlafen. »Tele-Box« konnte in Hannover noch nicht vorgeführt werden – der Rechner war noch in Bau. Deshalb behalfen sich die Briefträger mit einem ähnlichen System, dem »ITT Dialcom«, einem analogen Rechner, der bloß in den USA steht. »Da wurden wir neugierig«, erinnern sich die Hacker. Hacker Dau ließ sich von den Datenpostlern alles erklären, technikbegeisterte Jugend sah man ja gern am Stand. Dau achtete allerdings nur auf die vielen Ziffern, die in den Computer eingegeben wurden. Als ihm der Postberater Christoph Jonas dann erklärte, »Und nun fehlt noch ein Passwort. Nehmen wir doch einfach meinen Nachnamen«, und daraufhin der Computer zu Diensten stand, war Dau fassungslos. Ihm war allerdings klar, daß nach der Messe nichts mehr ging. Die großen Firmen tauschen nach Messen ihre Passwörter vollständig aus. Die großen Firmen schon – aber die Post?

Zurück in Hamburg fütterte Hacker Dau seinen Apple-Computer sofort mit den Messeerlebnissen. Noch am selben Abend staunte

er nicht schlecht: Mit dem Passwort 'Jonas' war Dau in die Hallen des Mail-Box-Computers in den USA eingestiegen. »Da gab es viel zu gucken«, berichtete Dau. Flugpläne vieler Flughäfen, die Angebote aller Nachrichtenagenturen, Hausverkaufsangebote, Stellenangebote und allerlei Daten, die der Hacker zunächst nicht identifizieren konnte. Dennoch sah Dau sofort, daß ihm der Bildschirm auch eine Reihe von neuen Zugangsnummern lieferte.

»Unfaßbar, die Post änderte die Passwörter nicht, eigentlich unverantwortlich.« Freilich erzählte der Computer keine Staatsgeheimnisse, doch alles war wohl bestimmt nicht für Hackeraugen bestimmt. Und: Der Hamburger Hacker kapierte, wie sich die Bundespost den späteren Schutz ihrer Telebos vorstellte. »Die Adresse, die man eingeben muß, heißt DBP008 und so weiter. Das Passwort ist meist vier-bis sechsstellig. Eigentlich ganz einfach,« freute sich der Hacker. Das mußte es auch sein, denn nach vier Wochen änderten die Postler alle Passwörter.

»Da war ich persönlich beleidigt«, erinnert sich Hacker Dau. Mittlerweile war sein nächtlicher Gang in den Rechner schon zur Gewohnheit geworden. »Da wollte ich wieder rein«. Aber wie? Dau, der sich die schönsten Daten schon kopiert hatte, sah seine Beute durch. Unter anderem hatte er mal die komplette Teilnehmerliste der Benutzer des Computers gespeichert, inklusive Telefonnummern. Dau rief Peter Michel, einen der benutzer an. »SEL installiert für die Postler die Anlagen, das zog. Als er mich allerdings nach der Priorität fragte, kam ich ins Schwitzen.« Hakker Dau pokerte. Er wußte, daß die meisten Firmen die Prioritäten von eins bis zwölf haben. »Mal von unten, oder von oben. Sieben war etwa in der Mitte.« Sieben traf, Datenverarbeiter Michel hatte nur fünf. Nach dem Telefongespräch war der Hamburger Hacker wieder am Computer. »Wochenlang« spionierte Dau alles aus, was Post und Firmen dort ablegten. Eines Nachts spürte er sogar Hakkerkollegen aus Berlin im System auf. »Dem hab ich Angst gemacht, der dachte, ich wäre der Postler und verzog sich schleunigst« – Hacker im selben Revier. Nachdem also der Hamburger Pirat brav Michels Kennwort von 'Stefan' in 'YYYY' geändert hatte, wechselte Michel es nach einer Woche wieder aus – in das alte 'Stefan', so heißt sein Sohn. »Die meisten verwenden als Passwort den Namen von Frau, Sohn oder Tochter«, weiß Dau aus Erfahrung. Die Erfahrung wird in den Chefetagen der Post geteilt. »Wir wissen natürlich, daß es sich die Benutzer mit den Passwörtern einfach machen«, erzählt ein Bearbeiter im Fernmeldetechnischen Zentrum Darmstadt. Doch Referatsleiter Walter Tietz findet die ganze Aktion »hart an der grenze zum Illegalen«. Das sei »Einbruch« und »Diebstahl fremden Eigentums«, meint der Postler. Doch er wiegelt ab. »Die Telefonbox gibt es doch noch gar nicht. Deshalb kann von einem Einbruch nicht die Rede sein«, versichert Tietz. Dennoch, auch die Bundespost erschrak, als sie sah, daß es Computerfreaks so einfach gemacht wurde, in die geschützten Systeme einzudringen. Auch wenn es nur ein Probebetrieb war, »haben wir der Post einen Gratis-Test geliefert«, glauben die Hacker. Postmann Tietz findet das allerdings »unseriös«. »Das ist böswillige Täuschung gewesen und Einbruch«, so Tietz.

Wohl nicht ganz. Hacker Dau hat keine der Daten gelöscht oder an andere weitergegeben, »nur kopiert«, wie er sagt. Und den Tatbestand der Datenkopie gibt es im Strafgesetzbuch *noch* nicht. Postler Tietz bedauert das, weiß aber, daß es schwierig ist, einen Hacker zu ertappen. Computerhacker hinterlassen keine Spuren und sind nicht festzuhalten. Falls Hacker Dau im System erwischt worden wäre, hätte er sich seelenruhig ausgeklinkt, »in Sekunden«. Der Post ist es unmöglich, Eindringlinge zu verfolgen. Deshalb fürchten die Briefträger auch jede Publikation derartiger Piraterien. Denn wenn ruchbar wird, daß es ein Kinderspiel sein kann einzusteigen, dann würden Großindustrie und Management wieder auf Telefon und Fernkopierer setzen. »Die ganze Geschichte wäre umsonst, uns traut doch keiner mehr, fürchten Postler in Hamburg.

Die Hamburger Hacker freuen sich noch über die niedrigen Gebührenrechnungen für ihre nächtlichen Ausflüge. Denn bezahlt wird nur bis zum »Datenzubringer«, dem Datenschalter der Post in der Schlüterstraße in Hamburg. Das kostet den Hacker, der über Telefon kommt, ein Datengespräch von 35 Pfennig pro 12-Minuten-Takt. Den Rest, den langen Weg über den Satelliten in die USA und zurück nach Darmstadt, muß der Nutzer berappen. Bei den Hackern ist das immer der Besitzer des Passwortes – die Post.

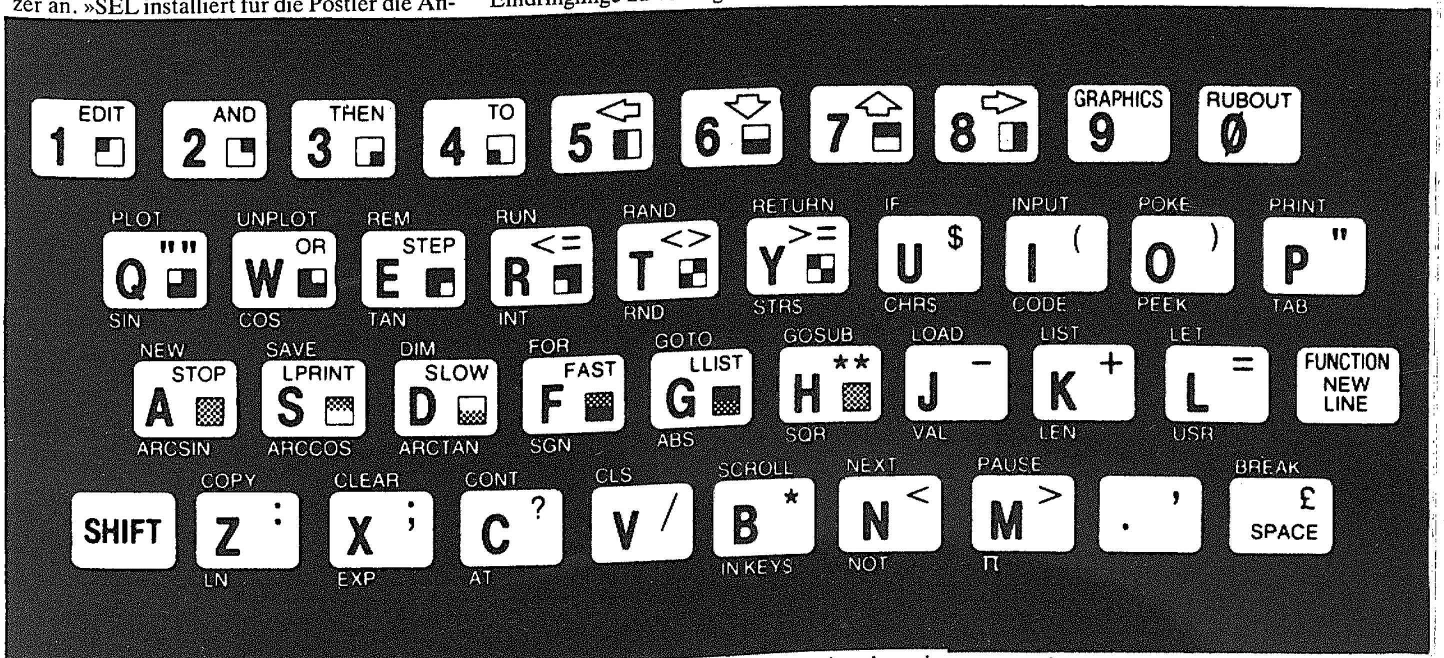
Trotzdem tüfteln Dau und Kollegen auch an technischen Spielereien herum, die die Leitungen zum Nulltarif freigeben. »Selbstverständlich nur, um die Post zu warnen«, versichern die Bastler. In Hamburg haben sie einen Club gegründet, den »Chaos Computer Club«. In dieser illustren Runde wird viel gefachsimpelt und ausgetauscht. Das neuste Werk der Computerchaoten ist ein Bauplan für einen Akustik-Koppler zum Selbermachen. Bisher mußten die Geräte, die den Telefonhörer mit dem Rechner verbinden, gekauft und bei der Post angemeldet werden. Der Eigenbau »könnte den Behörden Arbeit und den Benutzern Kosten ersparen«, meint dazu ein Hacker. Material für ihren Koppler fanden die Bastler denn auch dort, wo es keiner vermutet: im Heimwerkermarkt. So besteht der Koppler neben der Elektronik noch aus zwei normalen kleinen Radiolautsprechern, die in Gummidichtungen für WC-Rohre verpackt werden. »Da paßt der Hörer genau rein«, haben Hacker erfreut festgestellt. So ausgerüstet, wird der Koppler an einen tragbaren Kleincomputer angeschlossen, der dem Hacker das Hobby aus jeder Telefonzelle erlaubt.

Noch sind sie wenige, doch der Zuspruch aus allen Winkeln der BRD wird täglich größer. Dafür sorgt unter anderem das »Zentralorgan« der Hamburger Hacker, die »Datenschleuder«. Das vierseitige, chaotisch zusammengeschriebene Blättchen wird bei Post, Polizei und Banken ebenfalls mit großem Interesse gelesen. »Wir haben dort schon manche Anregung gefunden«, gesteht Walter Tietz aus Darmstadt.

Andere auch. Zwischenzeitlich wurde der noch im Aufbau befindliche Rechner »Telebox« von ungeduldigen Hackern schon so aus dauernd mit Passwörtern befragt, daß »Telebox« nicht mehr wollte und seinen Geist aufgab. Aus der »Baustelle Telebox«, so Tietz, wurde im Nu eine Ruine, die Post verzweifelte.

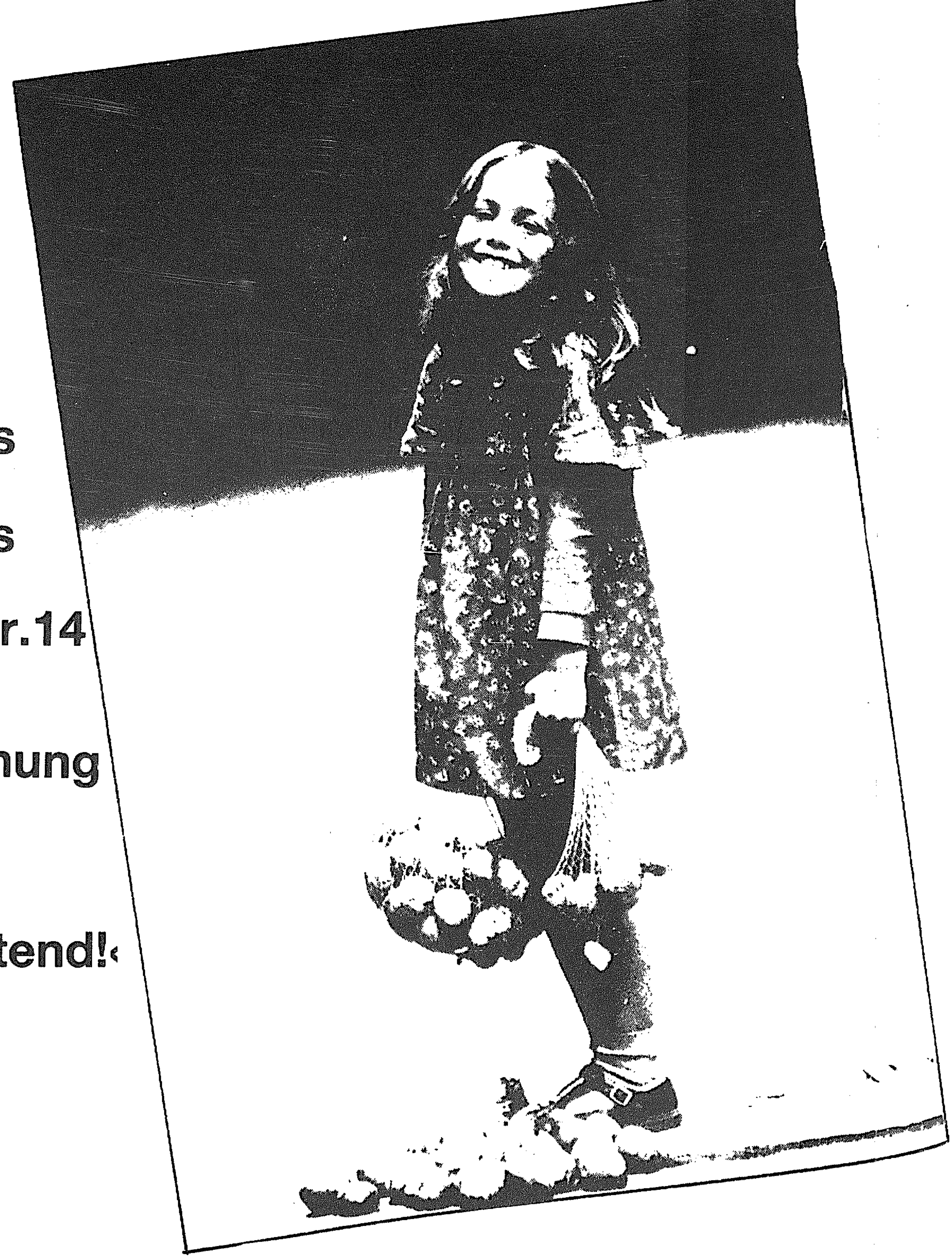
Hamburgs Hacker fühlen sich nicht allein. Henning Dau staunte heftig, als er eines Nachts im Postcomputer die Mitteilung fand: »Das System schreitet zielgerichtet ins Chaos«.

Jochen Siemens, übrigens: Postbeamter



Tastatur des Sinclair ZX 81. Der Einsteig-Computer überhaupt

Zu v. Braunmühls Diskussionsbeitrag in Nr. 14 ›Jede Erziehung ist staatserhaltend!‹



Für eine Bildung in Freiheit!

Am 30. März 84 war Bertrand Stern von der Forschungsgemeinschaft für antipädagogische Fragen (F.G.A.F.) aus Eitorf-Bohlscheid im Ex-Haus zu Trier. (Dem letzten autonomen Jugendzentrum in Rheinland-Pfalz). Eingeladen hatte die FREIE Schule im Dronthal (heute: Aktionsgruppe Selbstbestimmt Leben Lernen) und es ging um das derzeit aktuelle Thema der Kinderrechtsbewegung, den Kinderdoppelbeschluß. (Kohl und Barzel am 12.12.1983 zum Gedenktag überreicht).

Es strömten zwar keine Massen, was in Trier ohnehin nicht zu erwarten war, doch war die Einführung und die Argumentation zur Sache hieb-und stichfest. Bertrand überzeugte durch Sachkenntnis und Engagement für die Menschenrechte. Denn um nichts anderes geht es letztendlich bei der Frage um Kinderrechte, die ja augenscheinlich gar nicht existieren. Sind doch nach unserer Rechtssprechung Kinder keine Menschen und haben folglich keinerlei Entscheidungsfreiheit.

Genau hier scheiden sich auch die Geister im »linken Lager«, ist es doch für fast alle klar, daß Kinder noch nicht wissen können, was sie wollen, über keinerlei Erfahrung verfügen und überhaupt erst zu Menschen, zu vollendeten versteht sich, gemacht werden müssen. Diese Meinung ist überall gleichermaßen präsent, sowohl in reaktionären Bildungseinrichtungen als auch im schillernden Spektrum links von der Mitte, angefangen bei den »Freien«, alternativen, libertären (welch Widersinn!) und staatssozialistischen vormilitärischen Zuchtanstalten. Wobei gar »linke« Anstalten in der Regel in der Verkniffenen Beibehaltung traditioneller Denkmuster die »Rechte« übertreffen, da Wissenschaftlichkeit oberster Grundsatz ist.

Es gehört schon ein gehöriger Umdenkprozeß dazu, die Behauptung zu hinterfragen, daß Menschen erziehungsbedürftig sind. Diese Selbstverständlichkeit (der Erziehungsbedürftigkeit) beinhaltet die Selbstverständlichkeit, daß »man« ja besser sei, weiter entwikkelt, intelligenter, weiser usw. und dies bis zum bitteren Ende, dem ungewollten Tod, gegen den sich von den Erziehungseinrichtungen, Schule und Kirche, verdummte Greise im Todeskampf auflehnen. (Natürliche Wesen akzeptieren ein Ende ohne Krampf.)

Ein libertärer Umgang, ein libertäres Recht, für und *mit* Menschen muß einen radikalen Schwenk machen, muß Selbstverständlichkeiten (Verinnerlichung) in Frage stellen und gemäß einer grundsätzlich anderen Sicht vom Menschen (eben nicht erziehungsbedürftig, unfertig) mit Menschen zu leben BEGINNEN. Und es sollte für freiheitlich Gesinnte möglich sein den Gedanken zu denken, daß

selbstbestimmte Menschen (dazu gehören auch die Einjährigen) nicht erzogen werden können, ohne daß dabei seelische Krüppel entstehen. Solange jedoch Götter, Priester, Lehrer, Politiker und andere Demagogen den Weg der Natur und in dieser den des Menschen bestimmen, kann es auch keine freie Gesellschaft geben und jene die das wollen strafen sich selber Lügen, wenn sie nicht aufhören tyrannisch und demagogisch/pädagogisch zu wirken.

Der von Ekkehard von Braunmühl gescholtene »Besserwisser« Gustav Landauer (ich nenne ihn trotz der Schelte einen Freund!) hat interessante Hinweise die Richtung gegeben, die die Antipädagogen heute aufzeigen. Gustav Landauer weist ja gerade hin auf die elementare Bedeutung eines Mauthner, durch dessen radikale Sprachkritik das oben-unten Denken in seiner ganzen Hohlheit entlarvt wird. *Bewegung ist das Leben* und führt in alle Richtungen. Gut und Böse sind irreführende von Führern gesetzte Normen, die einem zweipoligen vereinfachten Denkmustern entsprechen.

»Ein Widerspruch ist in der Wirklichkeitswelt undenkbar. Denkbar und wirklich ist er nur im Denken oder im Sprechen der Menschen ... Die Wirklichkeiten sind nicht widereinander nur entgegen*gesetzt*, wider*sprechen* einander nur.«

Und »Der Einzelmensch taumelt in seiner Kleinheit vernichtendem Gefühle. Nur wenige sind stark und taumelon nicht und wissen lächelnd, daß Kleioinheit und Größe nur Worte sind, Verhältnismaße, nichts Wirkliches.«

(Mauthner zitiert nach: Gustav Landauer , *Skepsis und Mystik*. Verlag Büchse der Pandora).

Das soll kein üblicher Rückgriff auf Klassiker sein, doch zeigt sich wie die wirklich radikalen Umdenkungsprozesse bei früheren Denkern angelegt waren und wir nur nicht bei ihnen stehenbleiben dürfen sondern konsequent, kritisch und selbstbewußt die angelegten freiheitlichen Prozesse weiterführen können.

Das ist es ja gerade: Alles Wissen, jeder Fortschritt ist in anderer Form immer schon vorhanden und es wird was angelegt, sich folgerichtig (hier gehört vielleicht der Begriff der Vorherbestimmung hin) entwickeln und zwar alles zu seiner Zeit. Es ist ein Fehler, die natürliche Entwicklung mit unserem beschränkten geist zu forcieren, sie zu Er-ziehen. Dies aber wird getan auf allen Gebieten (denkt man an Chemie-Landwirtschaft, Industrialisierung etc.) und hat seine gefährlichsten Nachwirkungen bei der Er-ziehung und Züchtigung von Menschen.

Solange erzogen wird, können keine herrschaftsfreien Strukturen entstehen, denn die entwickeln sich nur ohne Druck und Zwang. Der Teufelskreis Erziehung – Unterdrückung von Menschen durch Menschen kann nur durchbrochen werden durch die radikale Hinwendung zu Lebensformen wo die freie Entfaltung eines jeden Konsens ist. Und hier gehört keinerlei Einschränkung hin, wobei mir durchaus klar ist, was beim einzelnen Leser jetzt für Einwände vorhanden sind und auch keinerlei Patentrezepte für abweichende, die freie Erziehung bedrohende Elemente einer freien Gesellschaft vorhanden sind. Der Umgang mit diesem Konflikt ist zu lernen und zu leben, und nicht zu be-Herrschen.

Das Spielen der Kinder
auf Hof, Flur und Treppen
sowie
das Umherstehen vor der Haustür
ist streng untersagt!

Der Begriff Er-ziehung birgt ja den ganzen Männlichkeitswahn eines ganzen Äons schon in sich und zeigt auf worin unsere Chance liegt. Herrschaft muß im Denken und Wollen abgelöst, als einseitig erkannt und durch das *feminine* Element ergänzt werden. Solange jedoch das Gespenst des Herren als Erzieher und Vergewaltiger in freiheitlichen Menschen als Gottgestalt existiert, nützen alle revolutionären Versuche überhaupt nichts, da sie notwendig neue Herrschaftsstrukturen manifestieren.

Insofern sollte es selbstverständlich sein, daß wir (?) uns in der Kinderrechtsbewegung engagieren, weil im jungen Menschen unsere gemeinsame Zukunft angelegt ist und in seiner freien Entwicklung die Möglichkeit einer freieren Menschheit liegt. Es gilt also nicht zur Freiheit zu erziehen; damit züchten wir wieder neue Norm-Menschen, sondern Freiraum zur selbstbestimmten Entfaltung eines jeden zu schaffen. Nun wird dadurch nicht Chaos geschaffen, wie mancher Kritiker jetzt ansetzt, sondern Chaos zu einer bestimmten Zeit, als Entwicklungsgrundlage, zugelassen und Gestaltung und Strukturierung entstehen ganz natürlich, gemäß der Eigenart des Einzelwesens, in der Korrespondenz mit seinen Gemeinwesen. Es bedürfte keinerlei gewaltsamer und Herrlicher Eingriffe, weil nicht Kampf den Umgang bestimmt, sondern Verständigung und gegenseitige Hilfe. Gegensätze werden nicht als unvereinbare Gegensätze, sondern als sich ergänzende Notwendigkeit für jede Entwicklung begriffen.

Meine Hoffnung ist der junge und jüngste Mensch. Diesem sollten wir ein Leben ermöglichen unter Außerachtlassung gesetzter Normen, wohl aber durch Unterstützung seiner Intentionen, wenn er diese Hilfe will. Es ist des Versuchs wert, mit dem Säugling partnerschaftlich umzugehen und ihn ganz vollwertig zu nehmen, ohne wenn und aber, im Sinne der Aussage: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Akzeptiere dein Gegenüber so wie er/sie/es ist und versuche über ein Verständnis zu einer Solidarität zu gelangen. Solidargemeinschaft, ein Begriff der nachdenkenswert ist und viel mit einer Co-Evolution gemein hat. Im Grunde genommen ist die Kinderrechtsbewegung eine wahrhaft revolutionäre Bewegung, weil sie Maßstäbe setzt, die kaum Vergleiche haben, in dem sie fordert und umsetzt, was bislang nie versucht wurde, nämlich das Übel an der Wurzel zu packen, denn die Wurzel jeder Gesellschaftsform ist die Erzeihung zu dem Bürger, den die jeweils regierende Herrschaft wünscht. Sie schreibt vor welche Normen gelebt werden sollen und ist unerschütterlich in der Durchführung. Daher reagiert der Staat besonders allergisch auf alle Anzeichen von »freier Erziehung« und versucht jegliche Anstrengung in dieser Richtung schon im Keime zu ersticken, was ihm in aller Regel gelingt. Solange aber der Staat, früher Kirchenstaat – heute Kapitalstaat, die alleinige Erziehungsgewalt hat, ist auch eine Umwälzung der Verhältnisse nicht möglich. Emanzipation, Feminismus und Anarchie sind nicht möglich und bleiben nur verzweifeltes Aufbegehren ohne Durchschlagskraft.

Gerhard Kern

Leserbrief

Den Artikel »Jede Erziehung ist staatserhaltend« von Ekkehard v. Braunmühl im *Kindobelus 5/84*, nachgedruckt aus *Schwarzer Faden 1/84*, kann ich nur unterstützen und möchte noch folgende Bemerkungen dazu machen:

Die Anarchie (für alle Erzogenen ein furchterregendes Gespenst) ist ein Kind der Freiheit, und das meint folgerichtig in erster Linie die Freiheit der Kinder. Wir können doch nicht so tun, als ob es Folgeerscheinungen ohne Ursachen geben würde. Irgendwer hat ja die Kinder immer zu Monstern gemacht, die später Kriege anzetteln. Die Bereitschaft ist dazu in den Kindern ja nicht angelegt, gewalttätig zu sein. Aber es ist ein Leichtes, als großer seine eigenen Fehler auf seine Nachkommen abzuwälzen.

Ein Anarchist ist dann leichtfertig, wenn er den Begriff der Herrschaft erst auf später anwendet, also z.B. auf die für alle deutlich sichtbare Herrschaft der Regierenden und ihrer Büttel über ihre Untertanen. Die Herrschaft fängt am Anfang an – für manche vielleicht »Kinderkram«. Aber so kommt keiner weiter, wenn er nicht den entscheidenden Punkt erkennt, und immer so tut, als ob dieser ganze Erziehungswahnsinn nicht stattgefunden hätte und weiter stattfindet.

Erziehung und Freiheit schließen sich aus. Es wäre eine gewaltsame Umpolung. Die Sache kann »erfolgreich« sein, dann darf sich aber eines tages keiner wundern, wenn der Schuß nach hinten losgeht. Darum wird es immer dringlicher, daß alle das Ihre tun, ein Wort und die damit verbundene folgenreiche Idee abzuschaffen: die Erziehung. Denn jeder Erziehungsakt gebiert immer wieder von neuem die Hörigkeit, die Abhängigkeit, die Gefolgsamkeit – alles pure Gegenteile autonomer Bestrebungen und herrschaftsfreien Lebens. Natürlich ist es bequem, sich hinter einem Schutzwall von starren Regeln und Ordnungsmaximen verstecken zu können und so einer eigenen Erklärung aus dem Wege zu gehen. Doch freiheit gibt's nicht wie Kaugummi aus dem Automaten. Und jeder Staat funktioniert solange, solange wie Untertanen gehorchen und die freiheit bereits den Kleinsten vorenthalten. Der Staat kann nur existieren, weil er seine Untertanen hat, die von Anfang an, mehr oder weniger massiv, aber doch (noch) ihrerseits nach wie vor zur Staatstreue erziehen.

Ein gehorsamer Untertan hat es leicht, in jedwedem System, wo irgendein Dogma, egal welcher Schattierung, Trumpf ist. Dem Anarchismus fehlen solche Vaterfiguren, wie z.B. dem dogmatischen Kommunismus oder einem aufgeblasenen westlichen Wirtschaftswahnsinn. So wenig wie es einen

agogik und keine Weltanschauungspädagogik.

3. Die anthropologische Grundlage libertärer Pädagogik liegt im Glauben an die Notwendigkeit der Freiheit, d.h. an der selbstbestimmten Entscheidung als Fundament individueller und kultureller Entwicklung der Menschen.

4. Daraus ergibt sich eine Organisationsform libertärer Lernprozesse, die sich mit dem Schlagwort von der »Selbstbestimmung« (im Sinne der gegenseitigen Hilfe) charakterisieren läßt.

Libertärer Pädagogik geht es nicht um eine Erziehung zu Klassenkämpfern (wie dies oftmals in orthodox-marxistischen Ansätzen als Ziel erklärt wird), sondern um einen individuellen und gleichzeitig auch kollektiven Befreiungsprozeß, der einerseits *möglich* (aufgrund anthropologischer Voraussetzungen), andererseits aber auch *nötig* ist (aufgrund historischer Entwicklungen). Es geht um die Emanzipation aus (mitunter selbstverschuldeter) Knechtschaft in politischer, ökonomischer und sozialer Hinsicht. Solche pädagogischen Emanzipationsprozesse finden jedoch nicht nur explizit als anarchistische Bildungsexperimente statt (z.B. wie bei Francisco Ferrer, Paul Goodman oder der FAUD während der Weimarer Zeit), sondern ebenso als selbstorganisierte Schulalternativen, wie dies etwa die Schülerschulen von ›Barbiana‹, ›Bemposta‹ oder der ›Escuela Viva‹ darstellen.

Bei diesen Bildungsexperimenten, die alle aus konkreten gesellschaftlichen Erfahrungen der Betroffenen entstanden, fand Erziehung als selbstbestimmtes und selbstgesteuertes Lernen statt. Wenn Ekkehard von Braunmühl letztlich auch solche Modelle als »Barbarei der Besserwisser« bezeichnet (denn diese Schulen akzeptieren ihre Institution als Ort des Lernens, d.h. als Ort der gesellschaftlichen Emanzipation), weil hier Bildung und Erziehung als Instrument der Befreiung gesehen wird, dann stellt er sich auf die Seite derer, die Furcht vor radikalen gesellschaftlichen Veränderungen haben. Ekkehard von Braunmühl, der in seinem Aufsatz libertäre Pädagogik in einen Topf mit liberal-bürgerlichen und sozialistischen Modellen der Bildung und Erziehung wirft, verkennt sie in ihrer historischen Bedeutung und ihren systematischen Aussagen hinsichtlich der Förderung von Entwicklungsprozessen. Trotz der hier geäußerten Kritik an Ekkehard von Braunmühls Verständnis von libertärer Pädagogik, muß ihm ein großer Verdienst innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Diskussion nach 1945 in der BRD zugesprochen werden. Mit seiner radikalen Kritik am System Pädagogik und seiner Antihaltung in Bezug auf das Phänomen Erziehung (1975 erschien sein spektakuläres und umstrittenes Buch »Antipädagogik. Studien zur Abschaffung der Erziehung«. Weinheim), wurde er zum »roten Tuch« für die etablierte deutsche Erziehungswissenschaft. Als »Hackethal der Pädagogik« (päd.extra 3/80, S. 41-45) löste er nicht nur unter Akademikern eine noch immer anhaltende Diskussion aus (vgl. hierzu die in letzter Zeit gehäuft veröffentlichten Studien zur Antipädagogik), sondern verbreitete auch unter den Praktikern der Erziehung (sprich Eltern) ein Unbehagen bei Rechtfertigungsversuchen pädagogischer Maßnahmen von Seiten staatlicher oder kirchlicher Institutionen.



Einladung zur Mitarbeit am »Forum für libertäre Pädagogik«!!

Das »Forum für libertäre Pädagogik« versteht sich als Arbeitskreis zum Studium von freiheitlichen, antiautoritären, undogmatischen und antipädagogischen Ansätzen in der Pädagogik sowie ihrer Übertragbarkeit in konkrete und realisierbare Formen des Lernens für alle Lebensalter. Die Arbeitsschwerpunkte des Forums sind:

– Aufbau eines *Archivs* mit Materialien zu freiheitlichen und nicht autoritären Ansätzen in der gegenwärtigen und historischen Pädagogik.
– Herausgabe der Reihe *»Edition libertäre Pädagogik«* (ab Herbst 1984 mit ca. 4 Büchern) sowie eines *Jahrbuches* für libertäre Pädagogik (Band 1 erscheint Frühjahr 1985) im WINDDRUCK VERLAG, Siegen-Eiserfeld.
– Unterstützung von Forschungsarbeiten, *Literaturprojekten* sowie praktischen Versuchen (z.B. Kinderladen, Freie Schule).
– Vorbereitung von *Arbeitstreffen* sowie Vermittlung von Referenten

Da wir dieses Forum nicht hauptamtlich betreuen können und derzeit nur ein kleiner Kreis sind, sind wir auf Anregungen, Unterstützung sowie Mitarbeit angewiesen und verstehen uns in diesem Sinne als eine Kontakt- und Vermittlungsstelle zur Koordination der angesprochenen Bereiche.
Informationen sowie Anfragen an Thomas Rosenthal, Heidmühlenweg 165, 2200 Elmshorn oder Uli Klemm, Straßburgweg 19, 7900 Ulm.

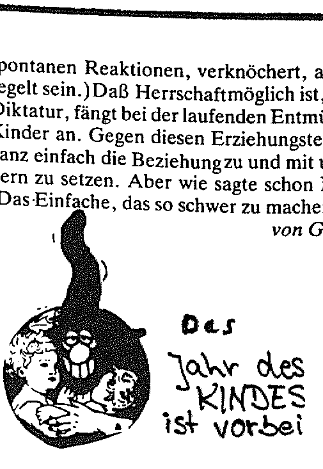
---

nischen General Blut auf den Anzug spritzte. Die Blutspritzer empörten die Gemüter weitaus mehr als die tatsächlichen (also letztlich auch gegen sie selbst gerichteten) Schweinereien jenes Generals.

Aber so wenig z.B. die Idee der Kriegsdienstverweigerung mit Waffengewalt durchgesetzt werden kann, so wenig werden Freiheit und Gleichberechtigung und Entscheidungsfreiheit gedeihen, wenn weiterhin an unseren Kindern so herumerzogen wird. Und solange man mit der rechten Hand nur die Wunden verbindet, die man mit der linken selbst geschlagen hat, solange wird sich weiterhin Herrschaft behaupten; angefangen von der Herrschaft von Älteren über Jüngere, was sich dann alles nur logisch und konsequent fortsetzt.

Das ist der springende Punkt, an dem keiner vorbeidenken und vorbeihandeln darf, wenn er einen fortschrittlichen Anspruch hat.
Wo erzogen wird, kann keine Freiheit entstehen. Man darf nicht auf der einen Seite Macht, Gewalt und Herrschaft verurteilen, und auf der anderen Seite Erziehung gutheißen. (Das ist schlichtweg schizophren). D.h. man kann es schon irgendwie, muß sich aber dann eventuell auch unbequemen Fragen und heftigen Reaktionen stellen. Gehört etwa Mut dazu, Kinder nach allen Regeln subtiler Erziehungskunst fertigzumachen, ins Erwachsenen-Schema zu pressen? Hassen die Leute ihre Kinder so, daß sie sie erziehen müssen? Und dann noch mit dem Anspruch, es gut zu meinen. (Arme Erwachsene – unfähig zu spontanen Reaktionen, verknöchert, alles muß geregelt sein.) Daß Herrschaft möglich ist, letztendlich Diktatur, fängt bei der laufenden Entmündigung der Kinder an. Gegen diesen Erziehungsterrorismus ist ganz einfach die Beziehung zu und mit unseren Kindern zu setzen. Aber wie sagte schon Bert Brecht: ›Das Einfache, das so schwer zu machen ist. . .‹

von Guinn Wenzel





Über die Unkenntnis oder Unterschlagung libertärer Traditionen in der Antipädagogik«
von Ulrich Klemm

Das Folgende ist eine Antwort auf die These Ekkehard von Braunmühls im SF-Nr.14 (S.31-35), daß jede Erziehung staatserhaltend sei. Als »alter Antipädagoge und Staatsfeind« stellt Ekkehard von Braunmühl fest, daß es eine libertäre Pädagogik nicht geben kann. Für ihn ist vielmehr *jede* Erziehung staatserhaltend und eine Vergewaltigung des Kindes – oder anders gesagt – Pädagogik als Theorie und Praxis ist eine »Barbarei der Besserwisser«, bei der »das Recht des Stärkeren, also das Faustrecht, eine Schlüsselstellung einnimmt.«(S.31)

Ausgangspunkt dieser Argumentation ist sein Verständnis von Pädagogik und Antipädagogik. Pädagogik ist für Ekkehard von Braunmühl »das stärkste Bollwerk des Staates gegen die Freiheit«, wo jungen Menschen die Freiheit vorenthalten wird. Auf der anderen Seite bedeutet Antipädagogik für ihn »Kinder zur Anerkennung ihrer Freiheit zu verhelfen.« Einfacher ausgedrückt, Ekkehard von Braunmühl ersetzt das Wort Pädagogik (er meint damit im weitesten Sinne Bildungs- und Erziehungsprozesse) durch den Begriff »zur Freiheit verhelfen« (bei Hubertus von Schoenebeck, einem anderen Antipädagogen, heißt dies »unterstützen statt erziehen«) und sieht hierin, zunächst verbal, eine Alternative zum System Pädagogik.

Es soll im folgenden jedoch nicht um die Zweifelhaftigkeit antipädagogischer Rhetorik gehen, sondern um die (scheinbare) Unkenntnis bzw. Unterschlagung libertärer Traditionen in der Geschichte der Bildung und Erziehung.

Ekkehard von Braunmühl stellt fest: »Gleichgültig, was mit „Erziehung" und „Pädagogik" im einzelnen gemeint ist: diese beiden Begriffe stehen traditionell für ein ganz bestimmtes Menschen-, Welt- und Gesellschaftsbild, bei dem das Recht des Stärkeren, also das Faustrecht, eine Schlüsselstellung einnimmt.«.

Er unterstellt damit jedem Pädagogen, bzw. jeder Pädagogik, von vornherein autoritäre oder neurotische Absichten und Strukturen. Zweifellos dominierte bislang in der europäischen Geschichte eine staatserhaltende Pädagogik, d.h. eine Bildung und Erziehung, die sich primär an kompensatorischen und affirmativen Absichten orientierte, jedoch ist dies nicht die einzige Geschichte der europäischen Bildung und Erziehung, sondern vielmehr die offizielle und legitimierte. Liest man derzeit antipädagogische Literatur, dann bekommt man den Eindruck, als sei mit ihr die große Alternative zur traditionellen Pädagogik gefunden – und – daß die Pädagogik bislang versagt habe, weil sie statt von »Unterstützung«, von Erziehung und Bildung sprach.

Diese »Barbarei der Besserwisser« von Antipädagogen macht mich stutzig. Antipädagogik ist keine neue Sternstunde der Pädagogik, sondern eben *eine* Alternative und ein möglicher Ausweg aus destruktiven Tendenzen im System der Bildung und Erziehung. Es ist fatal, und führt zu Mißverständnissen, wenn Antipädagogen im Rundumschlag jede Pädagogik verteufeln und Erziehern ein Menschenbild vorwerfen, bei dem »das Recht des Stärkeren« gilt. Mit dieser Aussage macht sich die Antipädagogik zum Messias einer neuen Erziehung.

Es geht mir hier jedoch nicht um eine Kritik an den pädagogischen und psychologischen Anregungen durch Antipädagogik – denn diese decken sich teilweise mit freiheitlichen Ansätzen in der Pädagogik (ebenso wie mit Aussagen der modernen Sozialwissenschaften), sondern es geht mir um die Diskussion ihres Verständnisses von libertärer Pädagogik. Ekkehard von Braunmühl versteht unter libertärer Pädagogik eine Erziehung zum Anarchisten und Freiheitskämpfer. Für ihn ist, entsprechend seinem antipädagogischen Verständnis, jede Erziehung und Bildung bereits Notzucht. Er kommt damit zu keiner Differenzierung und übersieht, daß sich sein Anliegen in Sachen Pädagogik, nämlich »Kinder zur Anerkennung ihrer Freiheit zu verhelfen«, durchaus mit anarchistischen Perspektiven und Traditionen in der Pädagogik deckt.

Ekkehard von Braunmühl wiederholt hier ähnlich der etablierten Pädagogik, das Phänomen der Unkenntnis libertärer Theorie und Praxis in der Geschichte der Pädagogik. Libertäre Pädagogik bedeutet jedoch nicht, wie dies bei Ekkehard von Braunmühl anklingt, Pädagogik der Anarchisten, sondern in erster Linie eine antiautoritäre Bildung und Erziehung undogmatischer Prägung, d.h. Lernprozesse im Interesse der zu Bildenden in Richtung auf emanzipatorisches Handeln. Plakativ ausgedrückt, können wir die Intention libertärer Pädagogik in vier Perspektiven zusammenfassen:

1. Libertäre Pädagogik richtet sich gegen das Monopol von Staat und Kirche in Sachen Bildung und Erziehung, also **gegen eine Schulpflicht**, die in erster Linie affirmative Wirkung hat.
2. Libertäre Pädagogik geht vom Grundsatz der Erfahrung als Fundament von Lernprozessen aus, d.h. sie ist eine Erfahrungspäd-

---

anarchistischen Staat oder eine anarchistische Partei geben kann, so wenig kann es eine anarchistische Erziehung oder eine Erziehung zum Anarchismus geben. Wenn die Leute endlich dazu kämen, Anarchismus nicht als Bombenlegerei zu begreifen, sondern schlichtweg als die Ablehnung bzw. Befreiung von Herrschaft, dann sähe es hier lang nicht mehr so aus. Aber paradoxerweise siegt die Angst vor jeder Form von Freiheit, und alle klammern sich an ihrer Knechtschaft fest, als ob das wirklich etwas wäre, das sich zu verteidigen lohnt. Aber da sind noch andere Gesetzmäßigkeiten im Spiel, gegen die zu kämpfen sehr schwer ist. Denn Herrschaft fängt bereits bei der Geburt an, und damit auch der Urglauben, daß man jeden Menschen erziehen müßte, sonst wird aus ihm nichts Gescheites. Manche Menschen meinen es auch garnicht so schlecht, und sie begreifen sich auch wirklich als kinderlieb und kinderfreundlich, aber sie kommen dennoch ins Rotieren, wenn die letzten heimlichen Bastionen ihrer, wenn auch noch so gut versteckten und gut gehüteten, Macht ins Wanken geraten. Sie meinen es schon anders, möglich, aber dann sollen sie es doch auch anders nennen und sich auch anders verhalten – und zwar qualitativ anders. Um ein Kind zu unterstützen, und ihm als gleichberechtigten Partner solidarisch zu helfen, muß ich es deswegen doch nicht gleich erziehen. Um ein Kind auf Gefahren aufmerksam zu machen, um einem Kind die schönen Sachen in der Welt zu zeigen – deshalb muß ich doch nicht ständig an ihm herumerziehen.

Es mögen die Mittel der Einschüchterung, Abhängigkeit von Wohlwollen, Grad und Bandbreite von Toleranz verschieden sein, der Effekt ist weitgehend derselbe, nämlich die Aufrechterhaltung von Normen und Maßstäben, die die Grundfesten dieser Gesellschaftsform nicht erschüttern und nicht in Frage stellen. Es ist erstaunlich, wie viele Leute (und das sind – leider – nicht einmal Anarchisten) diesen Staat garnicht soleiden mögen, aber die Angst, die eigenen Träume ins Rollen kommen zu lassen, ist größer. Für die meisten Menschen ist eben Anarchie gleichbedeutend mit Chaos und Unordnung, Verfall aller Werte. dabei vergessen sie aber, daß ihre Ordnung keine freiwillige, frei vereinbarte Ordnung ist, sondern eine herrschaftsbedingte Ordnung. Die Angst vor der Anarchie ist also dann die Angst vor dem verlust dieser Ordnung, die Angst vor der Freiheit – frei zu sein von all den auferlegten Zwängen und verklemmten Ordnungsvorstellungen, und selbst verantwortlich zu sein für sein Leben. Solche anerzogenen Neuröschen zeigten sich schon vor einiger Zeit bei der Reaktion des Normal-BRD-lers, als ein Abgeordneter der GRÜNEN einem amerika-



Francisco Ferrer und die »rationalistische Lehrmethode«

von Uli Klemm

Buchbesprechung: William Archer/David Poole/Pierre Ramus: Francisco Ferrer. Über den Begründer der anarchistischen Modernen Schule. Wilnsdorf-Anzhausen, Winddruck Verlag 1982, 156 S., 14.80DM

Als der spanische Anarchist und Pädagoge Francisco Ferrer Guardia (1859-1909) in der spanischen Festung Montjuich 1909 erschossen wurde, löste dies einen weltweiten Protest aus. In Frankreich, den USA und Deutschland wurde die spanische Regierung des Mordes an Ferrer angeklagt. Er wurde mit seinem Tod zum Märtyrer des freiheitlichen Sozialismus. Er war jedoch weder ein gewalttätiger Revolutionär noch ein Anhänger der terroristischen »Propaganda der Tat« (wenn dies auch von der spanischen Regierung so dargestellt wurde), sondern vielmehr ein Sozialist und Pädagoge, der sich in Wort und Tat für die Erneuerung des spanischen Bildungswesens einsetzte.

In der deutschen Pädagogik ist Ferrer mit seiner »rationalistischen Lehrmethode« – wie er selbst den Kern seiner Pädagogik nannte – weitgehend unbekannt. Vor 1933 erschienen, abgesehen von einigen Artikeln in anarchistischen Zeitschriften (z.B. in »Der Sozialist«, hrsg. von G. Landauer, 1909), nur eine Textausgabe mit nachgelassenen Schriften von Ferrer (F. Ferrer: Die Moderne Schule. Berlin 1923) sowie eine Biographie von Pierre Ramus (P. Ramus: Francisco Ferrer. Sein Leben und sein Werk. Paris 1910). Erst nach dem 2. Weltkrieg brachte der Berliner Karin Kramer Verlag, im Zuge der entstandenen antiautoritären Erziehungsbewegung erneut Ferrers Buch »Die Moderne Schule« unter dem irreführenden Titel »Revolutionäre Pädagogik« (1970, 1975[2]) heraus. Mitte der siebziger Jahre erschien ebenfalls neu aufgelegt – als Raubdruck – die Ferrer-Biographie von P. Ramus im »Archiv Antiautoritäre Erziehung« (Osnabrück).

Die bislang umfangreichste wissenschaftliche Monographie zur Reformpädagogik Ferrers in der deutschen Pädagogik wurde von Ilse-Dorothea Knapp 1981 als Staatsarbeit an der Uni Bremen geschrieben (I.-D. Knapp: Francisco Ferrer und die Bewegung der Modernen Schule in Spanien um 1900. Bremen 1981). Entgegen anderen Reformpädagogen des Auslands um die Jahrhundertwende (wie z.B. J. Dewey, E. Key, M. Montessori), spielt Ferrer bei der Rezeption der reformpädagogischen Bewegung in Deutschland nur eine unwesentliche Rolle. Anders dagegen in den USA und Frankreich. In den USA entstand im Anschluß an den Tod Ferrers ein »Modern School Movement«, das auf seinem antiautoritären Ansatz aufbaute und bis in die sechziger Jahre hinein bestand (vgl. hierzu P. Avrich: The Modern School Movement. Princeton 1980). Diese Bewegung wurde zum Vorläufer und Vorbild der seit den sechziger Jahren in den USA entstandenen Gegenschulbewegung (auch »Free-School-Movement«) mit ihren wichtigsten Vertretern P. Goodman, J. Kozol, G. Dennison, J. Holt.

In Frankreich und Belgien entwickelte sich dagegen bereits zu Lebzeiten von Ferrer eine antiautoritäre Erziehungsbewegung (wichtige Vertreter: J. Grave, Ch. Malato, F. D. Nieuwenhuis, S. Faure).

In Spanien selbst konnte das pädagogische Werk Ferrers nach seinem Tod nicht fortgeführt werden. Erst während dem Spanischen Bürgerkrieg (1936-39), als die anarchistische Bewegung zur zentralen Triebfeder des Widerstands gegen Franco wurde, bezog sich die libertäre Gewerkschaft C.N.T. (Confederacion Nacional del Trabajo) in ihrem Erziehungsprogramm auf die Konzeption Ferrers. Ferrers Schule »Escuela Moderna« (1901-1906) in Barcelona wurde 1906 von der spanischen Regierung geschlossen und gleichzeitig wurde Ferrer ein erstes Mal verhaftet. Man brachte ihn mit dem Attentat am 31. Mai 1906 auf den Hochzeitszug des spanischen Königspaares in Verbindung. Nach seiner Freilassung widmete er sich erneut der Verbreitung seiner reformpädagogischen Ideen, eröffnete für kurze Zeit erneut seine Schule in Barcelona und gründete mehrere pädagogische Zeitschriften in Frankreich, Italien und Spanien, die zum Sprachrohr seiner Pädagogik wurden. Diese für ihn anstrengenden und erfolgreichen Jahre fanden 1909 ein jähes Ende: Er wurde der Anführerschaft eines blutigen Arbeiteraufstandes in Barcelona angeklagt und mit zweifelhaften Beweisen von einem Militärgericht zum Tode verurteilt.

Über diesen bedeutenden spanischen Reformpädagogen, dessen Leben und Werk mit wenigen Sätzen eben angedeutet wurde, erschien 1982 im Winddruck Verlag eine Doku-

mentation seines Wirkens. Das Buch enthält eine Sammlung von bereits veröffentlichten Texten von und über Ferrer: Der kurze Essay von D. Poole (S. 7-17) erschien erstmals 1977 in der Zeitschrift »Anarchist Review«. Der Aufsatz W. Archers »Leben und Tod Francisco Ferrers« (S.18-86) wurde bereits 1910 im nordamerikanischen Magazin »McClure's Magazine« veröffentlicht. Auch die Beschreibung der »Escuela Moderna« von Pierre Ramus (S.102-123) stammt aus einem bereits erschienenen Werk (1910). Desweiteren finden wir noch die Rede von Peter Kropotkin zum Tode Ferrers (gehalten in der Memorial Hall in London 1909). Diese Sekundärliteratur zu Ferrer wird durch zwei Briefe von ihm aus dem Gefängnis (1909), sowie durch längere Passagen aus seinem Werk »Die Moderne Schule« (S.126-156) ergänzt.

Das Buch ist kein genuin pädagogischer Reader zur Erziehungskonzeption Ferrers, sondern vielmehr ein Nachruf auf einen vergessenen Pädagogen. So geht der Artikel von W. Archer nur am Rande auf seine reformpädagogischen Bemühungen ein und stellt Ferrers letzte Jahre und die Vorgänge, die zu seinem Tod führten in den Vordergrund. Erst mit den Ausführungen von P.Ramus erfährt der Leser von der Bedeutung der pädagogischen Tätigkeiten Ferrers. P.Ramus gibt hier einen fundierten Einblick in die Schule Ferrers und seiner »rationalistischen Lehrmethode«.

Ferrer verstand seine Pädagogik als eine proletarische und antiautoritäre, die sich gegen die damalige spanische Weltanschauungs-und Klassenschule wandte. In seiner Ansprache zur Eröffnung der Schule 1901 erklärte er: »Begründen wir ein Erziehungssystem, durch das das Kind rasch und leicht dazu gelangen kann, den Ursprung der wissenschaftlichen Ungleichheit, der religiösen Lüge, der verderblichen Vaterlandsliebe und der althergebrachten Gewohnheiten inder Familieund anderswo, die es in Sklaverei erhalten, zu erkennen.« (S.103)

Er wollte das spanische Bildungs-und Erziehungssystem von seinen patriarchalischen und katholischen Dogmen befreien und es auf das Fundament der Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaften stellen. »Unser Hauptbestreben war vor allem, das Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß, da wir die Vernunft und die Wissenschaft als das Gegenmittel für alle Dogmen ansehen, in unserer Schule keinerlei Religion unterrichtet werden wird. (...) Der Vernunftgemäße und wissenschaftliche Unterricht der Modernen Schule umfaßt, wie man sieht, das Studium all dessen, was die Freiheit jedes Einzelnen und die Harmonie derGesamtheit fördert zur Erreichung eines Gesellschaftszustandes des Friedens, der Liebe und des Wohlstandes für Alle, ohne Unterschied der Klassen und Geschlechter« (S.117-119).

Ferrer stellt sich uns nicht nur alsReformpädagoge, ähnlich seinen bürgerlichen Kollegen E.Key, M.Montessori, G.Wyneken u.a. dar, denen es um eine kindgerechte Bildung, bzw. Reform der Erziehung ging, sondern auch als ein radikaler und politisch bewußt denkender Pädagoge, der mit seiner »rationalistischen Lehrmethode« die Grundlage einer freien und sozialistischen, d.h. von Patriotismus, Militarismus und Kirchengläubigkeit befreiten Gesellschaft anstrebte. Seine Weltanschauung entsprang der eines freiheitlichen Sozialismus – sprich Anarchismus. Er lehnte sowohl bürgerliche Gesellschafts-und Herrschaftsstrukturen ab, als auch orthodox-marxistische, die zum Staatssozialismus führten. Ferrer steht damit in der Tradition der spanischen Anarchisten, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bewußt von der I.Internationalen und K.Marx trennten und einen antiautoritären Sozialismus vertraten. Sozialismus bedeutete für Ferrer eine konstruktive und solidarische Gemeinschaft, in der Standes- und Klassenunterschiede aufgehoben sind und die nicht das Produkt einer revolutionären Elite-und Einheitspartei ist, sondern das Werk des ganzen Volkes.

Seine »Escuela Moderna« war deshalb auch keine »Kaderschule« zur Erziehung von Klassenkämpfern. »In den freien Schulen muß Friede, Freude und Brüderlichkeit herrschen. Wir hoffen, daß dies genügen wird, um Methoden ein Ende zu bereiten, die auf das Höchste ungeeignet sind, zur Erziehung einer Generation, die fähig sein soll, einen wirklich brüderlichen, harmonischen und gerechten Zustand der Gesellschaft zuerschaffen.« (S.150).

Ferrer stand (unbewußt) in der Tradition demokratisch-libertärer Erziehungskonzepte, wie wir sie bei William Godwin (1756-1836), Robert Owen (1771-1858) oder Leo N. Tolstoj (1828-1910) finden und wie sie nach Ferrer u.a. von Otto Rühle (1874-1943), Bertrand Russel(1872-1970) oder Paul Goodman (1911-1972) vertreten wurden. Ferrer glaubte an den Fortschritt und die emanzipatorische Kraft der modernen Naturwissenschaft im kampf für eine freie Gesellschaft, aber auch an die kraft der menschlichen vernunft. Beides sah er durch die katholische Kirche sowie den Nationalismus der spanischen Monarchie behindert. Erst mit der Überwindung dieser »Ketten der Sklaverei«, mittels einer naturwissenschaftlich orientierten Schulbildung, wird es nach Ferrer möglich werden, die Entwicklung freier und selbstbestimmter Menschen zu verwirklichen: »Die Moderne Schule ist im Gegenteil bestrebt, freie, verantwortliche Intelligenzen heranzubilden, die befähigt sind, in vollständiger Entfaltung all ihrer menschlichen Fähigkeiten zu leben. Sie muß sich notwendigerweise ein vollkommen entgegengesetztes Ziel setzen; sie muß einzig allein die bewiesene und beweisbare Wahrheit unterrichten, jegliche Lüge oder fabel ablehnen und immer das Licht gegen die Dunkelheit begünstigen« (S.111).

Die Sammlung »Über den Begründer der anarchistischen Modernen Schule«, wie dies im Untertitel verheißungsvoll angedeutet wird, ist keine wissenschaftliche Anthologie, jedoch ein Buch, das derzeit für die historische und vergleichende Pädagogik in Deutschland eine Anregung sein kann – sowohl was die Beschäftigung mit der spanischen Reformpädagogik um die Jahrhundertwende betrifft, als auch mit den Traditionen der wenig beachteten libertären Erziehungskonzeptionen. Das Buch macht neugierig, indem es Fragen aufwirft – besonders zur anarchistischen Pädagogik – die es jedoch nicht beantworten kann. Die Sammlung ist eine gelungene Mischung aus einer biographischen und sozialhistorischen Dokumentation zum Leben des Pädagogen Ferrer mit einem wissenschaftlichen Anspruch.

Friedhelm Buchholz

Interview mit Tommy Spree – Mitbegründer des heutigen Anti-Kriegs-Museums

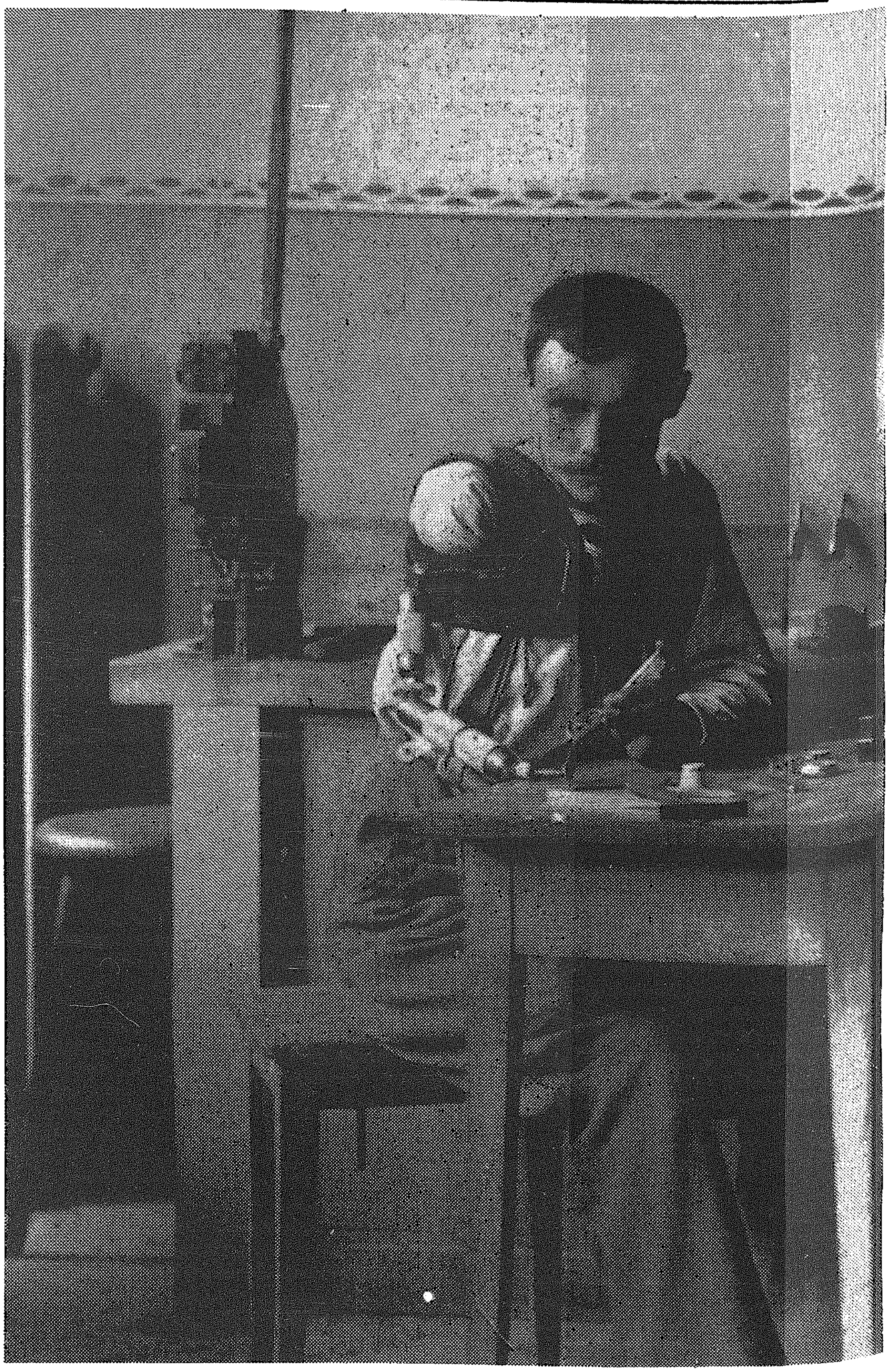
Verbunden mit dem Besuch des Anti-Kriegs-Museums im Aufbau, Stresemannalleee 27 in Berlin-Kreuzberg war ein Interview mit einem seiner Initiatoren. Mit Hilfe des Interviews wollte ich mehr erfahren über die inhaltliche Konzeption des Museums und darüber, wie die Betreiber ihre Arbeit im Rahmen der Friedensbewegung einschätzen. Das Interview ist nicht repräsentativ, da ich nur Gelegenheit hatte, mit einem der Betreiber zu reden.

Mein Interviewpartner war Tommy Spree, einer der vielen Initiatoren und Mitbetreiber des Anti-Kriegs-Museums im Aufbau. Er wurde 1940 geboren, ist der Enkel von *Ernst Friedrich* und der Sohn von Heidi Friedrich und Gustav Spree. Sein Vater ist Sozialist und heute noch, fünfundsiebzigjährig, im Vorstand der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und Mitglied der SPD. Er verhalf der Familie Friedrich 1933 zur Flucht nach Prag und konnte auch das Archivmaterial des Anti-Kriegs-Museums vor den Nazis in Sicherheit bringen. Nach der Ausweisung Ernst Friedrichs aus der Schweiz blieben Heidi Friedrich und Gustav Spree noch fünf Jahre dort. Sie konnten dann auf Betreiben von englischen Quäkern nach London ausreisen... Dort wurde auch Tommy Spree geboren und verbrachte ebenda seine Kindheit. Seine Eltern zog es nach Deutschland zurück und so kam die Familie 1952 nach Berlin. Seine Eltern ließen sich scheiden und seine Mutter heiratete wieder, einen jüdischen Arzt. Tommy Spree besuchte als Schüler und Student oft die Friedensinsel (Ernst Friedrich hatte sie in Paris als Nachfolgeprojekt aufgebaut) und sollte, nachdem er seine zweite Lehrerprüfung 1967 bestanden hatte, auf der Insel als Lehrer arbeiten, denn Ernst Friedrich wollte mit ihm zusammen eine Schule für behinderte Kinder aufbauen. Doch dazu kam es nicht mehr, denn Ernst Friedrich starb im Mai 1967. Tommy Spree, der nach eigenen Aussagen sehr an Ernst Friedrich hing, stimmte mit seinen Ideen überein und war fasziniert von dem, was Ernst Friedrich bisher vollbracht hatte...

Nach dem Interview hatte ich Gelegenheit, den Diavortrag über Ernst Friedrich anzuschauen. Dieser Vortrag, der schon weit über hundert Mal im Berliner Raum gezeigt wurde, behandelt das Wirken und die Stationen von Friedrich. Er enthält zum Teil unveröffentlichte Bilder. In dem etwa zwei Stunden dauernden Vortrag wird die Lebensgeschichte Ernst Friedrichs erzählt, wobei der antimilitaristische Aspekt und die früheren friedenspädagogischen Arbeiten hervorgehoben werden. (Ein eigenständiger Artikel über das Leben und Wirken Ernst Friedrichs wird in einer der kommenden Nummern des SF zum Abdruck kommen.)

»Wie kam es zu der Entstehung des neuen Anti-Kriegs-Museums und welchen Zugang hatten Sie?«

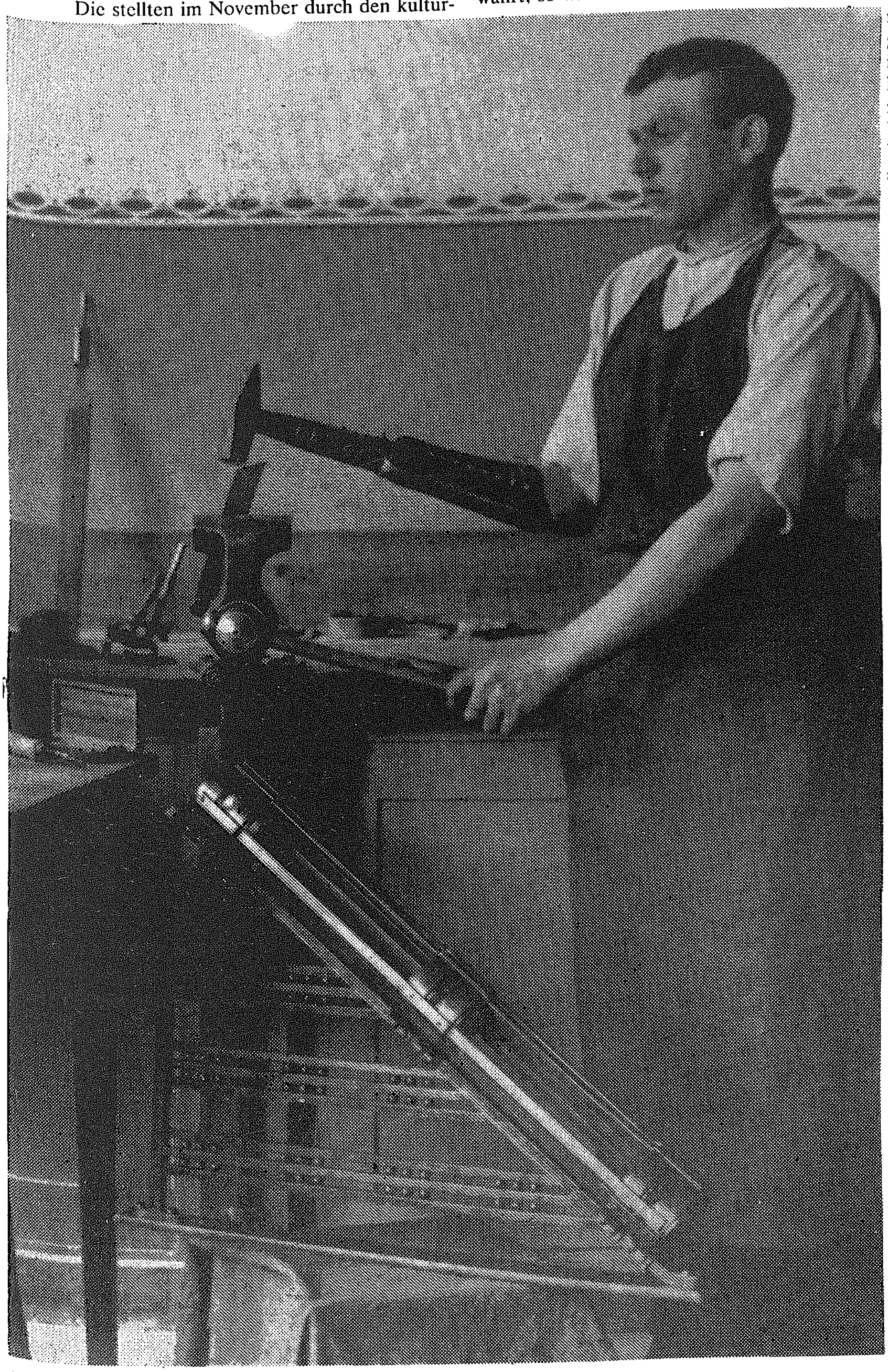
»Ich bin politisch sehr interessiert und verfolge das politische Geschehen so gut ich kann. Ich habe dann auch durch die faszination, die mein Großvater auf mich ausgestrahlt hat, – übrigens als einziger aus der Familie, – angefangen. Seine eigenen Kinder waren durch das Familienleben, – das sehr zerüttet wurde, das geht natürlich nicht aus den Büchern hervor, aber das Familienleben fand nicht, oder nur wenig statt bei Friedrich, denn



er hatte keine Zeit für die Familie, – nicht bereit, die Idee weiter fortzuführen. So habe ich schon als Schüler gesammelt und zwar auch in Archiven (auch bei Springer), da gab es ja eine Menge Artikel, was Leute über Ernst Friedrich geschrieben hatten nach 1945, so daß ich anfing zu sammeln was ich nur konnte und das setzte ich als Student fort. Eigentlich aufgewacht bin ich durch den Hamburger Kirchentag, das war 1981 im Herbst; da kam kurz danach die Bonner Demonstration und da merkte ich, wie die Jugend den Politikern und den Offiziellen in der Bundeswehr ganz schön zusetzten, auch dem Hamburger Kirchentag. Inzwischen waren auch Sachen über Ernst Friedrich gedruckt. Es gab auch Gruppierungen in Berlin, die das Anti-Kriegs-Museum gründen wollten, unter ihnen auch die SPD. Die stellten im November durch den kulturpolitischen Sprecher der Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus auf einem SPD-Parteitag den Antrag, man möge ein kleines aber wirkungsvolles Anti-Kriegs-Museum nach dem Vorbild von Ernst Friedrich, in Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften in Berlin gründen. Das wurde mit großer Mehrheit angenommen, aber dann *an einen Ausschuß verwiesen und ich habe bis heute nichts mehr davon gehört.«*

»Was gab es noch für andere Gruppierungen, wie ging's weiter?«

»Ich war der Meinung, man müsse eine Organisation finden, die die Unabhängigkeit bewahrt, so wie der Friedrich das auch damals versucht hat, unabhängig zu sein, um möglichst viele Menschen anzusprechen. Ich habe dann versucht, alle die für diese Idee waren zusammenzubekommen. Es gibt ein Friedenszentrum in Berlin-Darlem, das ist auch die alte Martin-Niemöller-Gemeinde., es heißt auch Martin Niemöller-Haus oder Friedenshaus. Da haben wir einen Abend gemacht. Das war der 19. November 1981, wo ich einen Diavortrag gemacht habe. Die Liga für Menschenrechte organisierte diesen Abend. Die plante auch ein Friedenszentrum in Kreuzberg oder in der südlichen Friedrichstadt, das sollte auch ein Anti-Kriegs-Museum werden. Ich habe den Diavortrag auch deswegen gemacht, weil andere Leute angerufen haben, sie möchten mehr über Ernst Friedrich erfahren und durch die Friedensbewegung ist er ja wieder auferstanden, kann man sagen und da er auch immer mit dem Bild gearbeitet hatte, dachte ich es wäre das Beste, ich stellte einen Diavortrag zusammen und habe dann alles abfotographiert. Der Vortrag zeigte eine enorme Wirkung, denn diese Lebensgeschichte ist schon recht dramatisch. Man kann sagen, daß aufgrund der Diskussion, die sich dort ergab und zwar mit kirchlichen Leuten, mit Ossip Flechtheim und Gollwitzer war dabei, auch die Alternative Liste und Grüne und SPD-Abgeordnete, so daß das ein interessantes Publikum war, das dann auch in der Diskussion viele Ideen hatte. Einer aber war entscheidend und das war ein Professor von der Hochschule der Künste, der meinte, nachdem ein Architekt unmittelbar nach dem Diavortrag nun ausgemalt hatte, wie ein solches Anti-Kriegs-Museum aussehen könnte, im Rahmen der Internationalen Bauausstellung. Ein marmorähnlicher Bau, mit herrlichem Glas und Wiese mit Skulpturen darauf, da hatte der Professor dann schnell gesagt, das sind Wunschträume, das können wir nicht machen, sondern wir sollten einen Laden übernehmen und gleich anfangen, egal wie klein, aber die Zeit ist reif. Das war eigentlich die Geburtsstunde des Anti-Kriegs-Museums. Mein Bruder sagte dann auch, warum machst du das eigentlich nicht und wir haben uns dann zusammengesetzt und überlegt, ob man das machen kann. Ich arbeitete inzwischen in der Friedensbewegung mit, unabhängig von dieser Sache und zwar in der Gruppe Reinickendorfer Friedensinitiative und da hatte sich gezeigt, daß hier eine Gruppe Ausstellungen machen wollte und sie suchten jemanden, der dann auch Bilder beschafft. Dann habe ich von »Krieg dem Kriege« eben Material gehabt und ich arbeitete dort mit. In diesem Kreise tauchte dann der Koordinator der Berliner Friedensbewegung auf und mit dem traf ich mich dann auch mal und als ich ihm sagte, daß wir eigentlich vor hätten, so etwas wieder zu machen, hat er gesagt, ich besorge euch die Räume. Und das sind die Räume hier.«



»Habt ihr die Räume mietfrei zur Verfügung gestellt bekommen?«

»Das ist das Eigentum der Hausbewohner, der eine Architekt ist E. Friedrich Fan und er sagte: ›Ja, wir machen das sofort, das wäre eine tolle SacheE. Da war so ein Schwung am Anfang, das war das Herrliche. Dann haben wir eine Hausversammlung gemacht, denn wir konnten ja schlecht gegen den Willen der Leute hier etwas machen, zumal das ja auch

eine Zeitbombe ist, auch für neonazistische Gruppen. Der vordere Raum war schon als Galerie eingerichtet und wir haben die Hausversammlung gefragt, ob wir diesen größeren Raum, der ja schon ein kleiner Saal ist, haben könnten, eben auch gerade für Veranstaltungen. Dann ist hier noch eine Küche und eine Toilette und wir haben hinten noch Räume. Wir haben dann angefangen und zwar war das auch Zufall, denn es war der 15. Todestag von Ernst Friedrich. Der Architekt meinte dann, als wir im Februar hier angefangen haben, erstmal mit japanischen Bildern über Hiroshima und Nagasaki zu beginnen. Dann kam die Idee, ob wir das Anti-Kriegs-Museum nicht erst im Mai aufmachen sollten und da habe ich dann zufällig daran gedacht, daß da doch Ernst Friedrich gestorben ist. So hat es sich also ergeben, daß wir am 15. Todestag, dem 2. Mai 1982 hier eröffneten...«

»Wie sieht das Selbstverständnis eurer Museumsarbeit aus?«

»Ein Museum kann ja etwas sehr Abstoßendes sein. Aber das was Ernst Friedrich gemacht hat und gewollt hat und in seinen Büchern beschrieben hat, war eine lebendige Zentrale. Das versuchen wir hier natürlich auch. So kann hier jeder mitarbeiten, der mitmachen möchte. Wir sind jetzt fünfzig Leute, die hier mitarbeiten und jedermann kann mittun, ob Schüler oder Student und das ist auch das was Spaß macht, der menschliche Kontakt, der dabei entsteht. Es wäre schön, wenn wir innerhalb der Friedensbewegung was machen könnten, ich sehe das natürlich aus der Sicht des Lehrers. Wir hatten jetzt den 10.000 Besucher innerhalb eines Jahres, das war auch schon was und über 60 Schulkassen. Das heißt, es arbeiten auch Lehrer bei uns mit, übrigens auch ein ehemaliger Schulsenator mit seinem Sohn, der Grafiker ist. Das wir hier viele Schulkassen und Kinder und Jugendliche haben ist gut, denn mein Großvater hat mir mal gesagt: ›Weißt du, wenn du was für den Frieden tun willst, dann nur über die Kinderherzen und über Jugendliche, die Älteren änderst du nicht mehr.‹«

»Wie habt ihr das Museum finanziert?«

»Meine Mutter und ich haben das bezahlt, was wir an Ausstellungsgegenständen haben. Wir haben auch viel von Trödlern geliehen, die Spielzeugsoldaten aus dem II. Weltkrieg hätten uns zum Beispiel siebenhundert Mark gekostet, die haben wir aber geliehen bekommen. Manch einer steckt was in die Spendenbüchse und wir verkaufen auch das Buch »Krieg dem Kriege« oder Buttons oder auch das zerbrochene Gewehr, das Ernst Friedrich damals herausbrachte.«

»Woher bekommt ihr die Exponate?«

»Es ist erfreulich, daß so viele Sachen wieder auftauchen und daß die Berliner sie uns vorbeibringen und zu Hause habe ich auch viele Sachen, die hierher kommen.«

»Auch Originalexponate aus dem alten Anti-Kriegs-Museum?«

»Originalexponate weniger, aber da kann ich dir was zeigen, was Exponate betrifft, die im alten Museum hingen und die wir auch wieder haben.«

»Ihr arbeitet im Moment, vom Diavortrag abgesehen, ohne audiovisuelle Medien. Wollt ihr in Zukunft solche integrieren?«

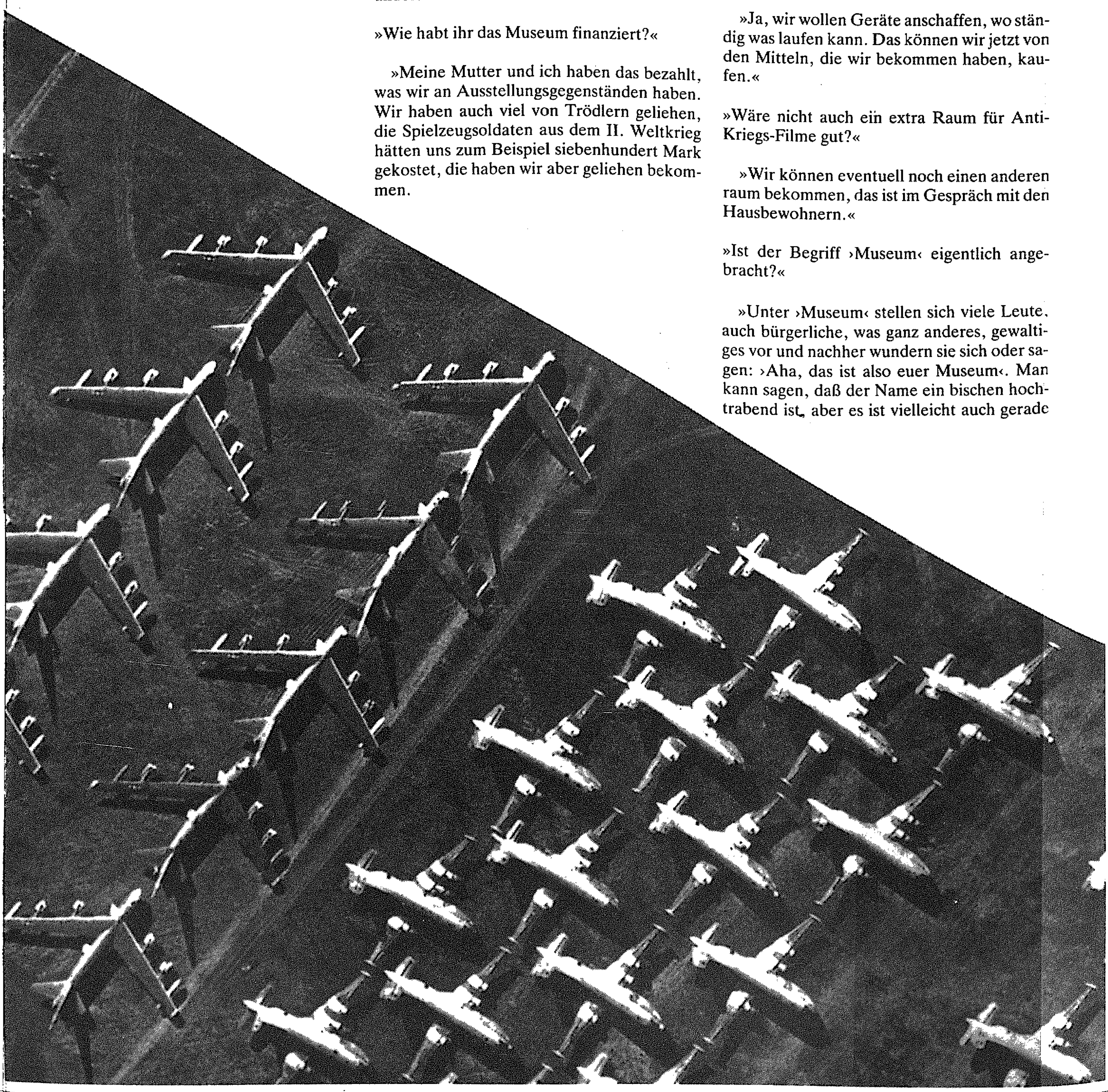
»Ja, wir wollen Geräte anschaffen, wo ständig was laufen kann. Das können wir jetzt von den Mitteln, die wir bekommen haben, kaufen.«

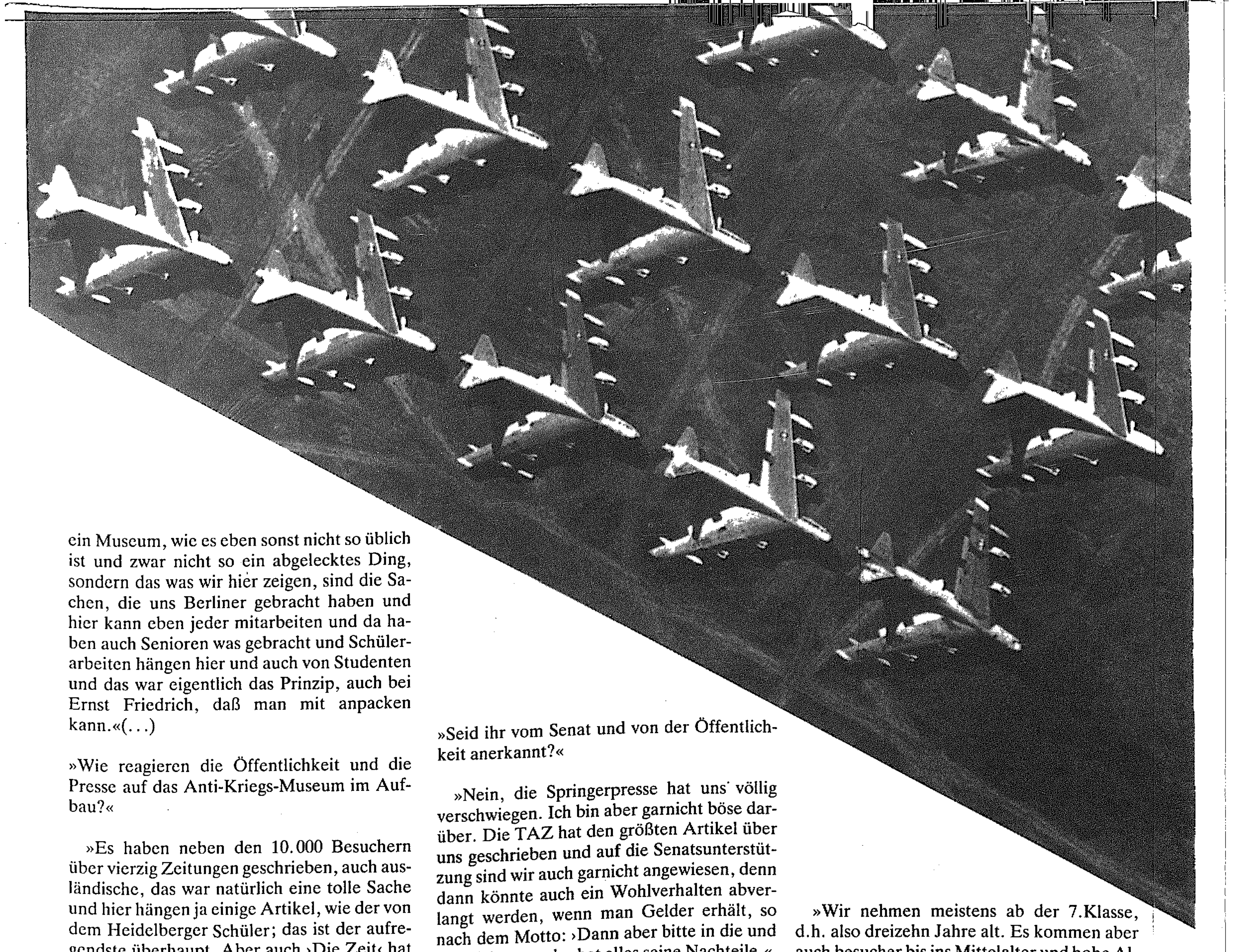
»Wäre nicht auch ein extra Raum für Anti-Kriegs-Filme gut?«

»Wir können eventuell noch einen anderen raum bekommen, das ist im Gespräch mit den Hausbewohnern.«

»Ist der Begriff ›Museum‹ eigentlich angebracht?«

»Unter ›Museum‹ stellen sich viele Leute, auch bürgerliche, was ganz anderes, gewaltiges vor und nachher wundern sie sich oder sagen: ›Aha, das ist also euer Museum‹. Man kann sagen, daß der Name ein bischen hochtrabend ist, aber es ist vielleicht auch gerade





ein Museum, wie es eben sonst nicht so üblich ist und zwar nicht so ein abgelecktes Ding, sondern das was wir hier zeigen, sind die Sachen, die uns Berliner gebracht haben und hier kann eben jeder mitarbeiten und da haben auch Senioren was gebracht und Schülerarbeiten hängen hier und auch von Studenten und das war eigentlich das Prinzip, auch bei Ernst Friedrich, daß man mit anpacken kann.«(...)

»Wie reagieren die Öffentlichkeit und die Presse auf das Anti-Kriegs-Museum im Aufbau?«

»Es haben neben den 10.000 Besuchern über vierzig Zeitungen geschrieben, auch ausländische, das war natürlich eine tolle Sache und hier hängen ja einige Artikel, wie der von dem Heidelberger Schüler; das ist der aufregendste überhaupt. Aber auch ›Die Zeit‹ hat geschrieben, die ›Süddeutsche Zeitung‹, Gewerkschaftszeitungen und eine Antwerpener Illustrierte und BBC London war hier. Der Rundfunk hat sehr oft berichtet im Zusammenhang mit dem Entstehen dieses Museums und der Fortsetzung eben dieser Tradition und das war natürlich eine große Unterstützung. Dann haben auchFernsehgesellschaften berichtet, schon zweimal die Berliner Abendschau und das Westberliner Fenster. Das war dann auch im Norddeutschen Bereich ausgestrahlt worden...«

»Wie ist die Resonanz auf diese Publicity?«

»Es kommen sehr viele Touristen, denn es kostet ja keinen Eintritt. Wir sind auch im Berlin-Programm mit drin, das bekommen die Touristen alle in die hand gedrückt in ihrem Hotel. Wir sind aber auch in den tageszeitungen drin unter den Museen und in dem Tip und Zitty. Es liegt ja auch in einer guten Laufgegend, wer vom Anhalter-Bahnhof kommt, ist in der gleichen Straße. Der Anhalter-Bahnhof bis zum Hallischen Tor ist eine Laufgegend und da kommen auch Touristen her.«

»Werdet ihr noch von anderer Seite unterstützt, vom Senat zum Beispiel?«

»Wir haben vom Kreuzberger Parlament aus Haushaltsmitteln eine größere Zuwendung bekommen, das waren 8000.-DM und die können wir jetzt erstmal hier anlegen für Dinge und für die Arbeit der Grafiker.«

»Seid ihr vom Senat und von der Öffentlichkeit anerkannt?«

»Nein, die Springerpresse hat uns völlig verschwiegen. Ich bin aber garnicht böse darüber. Die TAZ hat den größten Artikel über uns geschrieben und auf die Senatsunterstützung sind wir auch garnicht angewiesen, denn dann könnte auch ein Wohlverhalten abverlangt werden, wenn man Gelder erhält, so nach dem Motto: ›Dann aber bitte in die und die Richtung‹, das hat alles seine Nachteile.«

»Wie sieht die friedenspädagogische Arbeit mit Schulklassen und Lehrern aus?«

»Die Lehrer rufen hier an und sagen, sie möchten mit einer Klasse vorbeikommen und manche kommen dann schon mit fertigen Arbeitspapieren und Fragestellungen, in denen das Thema Rüstung behandelt wird. Da werden gezielte Fragen gestellt, die die Schüler dann beantworten müssen. Sehr oft wird auch nach meinem Diavortrag gefragt. Ich habe ihn schon vor Hunderten gehalten, wie z.B. vor dem deutschen Hausfrauenbund oder vor Konfirmanden oder angehenden Pastoren. Es gibt von verschiedensten Seiten Interesse und meine Telefonnummer ist bei dem Museum dabei, so daß die anrufen können und einen Termin absprechen.«

(...)»Wie lange dauert eine Führung mit einer Schulklasse?«

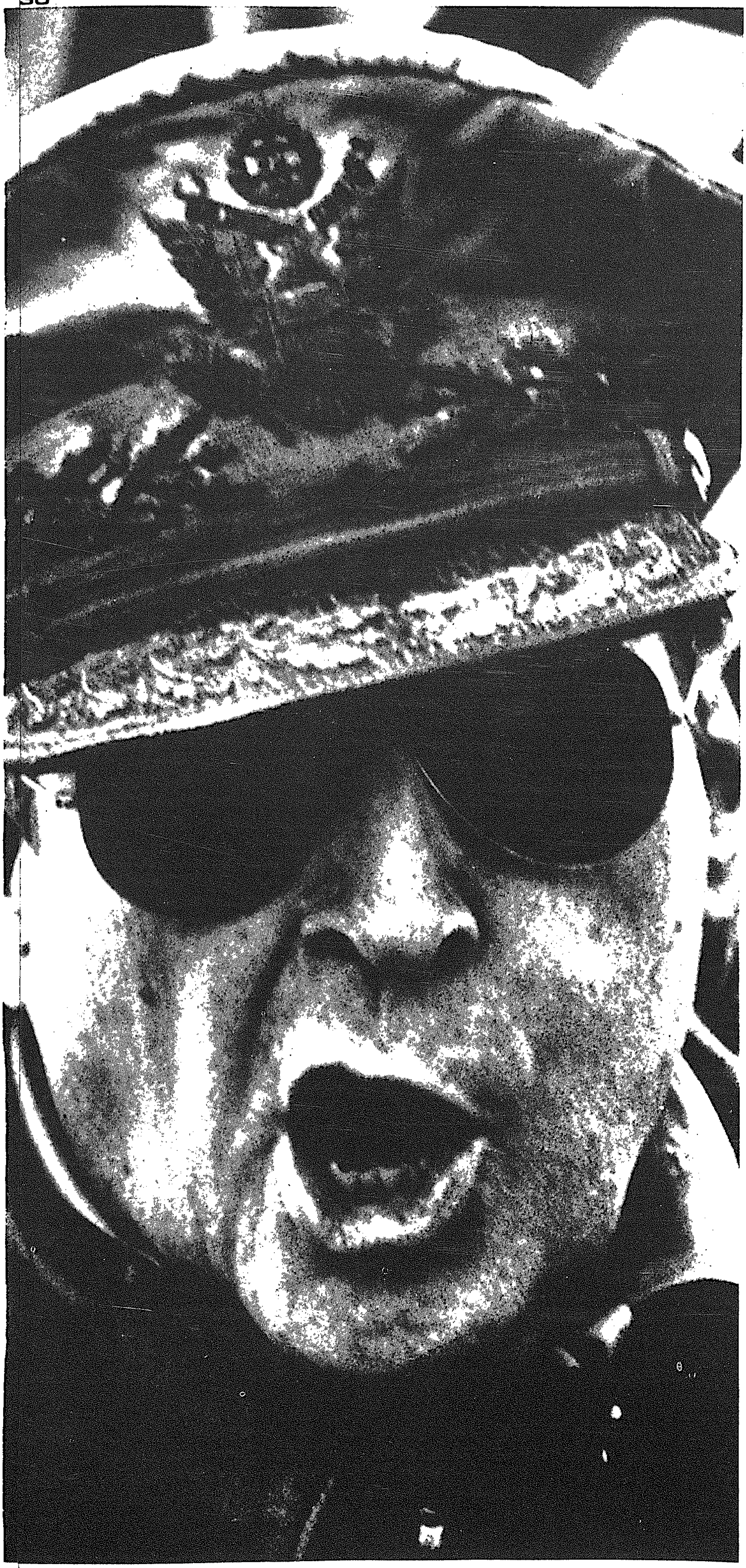
»Wir machen zwei Schulstunden, eineinhalb Stunden, mit einer dreiviertel Stunde Diavortrag inklusiv. Da passe ich mich auch der Gruppe an, ob sie noch zuhören kann und wenn ja, bringe ich mehr Informationen und zeige das alte, aber auch das neue Museum, damit wird dann gleichzeitig auch erklärt, was wir hier machen.«

»Wie alt sind die Schüler?«

»Wir nehmen meistens ab der 7.Klasse, d.h. also dreizehn Jahre alt. Es kommen aber auch besucher bis ins Mittelalter und hohe Alter; wir haben auch eine Seniorengruppe.«

»Geht es euch bei der Diskussion um Frieden, um das Dokumentieren und Diskutieren oder auch um Veränderung?«

»Da kamen Bielefelder und wir haben uns zusammengesetzt, weil sie gefragt haben, wie kann man in Bielefeld ein Anti-Kriegs-Museum aufbauen. Wir haben jemanden von Amsterdam hier gehabt, denn die wollen dort auch ein solches Museum machen. In Chicago gibt es bereits ein Peace Museum und der heidelberger Schüler, der diese Artikel geschrieben hat, schreibt ja über seine Ausstellung, die er Anti-Kriegs-Museum nannte. Der Artikel endet mit den Worten, daß das Anti-Kriegs-Museum Heidelberg kein utopischer Gedanke ist, er ist realisierbar, wenn sich genügend Menschen aufraffen und helfen. Es gibt so viel, was wir mit Phantasie und Ausdauer immer noch machen können, zusammen, offen und laut. D.h., wir haben auch erlebt, daß Besucher diese Stätte hier als Auftrag angesehen haben, so etwas ähnliches in ihrer Stadt zu machen und das wäre natürlich eine Sache, daß wäre ja beinahe so wie das Christentum sich ausgebreitet hat mit den Gotteshäusern. Wenn sich der Pazifismus anhand von Anti-Kriegs-Museen oder Friedenshäusern ausbreiten würde, wäre das natürlich schön. Das klingt jetzt auch in dem Artikel an, der in einer Gewerkschaftszeitung stand: ›schafft Friedenshäuser statt Kasernen‹«.



»Denkt ihr daran, euch größere Räumlichkeiten zu suchen, um noch effektiver arbeiten zu können?«

»Möglich, daß wir uns noch vergrößern müssen. Ich wachse langsam zu hause mit Sachen zu, die uns Berliner gebracht haben. Es ist auch im Gespräch , das Kurt-Tucholsky-Geburtshaus in Moabit zu bekommen, aber das ist nicht so gut gelegen. Es hat alles seine Vor- und Nachteile. In Reinickendorf haben wir vom Baustadtrat ein Jugendheim angeboten bekommen, das hat dann nachher nicht geklappt, aber da sind durchaus Politiker da, die daran interessiert sind, das Projekt zu unterstützen.«(...)

»Habt ihr auch an die Konzeption einer Wanderausstellung gedacht?«

Ja, diese Bilder, die gegen den Krieggezeigt werden, sind ja jetzt so häufig in den Ausstellungen, da ist die Idee von Ernst Friedrich so

Eine Nachbemerkung des Interviewers:
Zwischen der Realisierung des ersten Anti-Kriegs-Museums 1925 und des Anti-Kriegs-Museums im Aufbau 1982, liegt ein Zeitraum, in dem sich in Europa ein kultureller und politischer Wandel vollzogen hat. (...) Im musealen Aufbau bzw. in der Präsentation der Objekte und Exponate und in der Wahl der Medien sind sich die zwei Museen sehr ähnlich. Die zentralen Ausstellungsgegenstände sind immer noch in der Tradition Ernst Friedrichs, wobei die historischen Kriegsbilder aus dem Buch »Krieg dem Kriege« einen Schwerpunkt bilden. (...) Als Ausgangsvoraussetzung für beide Institutionen kann das starke Engagement gesehen werden. Daraus folgt, daß beide Museen aus der Notwendigkeit entstanden sind, dem Militarismus und Krieg entgegenzuwirken, indem die Besucher anhand von Ausstellungen zu der Einsicht gebracht werden sollen, daß die militärische Friedenssicherung ungeeignet ist, einen dauerhaften Frieden aufrecht zu erhalten. Beide Museen zielen auf totale Abrüstung in der ganzen Welt und wollen durch friedenspädagogische Konzepte die Besucher zum Nachdenken motivieren. Doch ist es in der heutigen Zeit schwieriger als zu Zeiten Ernst Friedrichs, die Gefahren eines kommenden Krieges zu dokumentieren und Abrüstungsalternativen aufzuzeigen. Denn in Anbetracht der hochkomplizierten Kriegsmaschnerie wird es immer diffiziler eine effektive Anti-Kriegs-Ausstellung zu konzipieren. Es reicht heute nicht mehr, hunderte von Fotos auf denen verstümmelte Soldaten zu sehen sind, zu zeigen und Militärkitsch auszustellen. (...) Das Anti-Kriegsmuseum damals war eine politische Innovation, auch in der national geprägten Museumslandschaft. Die Ausstellungen trauten sich an Tabuthemen heran. Sie zeigten die andere Seite des Krieges: die Verstümmelung, die körperliche Folgen. Das wirkte nach dem verlorenen Krieg abschrekkend, zumal solche Fotos in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt waren. Der Einsatz des psychologischen Mittels der Abschrekkung durch den Schock und die dadurch ausgelösten Reaktionen haben ihre Funktion er-

vervielfältigt. Ich wünschte, er hätte das noch erleben können, was an seinen Ideen wieder zum Tragen gekommen ist. Man hat begriffen, was man in Ausstellungen machen kann, in diesem Sinne eben, für den Frieden. Noch haben wir keine Wanderausstellung, aber die können wir auch von Sievershausen bestellen, die haben schon so viel Material, daß man viele Wanderausstellungen machen kann. Wir könnten natürlich auch versuchen, mit Friedensforschern zusammenzuarbeiten, denn wir gehen auch den Fragen nach, wie entstehen Kriege, was sind die Ursachen von Kriegen und auch, wer sind die Leidtragenden von Kriegen. Es ist ja immer die Zivilbevölkerung. Die schwierigste Frage natürlich ist, wie kann man Kriege verhindern. Wobei es da viele Anregungen und Ideen gibt. Das werden wir hier ausstellen, die Formen der gewaltfreien Aktionen, Ideen die direkt plakativ sind...«

»Wie sieht der Ausblick für euer Museum aus?«

»Wir wollen nicht nur die Bedrohung durch die Natoaufrüstung zeigen, sondern auch aufzeigen, wo die Hoffnungsschimmer liegen und was man nun tun kann. Die Besucher sollen aus dem Museum herausgehen mit dem Gefühl, das ist jetzt was, was wir anpacken müssen und wir sollten in der Friedensbewegung mitarbeiten. Von dieser Motivation aus könnte dann zum Beispiel auch eine Aufforderung an andere Menschen entstehen, sich selbst in der Friedensbewegung zu engagieren. *Zum anderen könnte mit der Friedensbewegung es genau wieder so passieren wie mit anderen Bewegungen, daß sie vorbeigeht und dann wäre es wichtig, eine bleibende Stätte zu haben, wo eine Anlaufmöglichkeit ist, wo man sich informieren kann.* Das ist also auch die Idee eines solchen Anti-Kriegs-Museums, daß man eine bleibende Stätte hat.«

»Der Begriff ›Friedensbewegung‹ taucht jetzt häufig in den Medien auf, wie siehst du die Perspektiven?«

»Meine Familie stammt ja aus der ›Jugendbewegung‹ und die ist ja in die Geschichte eingegangen als fester Begriff ›Jugendbewegung‹, und wenn wir es erreichen könnten, daß der Begriff ›Friedensbewegung‹ auch in die Geschichte eingehen könnte, dann hätten wir nämlich gewonnen. Sofern man da überhaupt von Siegen sprechen sollte, aber insofern gewonnen, als die Geschichte dann und somit die Menschheit fortbestehen könnte, weil die Friedensbewegung nämlich von unten her was bewirkt, nämlich, daß es nicht zu einem dritten Weltkrieg kommt. Wenn wir das erreicht haben, weil diese Bewegung von unten her so stark ist, daß die Politiker und Militärs nicht mehr so unkontrolliert sind, dann hat sich vieles gelohnt, wofür wir arbeiten.«

füllt. Doch stellt sich die Frage, ob diese Abschreckung in unserer Zeit, die geprägt ist von Kriegen, Verkehrsunfällen und sonstigen Katastrophen, bei dem Betrachter noch einen Schock auslösen kann. Bilder des Krieges sind spätestens seit Vietnam in unseren Alltag eingebaut. Jeden Tag werden wir in der Presse und im Fernsehen mit Gewalt konfrontiert, so daß der Abschreckungseffekt für den Frieden einzunehmen, verfehlt wird. Aus diesem Grunde wäre es für das Anti-Kriegs-Museum im Aufbau wichtig, sich neuer Mittel und Medien zu bedienen. (...) Durch ein gezieltes Ausnutzen aller friedenspädagogisch-inhaltlichen und museumsdidaktischen Möglichkeiten könnte der Beitrag erheblich verbessert werden. Dabei wäre für die friedenspädagogische Bildungsarbeit im besonderen Maße der Einsatz von öffentlichkeitswirksamen Methoden begrüßenswert.

Durch die momentane Sensibilisierung der Öffentlichkeit zu dem Themenkomplex ›Frieden‹ wäre eine gute Ausgangssituation gegeben, um in verschiedenen Städten weitere Anti-Kriegs-Museen aufzubauen. Eine Möglichkeit die Ernst Friedrich während seiner Phase in Deutschland nicht schaffte. Doch aufgrund der vielen dezentralen örtlichen Friedensgruppen, die es in der gesamten BRD gibt, müßte es möglich sein, Anti-Kriegs-Museen in der Provinz sowie in Großstädten aufzubauen, um mit Hilfe dieser Institutionen noch mehr Menschen die Problematik des Krieges nahezubringen und sie zum reflektierenden Engagement zu bewegen. Schwerpunkt sollte dabei – wie bei Ernst Friedrich – die Zielgruppe der Jugendlichen sein.

Eine 2. Nachbemerkung, aus einer FR vom Frühjahr 84

Beim Anti-Kriegs-Museum herrscht tiefer Unfrieden

(...)»Der Streit eskalierte, als Mitgründer und Friedrich-Enkel Tommy Spree sich von der Gruppe trennte und in einer Nacht-und Nebel-Aktion die älteren Ausstellungsstücke aus dem Museum schaffte. Berliner Friedensinitiativen sprangen ein und schlossen mit neuen Ausstellungstafeln die Lücken: Seit einer Woche ist das Museum ...wieder geöffnet. Parallel dazu erklärte Tommy Spree hingegen im Berliner ›Tagesspiegel‹: ›Das Museum sei vorläufig geschlossen‹, es solle ›zu einem späteren Zeitpunkt an einem anderen Ort wiedereröffnet werden‹. (...) Über die Darstellung der heutigen Friedensbewegung kam es, aus Sicht von Tommy Spree, zum Zerwürfnis. Von ›allzusehr interessierten Kräften‹, so seine Erklärung, sei ›eine zu loyale Haltung gegenüber dem Warschauer Pakt eingenommen‹ worden, die ›ideologische Unabhängigkeit‹ des Museums sei gefährdet gewesen. Anlaß war eine im vorigen Dezember eingerichtete Ausstellung über das globale Rüstungspotential der Gegenwart. Spree, der darin nur eine einseitige Kritik an der NATO erblickte, stellte eine Ergänzungswand mit Afghanistan-Bildern vom Kampf gegen die sowjetischen Besatzer auf. Allerdings ohne Absprache mit dem Museums-Plenum, das daraufhin seine Eigenmächtigkeit kritisierte und nun grundsätzlich die Frage nach der Organisationsstruktur des Anti-Kriegs-Museums stellte. Gefordert wurde, die bis dahin überwiegend auf die Person Tommy Sprees zentrierte Organisation des Museums ›demokratischer und transparenter‹ zu gestalten...und als das Plenum die Einsetzung eines Organisationsausschusses beschloß, folgte zwei Tage später die überraschende Räumung.

›Als uns klar wurde, wie schutzlos wir sind‹ (Hans-Peter Richter vom Sprecherrat des Museums), beantragte die Gruppe im Gegenzug, zur Rettung des Namens, den Eintrag des »Anti-Kriegs-Museums« ins Vereinsregister. Auch mit den Hausbesitzern verständigte sich die Gruppe über das Verbleiben in den Räumen. Notfalls mit einem Gerichtsverfahren soll schließlich die Rückgabe der ausgeräumten Museumsgegenstände erzwungen werden.«

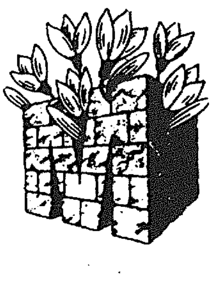
Die SF-Redaktion kann die internen Streitereien allein von der räumlichen Entfernung her nicht beurteilen. Klar erscheint, daß eine solche „Ausbreitung" des Museumsgedankens in dem 83'er Interview sicherlich nicht gemeint war. Die Absicherung über das bürgerliche Recht (›Vereinsregister‹, ›Klage‹) riecht uns allerdings sehr nach Leuten, die von der Tradition Ernst Friedrichs und seiner Gedanken, – also auch vom Anti-Kriegs-Museum – nichts begriffen haben und besser die Finger davon lassen sollten. Wir wünschen Spree einen *unabhängigen* Neubeginn.

Die Stimmung in der Landwirtschaft – eine Nachbetrachtung zur Europawahl

von Horst Blume



Migros-Opposition am Ende?



Migros ist die größte Lebensmittel-Ladenkette der Schweiz. Trotz ihrer Monopolisierung will sie aber eine demokratische Genossenschaft sein! (vgl. Artikel in SF-Nr.4). Aus diesen beiden Gegensätzen resultiert ihr Doppelgesicht. Einerseits ist sie mitverantwortlich für soziale und ökologische Fehlentwicklungen, andererseits will sie »Partner« des Konsumenten sein, den sie mit billigen, aber qualitativ guten Produkten versorgt. 1980 machte sich innerhalb der Migros eine Opposition auf, all die schönen Worte der Genossenschaftsführung Wirklichkeit werden zu lassen. Dieser »M-Frühling« erhielt bei den Genossenschaftswahlen trotz massiver Behinderungen landesweit 20% der Stimmen. Nach dem vielbeachteten Erfolg arbeitete die Opposition an ihrem Ziel weiter, eine umfassende Demokratisierung der Wirtschaft und eine auf gegenseitige Hilfe beruhende Erzeuger-Verbraucher-Beziehung innerhalb der Migros durchzusetzen. Dabei blieb ihr eine herbe Enttäuschung nach der anderen nicht erspart.

Die Initiative für eine »bäuerliche, tierfreundliche und umweltgerechte Landwirtschaft« lag nach Abzug der ungültigen Genossenstimmen unter der notwendigen Zahl von 5000 Unterschriften. Die Initiative zur Einführung eines beschränkten Proporzwahlrechts wurde vom M-Frühling erst gar nicht eingereicht. Die Migros-Geschäftsführung hat durch eine Änderung der Statuten die Unterschriftensammlung drastisch erschwert, weil die jetzt notwendig gewordene Angabe

Wohl am genervtesten auf die Europawahl hat eine Bevölkerungsgruppe reagiert, der man sonst eher staatstragenden Opfersinn nachsagt; – die Rede ist von den Bauern. Mehr als 20 Jahre vermurkster EG-Landwirtschaftspolitik und in ihrer Folge eine immer akuter werdende Existenzbedrohung waren notwendig, bis die Bauern zumindest teilweise der CDU die Gefolgschaft versagten oder gar der Europawahl fernblieben. Der von den Medien so verblüfft zur Kenntnis genommene Zuwachs der GRÜNEN war nur möglich, weil so wenige wählen gingen und damit automatisch die kleineren Parteien begünstigt wurden.

Gerade in ländlichen Gebieten hatte die CDU große Schwierigkeiten, ihre bäuerlichen Wähler bei der Stange zu halten. Auf den Wahlveranstaltungen artikulierte sich heftiger Unmut. Die Landjugend in Baden-Württemberg rief sogar zum Wahlboykott auf. Die gleiche Protestform wurde auf einer ganzen Reihe von bundesweiten Veranstaltungen diskutiert und propagiert, z.B. von 600 Bäuerinnen und Bauern auf einer Versammlung der Milcherzeugergemeinschaft Welzheim (Baden-Württemberg). Der Bauernverband selber machte sich den Wahlboykottaufruf natürlich nicht zu eigen – zu viele seiner Funktionäre sind mit der CDU verfilzt. Das Bayrische Landwirtschaftliche Wochenblatt lehnte den Abdruck einer zum Wahlboykott aufrufenden Anzeige der »Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft« (Nordschwaben) ab, sodaß sie in einer Tageszeitung veröffentlicht werden mußte.

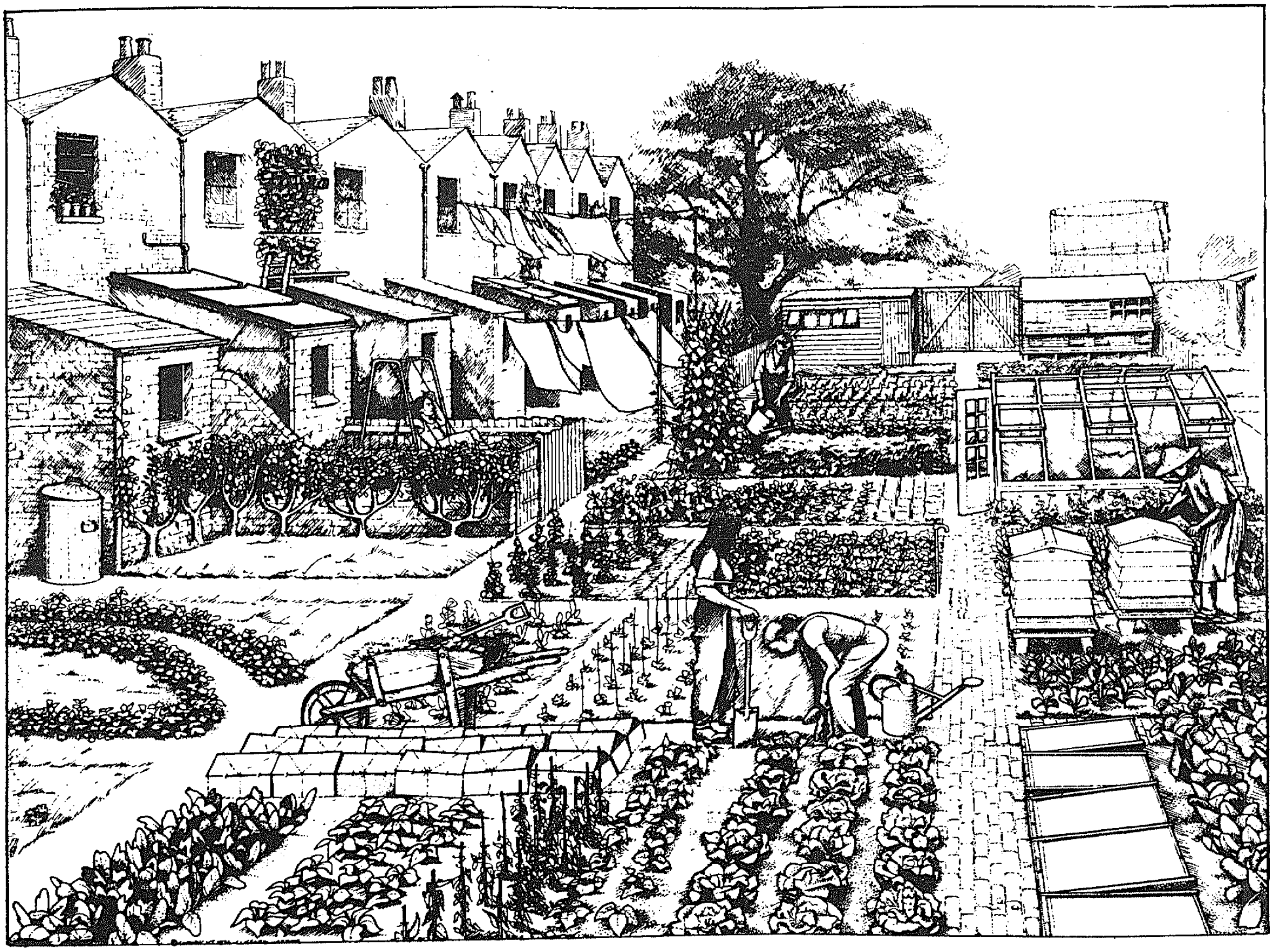
Wir sollten uns nicht der Illusion hingeben, daß ein bewußt gewollter Wahlboykott bei dieser Europawahl schon bedeutet, daß die Mehrheit der Boykottierenden jetzt plötzlich mit dem tradierten Politikverständnis gebrochen hat und andere, direktere Vertretungsformen will. Vielmehr ist durch die offen bauernfeindliche Politik der CDU bei zahlreichen Bauern der Eindruck entstanden, hierdurch ihre parteipolitische Lobby verloren zu haben, ohne daß eine andere Partei in ausreichendem Maße in der Lage wäre, die nun freigewordene Funktion zu erfüllen. Die folgerichtige Konsequenz war der Wahlboykott. Durch ihn wurde allerdings mit der gängigen Norm der Wahlbeteiligung öffentlich gebrochen und bewußt in Kauf genommen, von den etablierten Meinungsmachern als *ungehorsam* hingestellt zu werden. Ob sich nun für den ländlichen Raum eine weitergehende Perspektive eröffnen läßt, und das neu entstandene Nichtwähler-Protestpotential in der Lage ist auf breiter Ebene eigene organisatorische Strukturen zur Durchsetzung seiner Interessen zu entwickeln, wird die Zukunft zeigen müssen.

Die »Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft« hat in ihrer Zeitschrift »Bauernblatt« die Europawahl kontrovers diskutiert: Boykott und Protest (=Wahl der GRÜNEN) wurden dabei so gegeneinander gestellt, als würde allein nur die eine oder nur die andere Form des Widerstandes eine zufriedenstellende Lösung ergeben können. Dabei waren beide Vorstellungen recht schmalspurig angelegt und nur darauf bedacht, »Zeichen zu setzen«. Für die einen wird mit den GRÜNEN im Parlament die EG auch nicht besser, für die anderen würde eine niedrige Wahlbeteiligung den Bauernzorn nur uneffektiv verrauchen lassen. Auf dem Hintergrund der neueren Entwicklung, daß die GRÜNEN die agrarpolitischen Vorstellungen vom »Bauernblatt« übernommen haben und diese in Hessen in konkrete Politik umsetzen, konzentrieren sich in letzter Zeit einige »Bauernblatt«-Mitglieder stark auf die GRÜNEN. Einer war sogar Spitzenkandidat für die Europawahl geworden. Sicherlich bedeutet die neu hinzugekommene »kleinbäuerliche Komponente« oberflächlich gesehen eine Bereicherung für die GRÜNEN und für die Kleinbauern zugleich. Wenn aber die »Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft« zum außerparlamentarischen Zuarbeiter für die parlamentarisch arbeitenden GRÜNEN wird, engt sie ihren Handlungsspielraum enorm ein und schließt Nichtgrüne mehr oder weniger aus. Eine kleinbäuerlich-grüne Richtungsgewerkschaft würde sich für beide Seiten als Bumerang erweisen, da nur gut organisierte parteiunabhängige Basisinitiativen in der Lage sind, eine ausreichende Breite und Durchsetzungskraft zu entwickeln, um in dieser Gesellschaft tatsächlich etwas von unten auf zu bewegen.

der Anteilscheinnummer von den wenigsten Genossenschaftlern vor den Geschäften gegeben werden konnte. Der seit 1980 abzutragende Schuldenberg von 90.000 Franken zwang den M-Frühling von nun an, kleine Brötchen zu backen. Die zweite eingreifende Statuteänderung, die u.a. eine Verdoppelung der für Initiativen notwendigen Unterschriftenzahl vorsah, mußte er im Herbst 1983 zähneknirschend über sich ergehen lassen. Von den 80.000 oppositionellen Genossenschaftsfamilien (20%) im Jahre 1980 sind nur noch 15.000 (5%) übriggeblieben. Der anschließende Versuch, an der regionalen Genossenschaftswahl in Basel teilzunehmen, scheiterte ebenfalls. Durch die erschwerten Bedingungen war es unmöglich, in zwei Wochen die 1900 notwendigen Genossenschaftler-Unterschriften zusammenzubekommen. Die »totale-Einparteien-Migros« ist Realität geworden.

Der M-Frühling hat sich von Anfang an nicht nur auf migrosinterne Wahlkämpfe konzentriert, sondern stets in lebendiger Verbindung zu anderen sozialen Bewegungen (Umweltschützer, Kleinbauern) gearbeitet. Angesichts der reichlich verfahrenen Situation im Migros-Konzern könnte es der Rettungsanker sein, mit dem sich der M-Frühling mit seinen 4.500 Mitgliedern auch weiterhin über Wasser halten wird.

Horst Blume



Projektemesse

Die Projektemesse '83 war in vielerlei Hinsicht ein voller Erfolg: ein breites Spektrum der Selbstverwaltungsbewegung war vertreten, mit den mehr als 12.000 Besuchern und dem Riesenaufgebot von Presse, Funk und Fernsehen hatte wohl niemand gerechnet. Das große Interesse hat uns erstaunt und gefreut und unser Selbstbewußtsein erheblich gestärkt. Viele Diskussionen haben sich in konkrete Taten umsetzen lassen, in der Folge haben einige regionale Projektemessen stattgefunden. Selbst vermeintliche Veranstaltungsprofis und Geldschneider konnten es sich nicht nehmen lassen, auf den längst abgefahrenen Zug der Selbstverwaltungs- und Alternativbewegung aufzuspringen: leider wurde bei diesem waghalsigen Sprung der falsche Kurswagen erwischt – die „Alternativa '84" in Berlin darf getrost als genialer, wenn auch für die Betroffenen schmerzlicher, Flop bezeichnet werden.

Viele waren aber auch überfordert von der täglichen Arbeit und Organisiererei und beklagten, nicht genügend Zeit und Ruhe gefunden zu haben, um sich mit den anderen Messeteilnehmern auseinanderzusetzen, an Arbeitsgruppen teilzunehmen, oder gar noch einen Diskussionsbeitrag für eine der Diskussionsveranstaltungen vorzubereiten.

Diesmal soll es anders werden. Die Projektemesse '84 soll keine Verkaufsmesse sein, sondern eine Mischung aus Kongreß und Ausstellung (der Verkauf ist damit nicht ausgeschlossen, die Prioritäten sind aber gesetzt).

Zum Verlauf der Messe

Während der Zehn Tage sollten, ähnlich wie auf den Berliner Wintertagen, kontinuierlich Arbeitsgruppen und Branchentreffen stattfinden. Einige Themen stehen heute schon als diskussionswürdig fest, weitere werden noch hinzukommen:

- Regionale und überregionale Organisierung der Betriebe und Projekte;
- Warenzeichen für Produkte aus selbstverwaltenten Betrieben;
- Selbstfinanzierung der Bewegung (Öko-Bank / Direktvermittlung / Subventionen ...);
- Ausbildung im Betrieb oder als dem Betrieb angegliederter, autonomer Bereich;
- Betriebsübernahmen, Belegschaftsbetriebe, – Konversion und Organisation;
- Vermarktung des Begriffs „Selbstverwaltung" (kirchl. Träger / AWO / Alternativa '84);
- Frauen in selbstverwalteten Betrieben (Arbeitsplatzquotierung / Doppelbelastung);
- Eigentumsverhältnisse in Kollektiven (neutralisiertes Kapital / neue Rechtsformen);
- neue juristische Betriebsformen;
- Lohnregelungen, Betriebsverfassung für selbstverwaltete Betriebe (Kriteriendiskussion);
- überregionales Kommunikationsforum (anhand des auf den Berliner Wintertagen beschlossenen Kollektiv-Infos „Hick-Hack, Zeitschrift für eine alternative Arbeitsmoral" und der zweiwöchentlich erscheinenden „Betriebszeitung" in der TAZ).

... und etwas spezieller noch:

- Bauvorschriften, Qualitäts- und DIN-Normen bei den Handwerkskollektiven;
- fachliche Professionalisierung und Erfahrungsaustausch bei den Technics;
- Serienanfertigung in Schreinereikollektiven (und nicht nur dort).

Alle Themen sollen bzw. werden von den einzelnen Branchen und Interessierten vorbereitet werden, wir wünschen uns schriftliche Rückmeldungen. Der Sozial- und Gesundheitsbereich ist in der Vorbereitung der Messe überhaupt nicht auffindbar – wir legen aber grossen Wert darauf, daß sich das bald ändert.

Zur Vorbereitung dieser ganzen Diskussionen könnte die geplante Vorbereitungsbroschüre zur PM '84 sehr gut dienen, vorausgesetzt, es machen sich schon *vor* der Messe einige Leute schriftlich ein paar Gedanken dazu, was während der Messe beredet werden soll. Soviel dazu.

Alle Anfragen, Zuschriften, Anmeldungen etc. bitte an das Verbandsbüro,

Verband selbstverwalteter Betriebe Rhein/Main/Neckar/Lahn, Leibnizstr. 5, 6 Frankfurt

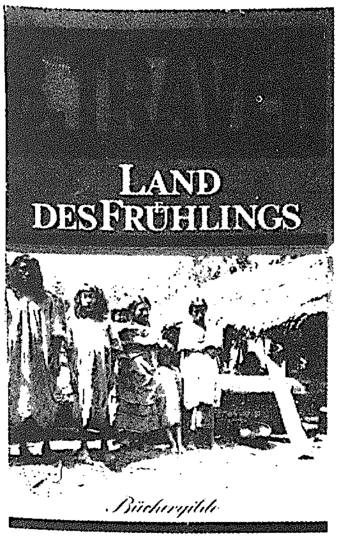
Augustin Souchy

Wie ich Mexiko 1976 sah

Der ausgedehntere Kulturteil dieser Nummer ermöglicht es uns, unseren verstorbenen Freund und Genossen Augustin Souchy einmal von einer anderen Seite vorzustellen.. Von den folgenden drei Beiträgen zu Mexiko trägt nur einer die gewohnten Züge der politischen Zustandsbeschreibung gemischt mit historischer Darstellung aus der Sicht eines (syndikalistischen) Revolutionsbeobachters. Die beiden anderen Artikel zeigen seine Achtung vor anderen Kulturen, bisweilen seine hintergründige Ironie zu Religionsfragen, seinen Wunsch sich einzufühlen und zu verstehen – und seine besondere Vorliebe für Mexiko. Souchy liebte das Land, das eine Revolution für »Land und Freiheit« erlebt hatte, das als einzigstes Land die Spanische Revolution 36 uneigennützig unterstützte und schließlich unterschiedslos und ohne Vorbedingungen allen europäischen Revolutionären bei sich Asyl gewährte, als es für sie nach 39 in Europa keinen Platz mehr gab, – ob sie nun Augustin Souchy, Franz Pfemfert, Otto Rühle oder Leo Trotzki hießen.

Einen ebenfalls wohl nicht zu unterschätzenden Grund für Souchys Vorliebe – und eine Überleitung zu seinen hier abgedruckten Beiträgen – mögen die Romane des Anarchisten B.Traven abgegeben haben; Travens »Land des Frühlings«, sein Bericht über die mexikanische Revolution, Indianerkulturen etc. wurde im übrigen in 2 Bänden von der Büchergilde Gutenberg neu aufgelegt und spiegelt einiges von der Faszination, die auch auf Souchy unverkennbaren Einfluß besaß.

W.H.



Wie ich Mexiko 1976 sah

Mitte der sechziger Jahre hatte ich Mexiko nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt verlassen; im Sommer 1976 kehrte ich für kurze Zeit ins Land meiner Träume zurück. Während meiner langen Abwesenheit hatte sich so manches verändert. Ich versäumte nicht, das neu erbaute anthropologische Museum im Chapultepecpark zu besichtigen, das sicherlich eines der bedeutendsten und schönsten dieser Art in der Welt ist. Die neue imposante Untergrundbahn erfüllt nicht nur ihren funktionellen Zweck, sie hat auch architektonisch einen hohen Stellenwert, was im Lande der Malerrenaissance mit dem Dreigestirn der Freskenmaler Diego Rivera, Siqueiron und Orosco zu erwarten war.

Die Industrialisierung war in den letzten Jahrzehnten beachtlich fortgeschritten und damit hatte sich auch die soziale Lage der Industriearbeiter gehoben. Auf einem Gebiete aber hatte man, wie ich mich überzeugen konnte, auf der Stelle getreten: trotz der vor mehr als einem halben Jahrhundert verkündeten revolutionären Agrarreform sind die sozialen Probleme eines großen Teils der Landbevölkerung immer noch nicht eingelöst. Während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt hatten 4000 Bauern aus allen Landesteilen auf einer Versammlung beschlossen, eine Union der Kleinbauern zu gründen, um ihre gemeinsamen Interessen besser verteidigen zu können. Am Abschluß des Kongresses, dem 9.August, wurde der 98. Geburtstag Emiliano Zapatas, jenes revolutionären Vorkämpfers gefeiert, der für Land und Freiheit gekämpft hat und dafür gestorben ist. Die Väter der mexikanischen Revolution hatten ein großes, ein verheißendes Erbe hinterlassen, das von den Söhnen der Revolution leider schlecht verwaltet wird. Immer noch lebt die Mehrheit der Campesinos in Dürftigkeit. Die Landverteilung kommt nur schleppend voran. Korruption und Mißbrauch von oben – mangelnde Initiative von unten kennzeichnen bis auf den heutigen Tag die Situation der Agrarreform. In vielen Gegenden Mexikos ermöglichen Bodenbeschaffenheit und Klima drei Jahresernten. Doch wenn der Bauer nur vier Monate sein Land bestellt, kann er trotz alledem auf einen grünen Zweig kommen. Die Kalamität im eigenen Revolutionsland führte zu Massenauswanderungen ins nördliche Kapitalistenland, wo sie selbst als Schwarzarbeiter ein besseres Auskommen finden als in ihrer revolutionären Heimat. Es löste Bestürzung aus, als die Presse am 9.August berichtete, daß die Regierung in Washington beabsichtige 400.000 illegale Einwanderer abzuschieben und den »Kontratisten«, gewissenlosen Arbeitsvermittlern, das Handwerk zu legen. Beschwichtigend erklärte der mexikanische Landwirtschaftsminister, daß in den südöstlichen Gliedstaaten Campeche, Yucatan und Quitana Roo eine halbe Million Ackerland an 50.000 besitzlose Landsleute verteilt werden sollen. Die Beruhigungspille hatte keine große Wirkung. Im Laufe der letzten Jahrzehnte wanderten mehr als 12 Millionen Campesinos in die Städte ab. Die Hauptstadt Mexiko, die anfangs der vierziger Jahre knapp 2 Millionen Einwohner hatte, zählt heute (1976) mehr als 10 Millionen! Wie soll eine solche innere 'Völkerwanderung' verkraftet werden?

Kein Zweifel: an der Wurzel dieser Situation liegt das uneingelöste Agrarproblem. Ich diskutierte diese Frage mit meinem spanischen Freund Ignacio Portillas, der als politischer Flüchtling vor mehr als 30 Jahren bettelarm ins Land gekommen war und es nach langem emsigen Schaffen zu einer Geflügelfarm mit 12.000 Hühnern gebracht hatte, die er heute noch mit seiner Lebensgefährtin Carmen und zwei gut bezahlten Hilfsarbeitern bewirtschaftet. Kapitalistischer Ausbeuter ist Portiallas ebenso wenig wie mein eigener Vater es war, der noch mit 90 Jahren an der Drehbank stand und Kleiderständer, Zigarettenspitzen und Pfeifen herstellte, die die Mutter im Laden verkaufte.

Landflucht – darüber waren wir uns klar – und auch Abwanderung von Agrarländer in Industrieländer sind allgemeine Erscheinungen, denen bekannte Ursachen zugrunde liegen. In Mexiko kommt aber, meiner Meinung nach, noch ein ethnischer Grund hinzu. Nach Beendigung der Revolution (1910-1917) überließen die – seit der Aztekenherrschaft unter autoritären Regimen lebenden, jeglicher Eigeninitiative beraubten und im Obrigkeitsstaat gedrillten – indianischen Campesinos ihr Schicksal der höheren Autorität, dem Señor Presidente und den Ministern der Revolutionspartei.

Der mexikanische Campesino konnte nicht auf die Idee kommen mit seinen Klassengenossen selbst eine Colectividad zu organisieren oder wie die jüdischen Einwanderer in Israel einen Kibbuz zu gründen, nein, er stand selbst Produktionsgenossenschaften skeptisch gegenüber; er hatte kein Vertrauen, nicht einmal in die eigenen Stammesangehörigen, denn er war immer wieder übervorteilt, gefoppt, betrogen worden. Auch der Glaube an die allein seligmachende Revolution wirkte sich lähmend auf die nachfolgende Entwicklung aus. Die geschichtliche Erfahrung hat auch gezeigt, daß eine »Einmalrevolution« zur Schaffung von »Dauereinrichtungen« der sozialen Gerechtigkeit nicht genügt. In Mexiko ist die Revolution ein Fetisch geworden. Auch die beste, die idealste Revolution vermag nicht, eine vollkommene Gesellschaftsordnung für alle Zeiten zu errichten. Wer frei leben will, muß den Machthabern ständig auf die Finger sehen. Was für die Arbeiter zutrifft, hat auch für die Campesinos Geltung: »Die Befreiung der Bauern muß das Werk der Bauern selbst sein«. Die mexikanischen Landarbeiter und Kleinbauern haben wohl auch ihre Organisation, doch Initiativemangel der Mitglieder führte zur Bürokratenherrschaft.

Mexikanische Passionsspiele

Die Mexikaner geben sich mit individueller Verinnerlichung und rein persönlichen Beziehungen zu Gott nicht zufrieden. Die Religion ist für sie ein kollektives Erleben. Gemeinsam finden sie innere Sammlung und äußere Zerstreuung. Gemeinsam erleben sie die Zerknirschung der Seele und die Erhebung der Herzen. In der Gemeinschaft kommt ihre Freude stärker zum Ausdruck als in individueller Abgeschiedenheit, ihre Leiden werden weniger hart empfunden. In der Menge steigern sich ihre Emotionen durch Massensuggestion zu kollektiver Verbundenheit. Das gemeinsame Erleben bringt die mexikanischen Menschen ganz nahe zueinander und macht ihnen die Größe der Schöpfung täglich aufs neue zu einem Wunder.

In der katholischen Liturgie findet der Mexikaner Trost für seine Trübsal und Befriedigung für sein Schönheitsbedürfnis. In der religiösen Betätigung kommen seine Gefühlsregungen frei und unbehindert zur Entfaltung. Die gemeinsamen Kirchenfeste werden mit großem Aufwand gefeiert. Sie verhelfen ihm zur religiösen Andacht und bieten ihm die Möglichkeit, sein Leben durch zeremonielle Akte zu bereichern. Sie erheben ihn über die Monotonie des Alltags.

Die vom mittelalterlichen Spanien nach Mexiko gebrachten Religionsfeste haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Gewisse christliche Religionselemente waren ihrem Wesen nach mit der Religion der Azteken verwandt. In der Eucharistie fanden sie eine geistige Identität mit ihren eigenen Religionspraktiken. Den Opfertod Christi durch Passionsspiele feierlich zu behen, entsprach den religiösen Vorstellungen der Bekenner Quetzalcoatls.

In Mexiko wird das Osterfest mit besonderem Pomp gefeiert (Photos von 1953). In der Karwoche verstummen die Kirchenglocken und die Gläubigen werden mit dumpfen Gongschlägen zur Andacht gerufen. Obwohl Kirche und Staat hierzulande seit mehr als einem Jahrhundert getrennt sind, gehen auch die Staatsbeamten an kirchlichen Feiertagen nicht ins Amt. Mexiko ist zu 98% katholisch. in allen Kirchen des Landes wird der leidende Heiland in einem Glassarg aufgebahrt. Die mexikanischen Christusfiguren stellen die Verkörperung menschlichen Leidens dar. Das Gesicht drückt unsagbare Qualen aus, die Dornenkrone ist tief in den Kopf gedrückt, dicke Tropfen dunkelroter Farbe bedecken den Körper wie erstarrtes Blut, die offenen Wunden auf Brust und Stirn versetzen den Kirchenbesucher in religiöse Schauer.

Im Aztekendorf Ixtapalapa, nahe der Hauptstadt, werden alljährlich am Karfreitag Passionsspiele dargeboten. Sie sind volkstümlicher und realistischer als die Passionsspiele in Oberammergau. Die christliche Legende ist in der Neuen Welt mit der mexikanischen Wirklichkeit durchsetzt. Zwischen Darstellern und Zuschauern gibt es keine Trennungslinie. Das ganze Volk nimmt mit Leib und Seele am Passionsspiel Anteil. Die Zehntausende von Zuschauern sind gleichzeitig auch Komparsen. Der Kreuzzug Christi ist für die Indianer nicht ein einmaliger Vorgang, der sich vor 2000 Jahren abgespielt hat. Sie sehen darin einen alljährlich sich wiederholenden Leidensweg, dem die ganze Menschheit unterworfen ist. Gottes Sohn hat für alle gelitten, auch für die Mexikaner. Mexiko ist für sie das von Gott gebenedeite Land, wie es in einem Volkslied heißt. Christus hat auch die Leiden der Indianer auf sich genommen, deshalb halten sie in unverbrüchlicher Treue an ihm fest. Ihr Glaube an den Gottessohn und die Gottesmutter von Guadelupe kann durch nichts erschüttert werden. Am Karfeitag wird dieser Glaube erneuert, es ist ein Tag der stillen Trauer in Mexiko.

Doch am Ostersonntag geht es geräuschvoll zu. In den Straßen der Dörfer und Städte Mexikos wird der Judas wegen seines Verrates an Christus öffentlich bestraft. Die Arbeit ruht und die Geschäfte sind geschlossen. Phantastisch aufgeputzte Judasfiguren hängen an Stricken mitten auf der Straße in Manneshöhe. Der biblische Judas ist immer noch ein Symbol des Verrates. Doch er erhält jedes Jahr ein neues Antlitz. Wer sich in der Öffentlichkeit unbeliebt gemacht hat, wird in überlebensgroßer Pappfigur am Karfreitag an den Strick gehängt und als Judas öffentlich hingerichtet.

★ ★ ★

Am Ostersonntag des letzten Kriegsjahres haben mexikanische Antifaschisten Mussolini- und Hitlerfiguren verprügelt, mit faulen Eiern und Tomaten beworfen und schließlich durch einen im Leib angebrachten Höllenspuk mit großem Knall in die Luft gesprengt. Heute werden die Judasse mit modernen Methoden in die Hölle befördert. Die Sprengköpfe reißen Gips und Pappe in Stücke.

In der Hauptstadt Mexikos ist die Judasverbrennung eine sehr beliebte Volksbelustigung. Das Zentrum der Gaudi ist die belebte Geschäftsstrasse Tacuba, nahe dem Zocalo. Die Läden sind geschlossen und die, um die Kathedrale herumliegenden Straßen sind gesperrt. Es könnte auch kein Wagen hindurchkommen. Das ganze Viertel ist von Menschen übersät. Für ausländische Touristen bilden die Judasverbrennungen eine besondere Attraktion.



Um zwölf Uhr mittags ist die Verbrennung des Erzverräters beendet. Nun erst beginnt der sabado de gloria, der glorreiche Ostersonnabend. Jetzt läuten die Glocken von allen Türmen. Der Gläubige fühlt sich von den Leiden der Vergangenheit befreit und zieht freudig in die Herzenein. Jubelstimmung herrscht im ganzen Lande, bis in die entferntesten Weiler der Sierra Madre. Das Osterfest wird mit ungezügelter Freude von allen Mexikanern gefeiert.



Mexikanischer Totenkult

Die Weltanschauung des Mexikaners ist stoisch. Leben und Tod werden als ununterbrochene Kette zusammenhängender Ereignisse betrachtet. Man sieht im Tode einen natürlichen Teil des Lebens, der nicht tragisch genommen wird. Der Mexikaner von heute hat von seinen indianischen Vorvätern gewisse Anlagen ererbt und führt die Traditionen seiner Rasse fort. Den Fatalitäten des Lebens gegenüber reagiert er auf die gleiche Weise wie seine Vorväter. Die indianischen Traditionen sind nicht selten stärker als der europäische Einfluß. Die mexikanische Kultur kann mit einem Baume verglichen werden, der indianische Wurzeln hat und europäische Zweige, desen Früchte aber weder die einen noch die anderen sind, sondern ein Gemisch aus beiden von besonderen Eigenschaften.

Die Spanier haben in Mexiko mit dem katholischen Glauben die Heiligenverehrung



tief verwurzelt, und wenn von einem Gespenst die rede ist, so denkt jeder meist an die armen Seelen der nächsten Verwandten.(...)

Allerheiligen und Allerseelen sind in Mexiko Feste von allergrößter Bedeutung. Ein stiller Totensonntag nach protestantischem Brauch an einem kalten und trüben Novembertag wäre nichts für einen Mexikaner. Er will etwas mehr als eine in sich gekehrte stille Trauer und abstrakte Ideenassoziation. Sein intensives Gefühlsleben braucht Stimmungen, feierliche Zeremonien und konkrete Geschehnisse. Unter dem ewig blauen Frühlingshimmel kommt der menschliche Geist auf allerhand Einfälle, schafft Symbole und Allegorien, die allen Veränderungen des menschlichen Lebens angepaßt werden. Der mexikanische „Daumier", José Guadelupe Posada hat den Tod in allen Varianten, in Formen von Totenköpfen und Skeletten dargestellt.

eingeführt. Der Heilgenkult war für die Indianer eigentlich nur eine Modernisierung ihrer Götzenanbetung und Idolverehrung. Die Mayas und Azteken glaubten an ein zeitweises Weiterleben der Seelen nach dem Tode des Körpers. Sie waren überzeugt, daß unsichtbare Dämonen mit den Menschen in spukartiger Weise in Verbindung stehen. Es gibt sogar gewisse Berührungspunkte,...so gab es bei den Azteken Mönchsorden;...das heilige Buch der Mayas, der »Popul Vuh«, enthält Ideen über die Entstehung der Welt und die Erschaffung des Menschen, die den entsprechenden Darstellungen der biblischen Geschichte sehr ähnlich sind. Die Mayas glaubten an einen großen Gott. Für ihn hatten sie kein Symbol, d.h. keine materiellen Abbilder. Es war der *Jurakan*, das Herz des Himmels. Sein Wort wurde zur Tat. Er sprach, daß Licht werden müsse, und das Licht entstand. Er schied das Wasser von dem festen Lande, er brachte die Pflanzen zum Wachsen, gab den Tieren Leben und erschuf schließlich aus einem Stück Lehm den ersten Menschen, dem er eine unsterbliche Seele einhauchte. Es fehlt auch nicht die Sintflut. Der gekreuzigte Christus hat seinen aztekischen Partner in dem Erlösergott Quetzalcoatl, der aus dem Gottesreich zu den Lebenden kam, die Gebeine der verstorbenen Generationen mit seinem Blute befruchtete und damit den Gläubigen zum Leben und zur Seligkeit verhalf. Freilich haben die Urmexikaner daneben auch Gottheiten, die von den christlichen Religionsbegriffen grundverschieden sind. Die Todesgöttin Coalicue ist mit Schlangen, Herzen und Händen umgeben und verbirgt unter diesen Formen, gleich einer ägyptischen Sphynx, die Geheimnisse des Lebens. Hier findet man eine bizarre Einbildungskraft, die der christlichen Religion völlig fremd ist.

(...)Hundert Jahre vor der Eroberung Mexikos durch die Spanier schrieb der Aztekenkönig und Dichter Nezahualcoyotl mystische Rhapsodien über den Tod, als philosophischer Ausdruck einer pessimistischen Lebensauffassung. In einem von ihm in Aztekensprache niedergeschriebenen Vers sagt er: »Die gesamte Rundung der Erde gleicht einem Grabe und alles, was darauf lebt und webt, ist zum Untergang verurteilt. Unsere Erde ist ein Jammertal, und die Seligkeit findet man nur in höheren Regionen.«

Das Gedicht hat auch noch für uns ästhetischen Wert. Das mexikanische Volk hat jedoch heute keine Anwendung für die pessimistischen Ansichten des aztekischen „Schopenhauers". Der mexikanische Totenkult hat seine Wurzel in sinnlichen Erlebnissen: der Tod wird mit vielerlei Allegorien symbolisch dargestellt. Die Ankunft des Sensemanes wird, wie auch der Besuch des Storches, mit Essen und Trinken, Tanz und Gesang gefeiert. Die Mexikaner haben dem Tod die tragische Note genommen. »Wenn ich doch sterben muß«, sagt ein mexikanisches Sprichwort, »dann kann es ebensogut gleich geschehen.«

Die Mexikaner haben den Tod mit einem gewissen Humor umgeben, der ganz eigenartig in Erscheinung tritt. Ihr humorvoller Totenkult hat indessen nichts mit dem gewöhnlichen Galgenhumor zu tun. Er ist phantasievoll und sentimental und drückt sich in einer eigenartigen Volkskunst oder Folklore aus.

Die Totenfeiern sind pompös und zeremoniell. Das mexikanische Volk glaubt die Seele eines Verstorbenen befindet sich noch unter den Lebenden, wenn man seinen Leichnam zu Grabe trägt. Der Verstorbene selbst hat ja auch, soweit die Umstände es zuließen, in seiner Sterbestunde an die schöne Abschiedsfeier gedacht, die für ihn veranstaltet werden würde...

Der Durchschnittsmexikaner hat schwerlich die Werke Oskar Wildes gelesen; denkt aber – ähnlich wie der englische Dichter –, daß Wünsche zu Staub zerfallen sind und der Baum der Leidenschaft keine Frucht mehr trage. Er denkt auch wie Racine und Goethe, daß seine Freuden dieser Erde ersprießen und diese Sonne seinen Leiden strahlt. Ob am Tage des jüngsten Gerichts alles Fleisch wirklich auferstehen werde, darauf wagt er nicht, eine sichere Antwort zu geben. Allzu häufig sah er, daß das Fleisch unter den unbarmherzigen Strahlen der Tropensonne rasch verfault.

Daß aber die Seele weiterlebt, umherwandert und spukartig auftreten kann, und daß sie auch von den Lebenden gut behandelt werden müsse, das ist für ihn eine ausgemachte Sache,...man kann nie wissen, was so eine verachtete und vernachlässigte Seele gegen uns arme Sterbliche im Schilde führt. Der Gespensterglaube ist im mexikanischen Volke

Beim Totenfest bringt der Mexikaner sein Gefühlsleben in phantasievoller Weise zum Ausdruck. Der Tod wird in Bildern und Figuren dargestellt, Musik muß man bei den Totenfeiern hören, Platzpatronen müssen knallen, Raketen und Feuerwerk abgeschossen werden. Es muß auch etwas Gutes zu essen und zu trinken geben, denn wo das Herz was hat, muß auch der Magen etwas bekommen. Sonst wäre es kein richtiges Fest. Die Erinnerungstage an die Toten sind beliebte Festtage in Mexiko, die ihren besonderen Reiz haben.

Die Vorbereitungen für die Totenfeiern setzen einige Wochen vorher ein. Für Tausende von Handwerkern und Händlern sind diese Feste eine gute Einkommensquelle. In den Schaufenstern der Konditoreien werden Totenköpfe aus Zucker und Marzipan feilgeboten, mit Zähnen aus Mandeln und Augen aus Rosinen. Aus der Schädeldecke prangen in Schololadenschrift die Vornamen Maria, Bupita, Juanita, José etc. Jeder kann sich seinen Namen aussuchen und die Buchstaben ablekken. dabei findet er Muse, darüber nachzudenken, daß auch er einst im Totenreich enden muß.

Die Mutter verzehrt wehmutsvoll einen Zuckertotenkopf mit dem Namen ihres toten Kindes. Die junge Witwe saugt gefühlvoll an dem Schokoladennamen ihres verstorbenen Gatten, wobei sie mit Sehnsucht seiner leidenschaftlichen Küsse gedenkt. Liebe, Appetit und Trauer verschmelzen miteinander und formen ein neues Gefühl, ein sinnlich betontes Erleben, das als etwas wirklich Vorhandenes empfunden wird.

Das Straßenleben trägt in der Totenwoche das Gepräge von großen Festtagen. Straßenverkäufer bieten Spielsachen für Kinder feil, die auf den Tod Bezug nehmen: kleine. schwarz bemalte Särge, Hampelmänner aus Pappe, die Skelette darstellen, Tonfiguren als Symbole des Sensenmannes, Totenköpfe aller Art aus Marzipan und anderem Zuckerzeug. Auch kleine Hausaltare werden dargeboten.

Das Totenfest nimmt am Nachmittag des 31.Oktober seinen Anfang. Zuerst wird der verstorbenen Kinder gedacht. Der Hausaltar wird in Ordnung gebracht und mit frischen Blumen geschmückt. Es gibt Kreolenfamilien, die Hausaltare haben, die Kirchen zur Ehre gereichen könnten. Auf das weiße Altartuch werden Kinderspeisen mit Milch, Obst und Zuckersachen bereitgestellt. In der Gespensterstunde schwebt die Seele des Kindes durch den Raum und erlabt sich an dem Dufte der Speisen.



Am nächsten Tag ißt der Mexikaner zu seinem Morgenkaffee rein gebackenes Totenbrot, eine Art Guglhupf. Des Abends wird das Essen für die Seelen zubereitet. Die Hausfrauen legen Wert darauf, es besonders gut zu machen. Die Gerichte werden am späten Abend warm aufgetragen. Man läßt sie am Tische stehen und legt sich zu Bett. In der Geisterstunde kommen – so glaubt man – die Seelen der verstorbenen Anverwandten und atmen den Geruch der Speisen ein. War der Verstorbene bei Lebzeiten ein Raucher, so werden auch Rauchwaren für ihn beigelegt. (...)

Auf dem Lande gibt es auch heute noch Gebetrundgänge. Die Teilnehmer kleiden sich in altertümliche Gewänder, tragen Heiligenfiguren mit sich und ziehen damit von Haus zu Haus. Wo sie einkehren sagen sie Gebete her und stimmen Klagelieder an. Mit den Gebeten beruhigt man die Seelen der Verstorbenen, mit den Klageliedern verscheucht man die bösen Geister. Die Betbrüder sind im Alltag profane Bauern. Sie werden bei ihren Rundgängen mit Speise und Trank bewirtet. Am Ende ihrer Runde sind sie samt ihren Gastgebern in gehobener Stimmung.

Allerseelen beginnt am 2.November. Das ist kein gesetzlicher Feiertag, doch die Tradition ist stärker als die Gesetzgebung. Mexikos Hauptstadt bietet am Allerseelentag ein seltenes Schauspiel: Strassen und Plätze sind voll mit Verkäufern von Totensymbolen. Am frühen Morgen ziehen die Familien zum Friedhof. Der Wettergott ist den Gläubigen in Mexiko stets gnädig. Die Regenzeit ist vorüber.

Man verbringt den ganzen Tag draußen bei den lieben Seelen. Essen hat man mitgenommen. Es wird am Grabe gedeckt. Über den Grabhügel selbst oder daneben wird ein weißes Tuch ausgebreitet und das Grab wird mit Blumen geschmückt.

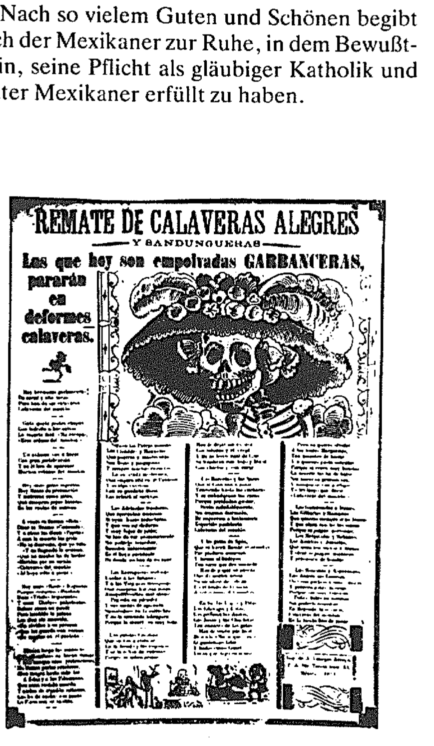
Am häufigsten sieht man die gelbe Trauerblume der Azteken. Weihrauch der Copalwurzel steigt zum Himmel, Lichter werden angezündet, der Rosenkranz gebetet und der gesang liturgischer Lieder erklingt. Dabei spielt man Guitarrenmusik. Die Seele des Mütterchens, der »Mamacita«, deren Körper da unten in der kalten Erde liegt hat ihre aufrichtige Freude an all den schönen Dingen mit Essen und Trinken, Blumen, Gebet und Gesang. Auch an Pulque, dem ausgegorenen Kakteensaft, fehlt es nicht...

Der Platz vor dem Friedhof bietet das Aussehen eines Jahrmarktrummels. Was das mexikanische Menü zu bieten hat, wird unter freiem Himmel zubereitet und feilgeboten. Maisfladen oder Tortillas werden auf Blechen auf Holzkohlenfeuer zubereitet. In Lehm eingebackener Hammelbraten wird mit »Molesauce«, einer aus Schmalz, Paprika, Schokolade und scharfen Gewürzen hergestellten Tunke, serviert. Tortillas werden in Form von mexikanischen Tacos angeboten. Tacos sind mit kleinen Fleischstückchen, Zwiebel, scharfer Sauce und der berühmten Butterfrucht , Ahuacate, gefüllte Maisfladen. Auf Bananenblättern liegen in großen Haufen Apfelsinen, Ananas, Kokusnüssen, Erdnüsse, Bananen und andere Früchte. Fruchtsäfte werden mit Wasser serviert. Jugendliche Verkäuferinnen bieten die schönsten Totenspielsachen für Kinder an. Mit größter Geschicklichkeit jonglieren sie auf ihren Köpfen Bretter mit Zukkertotenköpfen in allen Größen. Auch ein Blumenmarkt fehlt nicht. Freilich nützen die Verkäufer die große Nachfrage des Tages aus, um für ihre Blumen schandhaft hohe Preise zu fordern...

Die Totenfeiern werden mit Kino-oder Theaterbesuch abgeschlossen. Nur ein einziges Stück wird überall gegeben: Zorrillas *Juan Tenorio*, eine der ersten Versionen der Don Juan-Legende. Die Regisseure verstehen es, das Schauspiel der mexikanischen Mentalität anzupassen. Der sündige Herzenstöter, der zahllose Frauen verführt und eine Reihe von Morden auf dem Gewissen hat, erhält schließlich doch Verzeihung. Er braucht seine Verbrechen nicht zu sühnen. Er kommt nicht in die Hölle. Das ewig Weibliche in der Gestalt der Doña Inès rettet ihn vor den Seelen der Gemordeten, die ihn hinunterziehen wollen, der Sünder bleibt auf ewig vereint mit seiner Angebeteten.

Der Abschluß ist das beste von allem. Dem Schuldigen werden seine Sünden vergeben-..:der Mexikaner ist glücklich eine Religion zu haben, die ihm die ewige Seeligkeit nach dem Tode gewährleistet. Allen Sündern wird verziehen, wenn sie ihre Missetaten bereuen.

Nach so vielem Guten und Schönen begibt sich der Mexikaner zur Ruhe, in dem Bewußtsein, seine Pflicht als gläubiger Katholik und guter Mexikaner erfüllt zu haben.



Oskar Kanehl – ein rätekommunistischer Dichter

von

Otto Reimers



Phot. Pfemfert

Oskar Kanehl, der am 28.Mai 1929 durch einen tragischen Unfall ums Leben kam, ist den jüngeren Lesern weniger bekannt.

Kanehl, der Sohn eines Berliner Schulrektors, benahm sich schon in seiner Schulzeit angeblich »ungebührlich« und seine Lehrer bezeichneten ihn als »Gift der Klasse«. Er sollte Magistratssekretär werden, setzte es aber durch, daß er studieren durfte. Während seiner Universitätslaufbahn geriet er aber dauernd in Konflikt mit den Professoren; nur einige, die ihm gut gesinnt waren, redeten ihm zu, sein Studium nicht vorzeitig abzubrechen. In Würzburg legte er dann eine Arbeit vor: »Der junge Goethe im Urteil des jungen Deutschland« – diese erregte aber »staatlichen und kirchlichen Anstoß«. Bezeichnend für die staatliche Aufassung über Wissenschaft ist, daß er mit dieser unveränderten Arbeit später in Greifswald sein Doktordiplom »mit höchstem Lob« erhielt.

Schon als Primaner hatte er politische Aufsätze und Gedichte verfaßt, die aber zunächst nur eine Gefühlsopposition ausdrückten. 1912 siedelte er nach Greifswald über und besuchte dort die Universität. Über diese Zeit gibt es eine Beschreibung:

»Viel mehr als der Wissensdrill interessierte ihn das bei Greifswald gelegene Fischerdorf Wieck, wo er auch seinen Aufenthalt nahm. Das freie Meer und der Fischfang übten auf Kanehl eine ungeheure Anziehungskraft aus. Bald ließen sich noch andere Studenten in Wieck nieder und scharten sich um ihn zu romantischer Revolution. Die Studenten saßen vor den Hütten und der Sturm und die Guitarre begleiteten wilde Seeräuber-und Freiheitslieder. Die in Greifswald erscheinenden „Freistudentischen Blätter" forderten Kanehl zur Mitarbeit auf, aber schon nach den ersten veröffentlichten Aufsätzen von ihm erhob sich großes Geschrei in der Stadt, und der Senat der Universität drohte die Blätter zu verbieten, wenn Kanehl weiterhin mitarbeite.«

Der Traum Kanehls, in das schwarze Ketzernest Greifswald eine Bombe in Form einer Zeitschrift zu werfen, wurde im August 1913 zur Wirklichkeit in Gestalt des »Wiecker Boten« – mit dessen Erscheinen erregte Kanehl großes Aufsehen. Richard Dehmel, Carl Hauptmann, Maximilian Harden, Franz Pfemfert u.a. beglückwünschten ihn; Kerr und Thomas Mann waren begeistert. Für Kanehl aber war der Erfolg, daß er zu dem Staatsexamen nicht mehr zugelassen wurde.

Im Juli 1914, mit dem 12. Heft des Wiecker Boten wurde die Zeitschrift wegen »Gotteslästerung und Verbreitung unzüchtiger Schriften« verboten.

Durch den Ausbruch des Krieges wurde das Verfahren gegen Oskar Kanehl und Genossen eingestellt.

Im Krieg tauchte er in Berlin unter, wurde aber mit dem letzten Jahrgang erfaßt und als »tauglich« zur Infanterie eingezogen. Während seiner Wiecker Zeit war er bereits Mitarbeiter an Pfemferts »AKTION« gewesen; als der Krieg ausbrach, veröffentlichte die AKTION 1914 Kanehls Gedicht »Krieg«

»Was jubelt ihr und schwenkt die bunten Tücher?
Und brüllt den Krieg?
Werdet vor heiligem Gottgeist schamrot!
Hunger und Seuche und Tod
feiern den Sieg.

Was schießt ihr plötzlich auf euren Menschenbruder,
den ihr geliebt?
Fallt sengend über sein Gut und Habe her?
Staaten- und Völkerrecht. Wißt ihr nicht mehr,
daß es Menschenrecht gibt?

Leichenfeld. Kunst und Wissenschaft sind ein Gelächter.
Krähenmusik.
Gott ist verjagt. Stumm ist sein Buch der Bücher.
Was jubelt ihr und schwenkt die bunten Tücher?
Und brüllt den Krieg?«

Und als dann im Krieg ein Sieg auf den anderen gefeiert wurde, packte Kanehl die Wut und wieder war es Franz Pfemfert, der in der AKTION Kanehls Gedicht »Sieg« veröffentlichte:

Die Glockentürme schreien neuen Sieg.
Was ist? Tausend und mehr
Menschenbrüder
liegen ermordet.
Tausend und mehr von uns.
Tausend und mehr von denen,
die eine Kriegslaune unsre Feinde nennt.
Tausend und mehr schleppt man in Hospitäler,
scheußlich verstümmelt.
Tausend und mehr von uns.
Tausend und mehr von den Feinden.
Unübersehbar (krähen die Zeitungen)
ist die Zahl der Gefangenen
und das erbeutete Kriegsmaterial.
Unübersehbar (sage ich Euch)
ist das Heer der Toten
und das Heer der Verwundeten.
Auf beiden Seiten.
Unübersehbar die Tränen
der Mütter und Witwen und Kinder und Bräute.
Unübersehbar gehobene Hungerhände.
Unübersehbar Jammer und Wahnsinn.
Eine reiche Stadt liegt
mit all ihrer Hände und Geister Arbeit
eingeäschert.
Besudelt ist ihr Stein mit Blut.
Ihre stillen Bürger verängstigt.
Weithin ist der Boden verwühlt.
Eine Ernte zertrampelt.
Weithin ist der Wald verwüstet.
Das aufgeschreckte Wild verscheucht.
Ungehindert mästen sich die Aastiere.
Über dem Lande ist der Himmel zerfetzt.
Von dieser Stätte hat sich Gott gewendet.
Was ist?
Wer rührt da freventlichen Jubellärm?

Ich will Euch ins Gesicht treffen
und predigen:
Herunter mit den Glocken
und werft sie ins Tal.
Schlagt Euch die Fäuste in die Augen
und fallt auf die Erde,
euer unverdientestes Geschenk.
Und klagt und weint.
Und klagt und weint.
Und schämt euch
eures unglückseligen, gemeinen
Sieges.«

Kanehl erlebte den Krieg vorwiegend an der Mazedonienfront, wo er sich auch die Malaria holte. Als die Offiziere deshalb immer rarer wurden, wurde er befördert. Seine antimilitaristische Gesinnung, seine Drückebergerei fiel aber immer mehr auf, bis man in seiner Batterie eine Auswahl der »Aktion« fand, die auch noch von dem Ordonanzoffizier, Leutnant Kanehl, verfaßte Gedichte enthielten. Vor der Anklage »staatsfeindlicher Gesinnung« rettete ihn der Zusammenbruch der mazedonischen Front. Auf seiner Flucht verlor Kanehl eine große Anzahl Manuskripte.


Straße frei
Straße frei
OSKAR KANEHL
NEUE Gedich
von
Oskar Kan
STRASSE FREI
STEH AUF, PROLET!
DER MALIK VERLAG / BERLIN

Am 8.November 1918 gelangte er in Zossen bei Berlin an. Hier waren 10.000 Soldaten in großen Truppenlagern gesammelt und Kanehl glaubte, »die Zeit sei gekommen«. Als flammender Revolutionsredner wurde er bald in den Vollzugsrat des Arbeiter-und Soldatenrats gewählt. Sein Plan, die zurückflutenden Soldaten revolutionär zu beeinflussen, fand wenig Anklang und Unterstützung beim Vollzugsrat und man schob Kanehl zum Kultusministerium ab. Bald erkannte Kanehl zusammen mit seinem Freund Hans Paasche, daß Postenjäger sich überall an die Macht geschoben hatten. Und gemeinsam zogen sie sich zurück.

Jetzt schrieb Kanehl mehr als je Gedichte. Er glaubte an die Revolution.

Wenn Kanehl in den Gedichten jener Zeit, z.B. »Junge Garde« noch von »Es lebe Sowjetrußland – pflanzt auf die Sowjetfahnen« geschrieben hatte, so gelangte er gar bald, wie so mancher andere Revolutionär zu einer Erkenntnis, die den Berufsführern und Politikern nicht gefällt. Das nationale Gekeife der KPD und KPR, das 1921 begann, – das Zerschlagen revolutionärer Aufstände in Polen, – die widerlichen Anbiederungen Maslos und Remmeles an den nationalistischen Studentenmob in Berlin, – die Bestrafung russischer Hafenarbeiter, die sich geweigert hatten, im Hafen von Odessa Schiffe mit Getreide zu beladen, die nach Italien gehen sollten, – das Hin und Her-befohlene Rein-und Raus in/aus den Gewerkschaften, – das alles steigerte in Kanehl den Sarkasmus. Er läßt einen Flugzettel »Völker hört die Zentrale« erscheinen; in seinem Gedichtband »Die Straße frei« (Verlag Spartakusbund 2; heute Trotzdem-Verlag) blieb uns das Gedicht erhalten.

»Völker hört die Zentrale

Im Wahlkampf raufen die Parteien
um Krippen ihrer Republik.
Die Führer aller Farben schreien,
vom General zum Bolschewik.
Jede biedre Untertanserscheinung
schmeisst ihre Stimme in die Urne rein.
Du hast ein Amt und keine Meinung.
Dein Zettel muss dein Schicksal sein.
Völker hört die Zentrale.
Auf zum Wahlgefecht.
Die Internationale
der Bonzen die hat recht.
Es gilt den Klassenkampf, den echten.
Achtstundentag genügt uns schon.
In Schweiss und blut'gen Wortgefechten
behaupten wir den Groschenlohn.
Unser Mut ist nicht zu überbieten.
Mit Frankreich reden wir Fraktur.
Manchmal sind wir Antisemiten
Wir halten streng auf Konjunktur.
Völker hört die Zentrale.
Auf zum Wahlgefecht.
Die Internationale
der Bonzen die hat recht.
Wir halten, was wir euch versprechen.
Wir bleiben unsern Wählern treu.
Zuwiderhandeln ist Verbrechen
an unserm Stolz, an der Partei.
Sollten wir vielleicht uns einmal ändern
– wechselvoll ist das Geschick –
dann legen wir in eure Hände
unser Mandat von selbst zurück.
Völker hört die Zentrale.
Auf zum Wahlgefecht.
Die Internationale
der Bonzen die hat recht.
Gewerkschaftsführer sind Verräter.
Allein es ist kein leerer Wahn:
Ihr braucht zum Klassenkampf Vertreter.
Drum einigt euch mit Amsterdam.
Parlamente wollen wir zerstören,
von innen schlagen kurz und klein.
Doch müssen sie uns erst gehören,
Darum Genossen, wählt uns rein.
Völker hört die Zentrale.
Auf zum Wahlgefecht.
Die Internationale
der Bonzen die hat recht.
Die Freiheit rötet sich im Osten.
Das Staatsschiff lenkt unsre Partei.
Wer Mitglied ist, hat einen Posten.
Wer nicht, der bleibt zur Arbeit frei.
Nepp regiert und Neppleute walten.
Arbeit macht das Leben süß.
Und alles bleibt beim guten alten.
Nur das Gefängnis wird zum Paradies.
Völker hört die Zentrale.
Auf zum Wahlgeschäft.
Die Internationale
der Bonzen die hat recht.
Hört auf und spart euch die Beweise.
Der Schwindel hält bei uns nicht dicht.
Partei ist Dunst und Führertum ist – scheinbar.
Stimmvieh zur Wahl. Wir wählen nicht.
Es rettet uns kein höh'res Wesen.
Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.
Uns von dem Elend zu erlösen
können wir nur selber tun.
Völker hört die Signale.
Auf zum letzten Gefecht.
Die Internationale
erkämpft das Menschenrecht.«

Als bei Hungerdemonstrationen 1923 die Bürgerpresse vom Pöbel schrieb, dichtete er:
»Wir sind der Pöbel, Gott sei Dank!
Wir haben nichts mehr zu verlieren
als unsre Ketten.«

Und als der nationale Ruhrrummel begann, da war es sein Gedicht »Lieb Vaterland magst ruhig sein«, in dem er Fritz Thyssen sarkastisch einen nationalen Helden nannte. Den immer mehr ans Licht drängenden Faschisten widmete er seinen »Faschistenruf«, in dem es u.a. heißt:
»Voran die Ehrhardtleute
Bahn frei der Rossbachmeute
Platz Blond und Blau und deutschen Eichen.
Wir fordern Blut und Leichen.
Das Hakenkreuz im Schilde.
Die Hitlerschützengilde.
Wir hassen Juden und Proleten
und werden sie zertreten.«

1923, als die nationale Meute mehr als je heulte, als man an Rhein und Ruhr vom Vaterland sprach – die Deutschnationalen ebenso wie die Parteikommunisten – dichtete Kanehl »Das Vaterland ist in Gefahr«, in dem es zum Schluß heißt:
»Das Vaterland ist in Gefahr?
Uns geht's einen Dreck an!«



Der Betrieb galt Oskar Kanehl als die Basis, von der aus die Befreiung und Selbsterkenntnis der Massen sich entwickeln müßte. Als in England der Generalstreik stattfand, war es Kanehl der in seinem Gedicht »An die englischen Brüder« Solidarität übte.(...)

Am 3.Mai 1924 stand Kanehl vor Gericht, weil er »hinreichend verdächtig erschien, den öffentlichen Frieden in Gefahr zu bringen«. In seiner Verteidigungsrede wies er darauf hin, daß noch keiner der Pogromhelden vor Gericht stand, die da dichteten:

»Haut immer feste auf den Wirth.
Haut ihm den Schädel, daß er klirrt.
Knallt ab den Walter Rathenau
die gottverfluchte Judensau.«
oder die Verfasser des Ehrhardtliedes:

Die Aktion

XIX. JAHR **HERAUSGEBER FRANZ PFEMFERT** HEFT 5/8

INHALT: Porträt Oskar Kanehls (Titelblatt) — Franz Pfemfert: Rede am Sarge Oskar Kanehls — Oskar Kanehl: Rede vor der Klassenjustiz; Zwei Gedichte — Leo Trotzki: Der Konflikt zwischen der Sowjetrepublik und China und die Aufgaben der kommunistischen Opposition — F. P.: Zum gleichen Thema — Leo Trotzki: Die politische Lage in China und die Aufgaben der Bolschewiki-Leninisten; Ein klägliches Dokument (Ueber Radeks politischen Selbstmord) Leo Trotzki: Brief an die Genossen in Rußland — Leo Trotzki: Durchhalten, Durchhalten, Durchhalten! — Leo Trotzki: Diplomatie oder revolutionäre Politik? — Leo Trotzki: Ueber Brandler-Thalheimer; Eine demokratische Lehre, die ich nicht erhalten habe (Geschichte eines Visums) — Magdeleine Paz-Marx: Der Elektro-Stuhl für die Kämpfer von Gastonia? — Die letzten Tage von Alexander Wassilius — Karl Korsch: Revolutionäre Kommune — F. P.: KLEINER BRIEFKASTEN — Karl Korsch: Proletariat und Wehrfrage — Leo Trotzki: Die Abrüstung und die Vereinigten Staaten von Europa — Franz Pfemfert: KPD-Literaten-Gesindel — Albert Ehrenstein: Zwei Gedichte Neue Bücher.

»Arbeiter, ihr Lumpen, wie wird es euch geschehen,
wenn ihr die Brigade Ehrhardt werdet sehen?
die Brigade Ehrhardt schießt alles kurz und klein.
Hüte dich, hüte dich, du Arbeiterschwein!«

oder wenn Artur Zickler im »Vorwärts« im Januar 1919 schrieb:

»Vielhundert Tote in einer Reih',
Karl Liebknecht, Rosa, Radek und Kumpanei,
Es ist keiner dabei.«

und zum Schluß seiner Rede sagte er dann:

»Fragen Sie mich also was meine Gedichte wollen, so habe ich Ihnen darauf zu antworten: Sie wollen politisch sein. Sie wollen helfen, die Selbstbewußtseinsentwicklung der Arbeiterklasse vorwärts zu treiben zu dem Ziele der Befreiung der Arbeiterklasse, die das werk der Arbeiter selbst sein muß.«

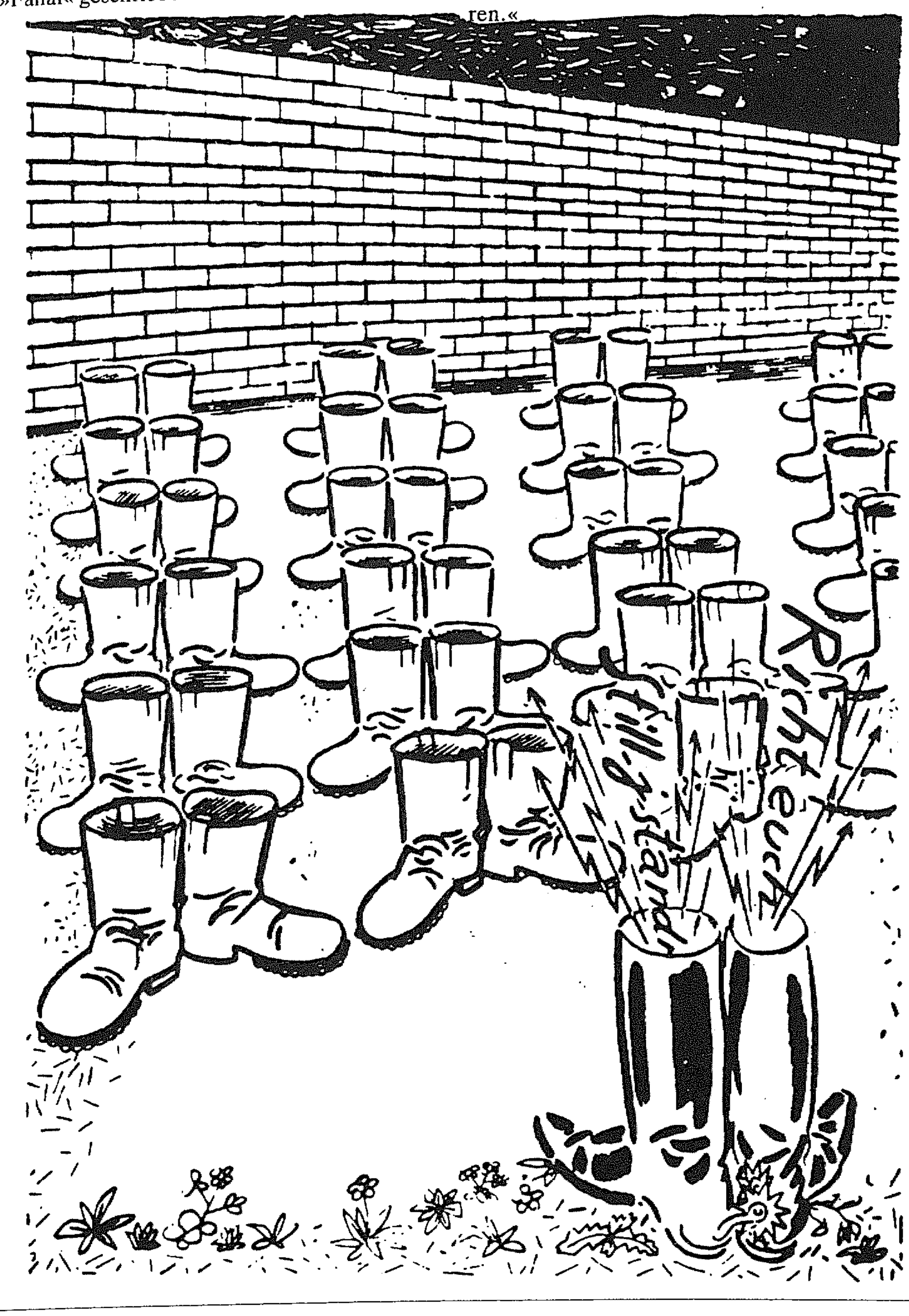
Dann kam am 1. Mai 1929 das Berliner Blutbad. Der Sozialdemokratische Polizeipräsident hatte die Maidemonstrationen verboten. Die Lehren des Berliner Blutbads würde Kanehl in Gedichte umsetzen. Was würde er schreiben, denn die Genossen wußten er würde nicht schweigen, obwohl sein Band »Straße Frei« verboten war, und er sich laufend Hausdurchsuchungen deswegen ausgesetzt sah. Aber Oskar Kanehl schwieg. Der 28. Mai machte klar warum:

Oskar Kanehl war in einem Malariaanfall aus dem Fenster seiner Wohnung gestürzt. Zahlreiche Zeitungen brachten seinen Tod als Selbstmord eines Linksradikalen (eine Sammlung liegt der Red. des SF vor). Am Sarge Oskar Kanehls, am 1. Juni 1929 in Berlin-Wilmersdorf, sprach Erich Mühsam für das Komitee Oktoberrevolution, Alexander Granach las die beschlagnahmten Gedichte des Toten, die „Freien Sänger Moabit" sangen Proletarierlieder und Franz Pfemfert sprach für seine und Kanehls Organisation, dem »Spartakusbund 2« (entstanden aus der AAUE und einer linken Gruppe der KPO).

Aber eines darf nicht unerwähnt bleiben, die Münzenberg'sche AIZ (Arbeiterillustrierte) erbat sich von dem Genossen Pfemfert ein Bild von Kanehl, das dem Verlag gegeben wurde mit der Bedingung, den Spartakusbund als die Organisation der Kanehl angehörte zu nennen. Die AIZ versprach dies, druckte allerdings in Berlin und wohl auch im übrigen Verbreitungsgebiet die Organisation nicht ab. Pfemfert selbst erhielt jedoch ein (!) vorschriftsmäßig hergestelltes Belegexemplar.

Zum Schluß aber lesen wir noch einige Zeilen von Erich Mühsam, die er als Abschied im »Fanal« geschrieben hat.

»Die Opportunisten aller Sorten und Färbungen, der Staat und seine das Proletariat würgenden Organe, aber auch die Arbeiter selber, die den Parteien nachlaufen und heut vor dieser, morgen vor der entgegengesetzten Parole stramm stehen (»Der Parteiidiot«), haben einen ihrer gefährlichsten Kritiker verloren.«



FASCHISMUS, NATIONALISMUS, ANTIFASCHISMUS

von Hans-Jürgen Degen

Zum Faschismus

I.

Faschismus ist ein politischer Kampfbegriff. Der Anti-Faschismus ist zu einer gewissen politischen Entleerung heruntergekommen. Dazu hat die willkürliche Etikettierung politischer Gegner als Faschisten/Neonazi etc. beigetragen. DieReduzierung von Faschismus auf das Massenvernichtungssyndrom klammert notwendigerweise jede sachliche Auseinandersetzung mit ihm aus. Die Verengung des Faschismus zum KZ-System, auf Auschwitz macht ihn zur höchsten Form von Denunzierung politischer Gegner.

Die moralische Ausgrenzung der als »Faschisten« titulierten erübrigt jede Diskussion. Die Ausgrenzungskriterien sind meist willkürlich. Alleine schon eine kritische Auseinandersetzung mit den mit dem Kainsmal »Faschist«, Neonazi u.ä. gezeichneten Individuen, Gruppen wird zum Verdikt. Der sich so gebärdende, Kainsmale nach seinem Gusto verabreichende »Anti-Faschismus«, rückt in peinliche Nähe faschistischen Denkens und Handelns. Hier findet eine Umkehrung statt: Die im Namen des Anti-Faschismus gegen wirkliche und vermeintliche Faschisten Vorgehende zeigen Fratze und Fäuste des terroristischen Faschismus gegen Andersdenkende; im Namen von »Freiheit«, von »Sozialismus«, von »Humanität« oder wie die hehren Begriffe noch heißen, wird Psychologie des faschismus demonstriert: dessen autoritäre Charakterstruktur, dessen Scholastik, deren Ausfluß ein von allen Mißliebigen gesäubertes »Reich« ist.

Dieser meist linksgewirkte Anti-Faschismus wird zu einer Art rot-brauner anti-faschistischer Faschismus. Denn faschistische Gewaltmethoden – seien sie es auch nur verbal – gegenüber allem als »faschistisch«, »faschistoid« definiertem anzuwenden, läßt keinen anderen Schluß zu.

II.

Das 19. und 20. Jahrhundert ist geprägt von zwei Ideologien: Nationalismus und Sozialismus. Die Verschmelzung beider – scheinbar antagonistischer – politisch-ökonomischer Strömungen schien geboten, um ihren Antagonismus zu überwinden. Hatte doch der etatistische Nationalismus durch moderne Staatenbildungen der ökonomischen Entwicklung ungeheuren Aufschwung verliehen, zugleich aber eine soziale Verelendung bewirkt. – Die Etablierung des ausgebeuterischen kapitalistischen Systems unter dem Dach des Nationalstaates erzeugte zwangsläufig die Gegenbewegung des Sozialismus. Der zentralistische Nationalstaat erstarrte. Der Dynamik des sich mehr und mehr monopolistisch wandelnden Kapitalismus' mit seinen Konkurrenzzwängen konnte sich die sozialistische Bewegung (scheinbar) nicht entziehen. Die Mechanismen des Machtkampfes wurden von ihr verinnerlicht: Die Eroberung des Staates, um den Sozialismus realisieren zu können, wurde ihr primäres Ziel.

Die Vorstellung der Synthese von nationalismus und Sozialismus wurde Ausdruck einer gewissen Modernisierungstendenz. Der ihr immanenten traditionalistischen, autoritären, militaristischen Elemente konnte sie allerdings nicht entsagen. Allerdings kollidierte der latente Fortschrittsglaube und -fetischismus des 19. Jahrhunderts mit diesen Überkommenheiten. Der Nationalismus, der teils als Befreiungsnationalismus auftrat, erstarrte im Staat. Der ökonomisch-technische Fortschritt wurde einer der wichtigsten Stützen des kapitalistischen Systems. Die feudalistische Ausbeutung wurde durch das Industriesystem fortgesetzt und ins unermeßliche gesteigert. Die sozialistische Protest-Gegen-Bewegung konnte hier objektiv-praktisch kaum mehr wie als Korrektiv wirken.

Als Emanzipationsbewegung fristete die Arbeiterbewegung dagegen ein mehr kümmerliches Dasein. Denn Korrektiv konnte sie nur sein, weil sie sich den Mechanismen des kapitalistischen Systems und des Staates quasi unterwarf: Dem massiv-geschlossen auftretenden Kapitalismus trat die disziplinierte, in Gewerkschaften und Parteien organisierte, durch ihre Zentralen dirigierte Arbeiterschaft entgegen; politisch parlamentarisierte sich die Arbeiterbewegung. So integrierte sie sich in den bürgerlichen Staat. Die Militarisierung der nicht-emanzipierten Arbeiterbewegung durch den Staat fand in den Arbeiterorganisationen ihre Äquivalenz: Der Kadavergehorsam der Staatskaserne, der Fabriken, des Erziehungssystems zeigte sich als getreues Abbild in den hierarchisch strukturierten Arbeiterorganisationen. August Bebel, »Vater« der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, konzedierte dieses Phänomen mit Stolz: »Ich glaube ..., daß die Bereitwilligkeit, mit der gerade meine Parteigenossen sich der vorschriftsmäßigen Disziplin gefügt haben, ein Ausfluß der Disziplin ist, die ihnen das Leben beibringt. Die Sozialdemokratie ist also gewissermaßen eine Vorschule für den Militarismus.«

Diese Einstellung wurde honoriert. Zum Beispiel Oswald Spengler, konservativer Theoretiker, Prophet vom »Untergang des Abendlandes«, enthusiastisch 1919 zu Bebel und seiner Partei:

»In der Bebelpartei war etwas Soldatisches gewesen, das sie vor dem Sozialismus aller anderen Länder auszeichnete, klirrender Schritt der Arbeiterbataillone, ruhige Entschlossenheit, Disziplin, der Mut, für etwas Jenseitiges zu sterben.« Aus der »Vorschule des Militarismus« begeistert-diszipliniert in die Schützengräben des 1. Weltkrieges zu eilen, verwundert da nicht mehr.

Die autoritär-bürgerliche Ausrichtung des größten Teils der Arbeiterbewegung hatte kaum Spielraum für Individualität. Das in bürgerlichen Kategorien befangene proletarische Individuum konnte sich daher kaum anders als für autoritäre Problemlösungen entscheiden. Der Liberalismus, für die Massen lediglich ein ökonomisches Phänomen, der als kapitalistisches Ausbeutungssystem auftrat, konnte kein Ausweg sein.

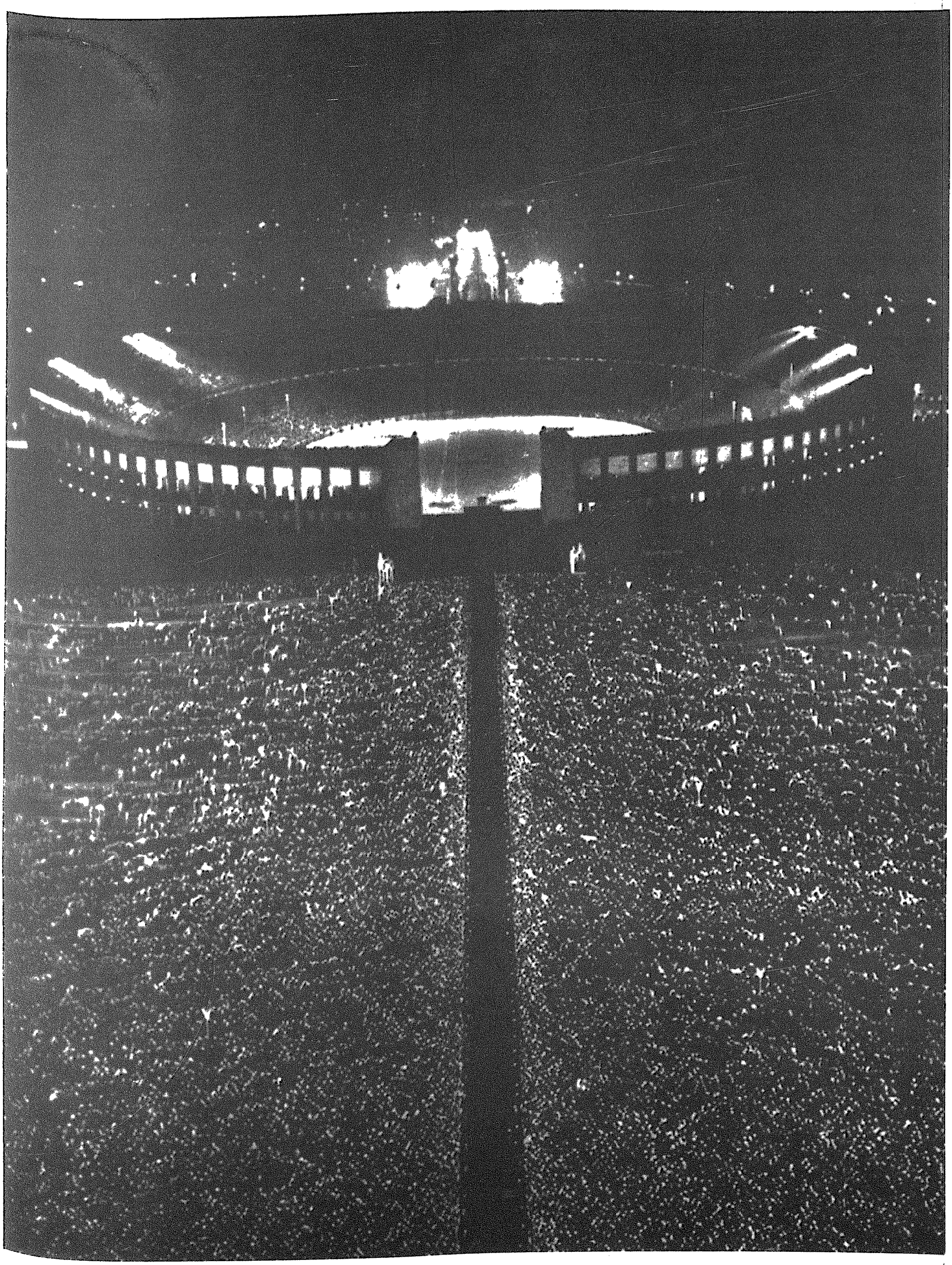
Die den autoritären kapitalistischen Systemen immanente Krise wurde folgerichtig zur Krise der autoritären Charaktere. Die Krise der bürgerlichen Gesellschaft am Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts mobilisierte, »politisierte« verunsicherte Massen; sie suchten mehr und mehr einen Ausweg aus ihrer Zeit in einer Synthese der vorherrschenden Ideologien: Nationalismus und Sozialismus. Der 1. Weltkrieg setzte diese Massen dann endgültig in Bewegung. Ihre Verunsicherung durch den Zusammenbruch der alten Welt 1918, ihre autoritäre Charakterstruktur, ihre Konzeptionslosigkeit prädestinierte sie gewissermaßen für »geschlossene« politisch-ökonomische, für autoritäre Lösungen. Die faschistische »Revolution« konnte sich formieren. Die diffusen Sehnsüchte der Vielen konnten sich definieren. Die »Männer der Tat« traten auf den Plan.

III.

In der Periode des liberalen Kapitalismus der allseitigen Konkurrenz konnte sich nur eine begrenzte politische Demokratisierung durchsetzen. Sie war unfähig, die zur Macht drängenden bürgerlichen Schichten, die Unterklassen in einem Kompromißsystem zu integrieren. Das liberale System hätte in dieser Krise die Staatsmacht nur aufrechterhalten können durch eine Teil-Erfüllung der Forderungen, durch beschränkte Kooperation mit den Unterklassen. Es ging um eine Schlichterfunktion zwischen den traditionellen, den bürgerlichen und den politisch-ökonomisch-sozialen Kräften der Unterklassen. Diese mußten fähig sein, den bürgerlichen Staat und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu garantieren. Die Aufgabe dieses Kompromißsystems mußte es sein, die Unterklassen materiell zu befriedigen; politisch mußten sie in den Staat integriert werden. **Die Krise des liberalen Kapitalismus war nur in den Griff zu bekommen durch eine umfassende Befriedigungsstrategie.** Angesichts ihrer latenten Bedrohung schickten sich die herrschenden Klassen an, die dazu notwendige Kompromißbereitschaft und Dynamik zu entwickeln, ohne aber ihre Macht einzuschränken.

Die Krise des liberalen kapitalistischen Systems, ihres Staates setzte die geistige Krise voraus: Der politisch-ökonomischen Verunsicherung der Massen gaben Philosophen, politische Denker, Künstler, weltabgewandte/weltzugewandte »Theoretiker«, Rassisten, Erlösungsapostel etc. Ausdruck. Im »Zeitalter der Massen« (Gustave Le Bon) hatten die Krisenideologen Hochkonjunktur.

Friedrich Nietzsche (1844-1900) lieferte den Massen das Stichwort, sich als Elite unter den »Vielzuvielen« zu behaupten. Gewiß läßt



sich Nietzsche nicht auf eine Formel bringen, dazu ist er zu vielschichtig. Aber seine hohle Pathetik erhob das Individuum mals Absolutes. Darwins naturwissenschaftliches Verständnis vom »Kampf ums Dasein« gerinnt bei Nietzsche zur philosophischen Welterkläungsformel, zum höchsten Legitimierungsprinzip hemmungslosen Kampfes in Politik und Gesellschaft. Der »Übermensch«, die »blonde Bestie« hat sich durchzusetzen gegen die »Vielzuvielen«. Dieser »Übermensch« aber kann nur *auf* den »Vielzuvielen«, den Massen seine »Höhe« erreichen. Hier nur kann er der »Einzige« sein. Der »Übermensch«, der »Einzige« ist Cäsar, ist der Duce Mussolini, ist Hitler, der »Führer«. Nietzsche, Protagonist des »Willens zur Macht«, begründete die Philosophie eines aristokratisch-gewalttätigen Elitedenkens. »Jenseits von Gut und Böse« können sich nur die Starken behaupten. Nietzsche lieferte bestechende Argumente für die anti-rationalistische Kritik der Rechten und auch der Linken am bestehenden Gesellschaftssystem. –

Georges Sorel (1847-1922) ist ebensowenig wie Nietzsche auf eine Formel zu bringen. Er war Mitdenker für rechts und links; er gab Stichworte für den Syndikalismus wie für den Faschismus; er pendelte von Marx zu Nietzsche und Henri Bergson bis zu Lenin. Sein »revolutionärer« Irrationalismus mündete in eine »Philosophie der Tat«: Die Männer der Stunde sind Männer der Tat – ob sie nun auf der Linken oder Rechten stehen. So ist es natürlich, daß der Aktionismus von rechts und links zusammenfließen kann in eine Synthese. Sorel formulierte zwei zentrale Vorstellungen, die später vom Faschismus übernommen wurden:

1. den Begriff des politischen »Mythos«, des Irrationalen, an dem sich Massen berauschen, aus der heraus »Aktion« (zeitweise verwendte Sorel für diesen begriff den des »Generalstreiks«) zur Zerschlagung der parlamentarischen Demokratie entstand;
den Elitegedanken: Allein nur eine Elite kann den (notwendigen) Machtstaat, die Herrschaft derselben, mit Gewalt aufrechterhalten. –

Vilfredo Pareto (1848-1923) setzte auf die Dialektik von Stabilität und Krise: In politisch-sozial stabilen Zeiten herrscht »logisches Denken«, in Krisenzeiten die »Tatmenschen«. Die Krise der bürgerlich-demokratisch-kapitalistischen Gesellschaft braucht den Umsturz zur Erneuerung des Staates. Damit einher geht die Umschichtung der Eliten. Die Massen sind deren Transmissionsriemen. Einer »Gleichmacherei«, auf den nach Pareto der Marxismus abzielt, ist durch Elitenherrschaft entgegenzuwirken. Dem flachen bürgerlichen Patriotismus ist Sinn zu geben. Endzeiterwartungen sind Illusionen. Die herrschenden Eliten stehen in ständigem Kampf um Erhalt ihrer Macht. Verlieren sie diese, herrscht eine neue Elite. Herrschaft gründet sich auf der »Zirkulation der Eliten«.

Die Tiefe und Breite der Verachtung der bürgerlichen Gesellschaft durch Theoretiker, Literaten, Künstler der Krise, findet kaum seinesgleichen. Das Konstatieren der Krise in der traditionellen Arbeiterbewegung läßt sie nach Formen sozialen Ausgleichs suchen.

Der erstarrenden bürgerlichen Gesellschaft des beginnenden 20. Jahrhunderts, dem Vergangenheitskult, der reaktionären Mentalität ist der Wille zu realen Lösungen aus der Misere, ist Wille nach Synthese, nach dem Sinn des Daseins zu geben. Es ging darum, wie es 1913 Mussolini formulierte, den »...Menschen von seiner Vergangenheit zu erlösen, (was) heißt: all das neu zu schaffen, was jemals war, bis der Wille sagen kann: ›Ja, so wollte ich es, so werde ich es wollen‹.« Um der »Umwertung aller Werte« (Nietzsche) gegenzusteuern, um gesellschaftliche Halbheiten, die Krise zu bewältigen, muß der bürgerliche Mensch überwunden werden. Noch 1925, als die »Zirkulation der Eliten« schon in vollem Gange war, schrieb Adolf Hitler in »Mein Kampf«: »Nein, darüber sollen wir uns alle gar keiner Täuschung hingeben: Unser derzeitiges Bürgertum ist für jede erhabene Aufgabe der Menschheit bereits wertlos geworden ...«

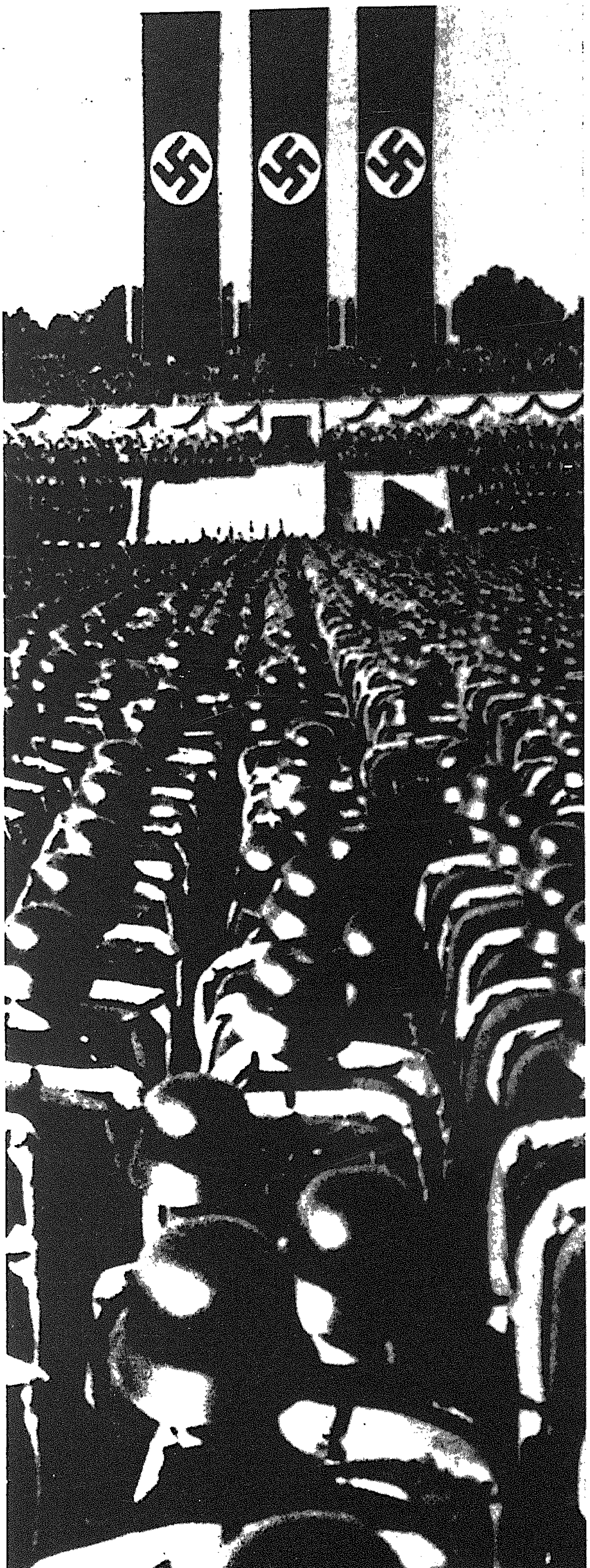
Der anti-bürgerliche Affekt, der sich in politischen Theorien, Philosophien, in der Literatur, in der bildenden Kunst (z.B. im Futurismus) niederschlug, war eine anti-modernistische und zugleich eine modernistische Tendenz: Bewahrenswertes konservieren, reaktionäre Systeme überwinden, technischen Fortschritt forcieren. Das in einem starken »Führerstaat«, getragen von einer »verschworenen Volksgemeinschaft« (Hitler) zu bündeln – das wird zur Sehnsucht der Vielen. Aber erst die »Entwurzelung« dieser Vielen nach dem vierjährigen »Stahlbad« des 1. Weltkrieges; die Deklassierung der herrschenden Eliten und ihrer Basis; die sozialökonomische Krisenlage, die soziale Unsicherheit und Bedrohung, die zunehmende Proletarisierung des Mittelstandes, die Verelendung breiter Volksschichten bedeutete – das erst setzte Volksmassen in Bewegung. Vor diesem Hintergrund konnten faschistische Bewegungen die sozialen und geistigen, die psychologischen Bedürfnisse der Massen aufgreifen – u.a. durch geschickte Propaganda –, vermitteln und in Aktion umsetzen.

Der Faschismus war eine gesamteuropäische Erscheinung. Verankern konnte er sich in eindeutig industriell geprägten Ländern (Deutschland, Frankreich, Großbritannien) und auch in eindeutig agrarisch bestimmten (Griechenland, Spanien, Ungarn). Trotz fast identischer Vorausetzungen weisen die faschistischen Bewegungen nationale Charakteristika auf. Die Programmatik der Bewegungen ähneln sich. Zentrale Programmpunkte sind: Anti-Marxismus, Anti-Liberalismus, Anti-Kapitalismus, Gemeinschaftsideologie, Eigentumsideologie, Militarismus und imperialistische Zielsetzungen, Führerprinzip, Bekenntnis zum starken Staat, Absage an politischen und kulurellen Pluralismus. –
Die »Sündenbockphilosophie« (Rassismus/Antisemitismus) gehörte nur bedingt zum ideologischen Arsenal des Faschismus. Während der Antisemitismus/Rassismus für den Nationalsozialismus zentrale Funktion erfüllte, spielte er z.B. in Spanien und den Niederlanden überhaupt keine Rolle. In Italien, wo Juden in den Gründerjahren an führender Stelle der faschistischen Bewegung fungierten, wurde der Antisemitismus erst ab Ende der 30er Jahre unter Druck NS-Deutschlands zu einem Faktor.

IV

Das Konglomerat reaktionärer Ideologien, sozialer »Utopien«, Nationalismus, religiöser Intoleranz, romantischen Konservativismus, militärischen Vorstellungen, historischem Sendungsbewußtsein, klassenkämpferischen Attitüden, Antisemitismus ... bildete einen Chauvinismus, der den Exzeß des Faschismus ausmachte. Objektiv war der Chauvinismus Instrument zur Lösung der Krise der bürgerlichen Gesellschaft. Der Faschismus entpuppte sich als ein System politisch-sozialer Unmündigkeit der von ihm getragenen und gleichzeitig dirigierten Massen. **An dieser Unmündigkeit hat die bürgerliche Gesellschaft ein natürliches Interesse.** Die (marxistische) Arbeiterbewegung mit ihrem Emanzipationsanspruch hatte sich als unfähig erwiesen, diese Unmündigkeit zu beseitigen. Es war ihre Anpassungs-/Kompromißpolitik gegenüber dem bürgerlich-kapitalistischen Staat, ihre Fixierung auf (äußerst notwendige) Hebung des Lebensstandards der Arbeiterklasse, die ihr ihre Zielverfehlung programmierte: die Emanzipation der Unterprivilegierten von der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Staates. Dem Verbalantikapitalismus der Arbeiterbewegung fehlte die adäquate Lebens-Organisations-Praxis; ihr fehlte das Bewußtsein der Notwendigkeit des Bruchs mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Staat durch eine alternative Lebenspraxis. Ihr fehlte einfach die Vision einer nicht-kapitalistischen Gesellschaftsformation.

So bildete die Arbeiterbewegung quasi die soziale Fraktion der bürgerlichen Gesellschaft. Deshalb konnte sie auch nicht immun sein gegen den zur Macht drängenden, die Macht ausübenden Faschismus. Von ihr konnte also kein Massenwiderstand gegen den Faschismus kommen. Die Arbeiterbewegung ist »durch die autoritäre Schule des Staates marschiert und (war) nicht fähig, absolut selbständig zu denken und zu handeln« (Ernst



Friedrich). Ihre autoritäre Charakterstruktur ließ zwar Haß auf die bürgerliche Gesellschaft, auf den Kapitalismus zu, aber der »Haß ... auf die Kapitalisten (beruhte) ... kaum auf einer inneren Verpflichtung auf Freiheit und Gleichheit« (Erich Fromm).

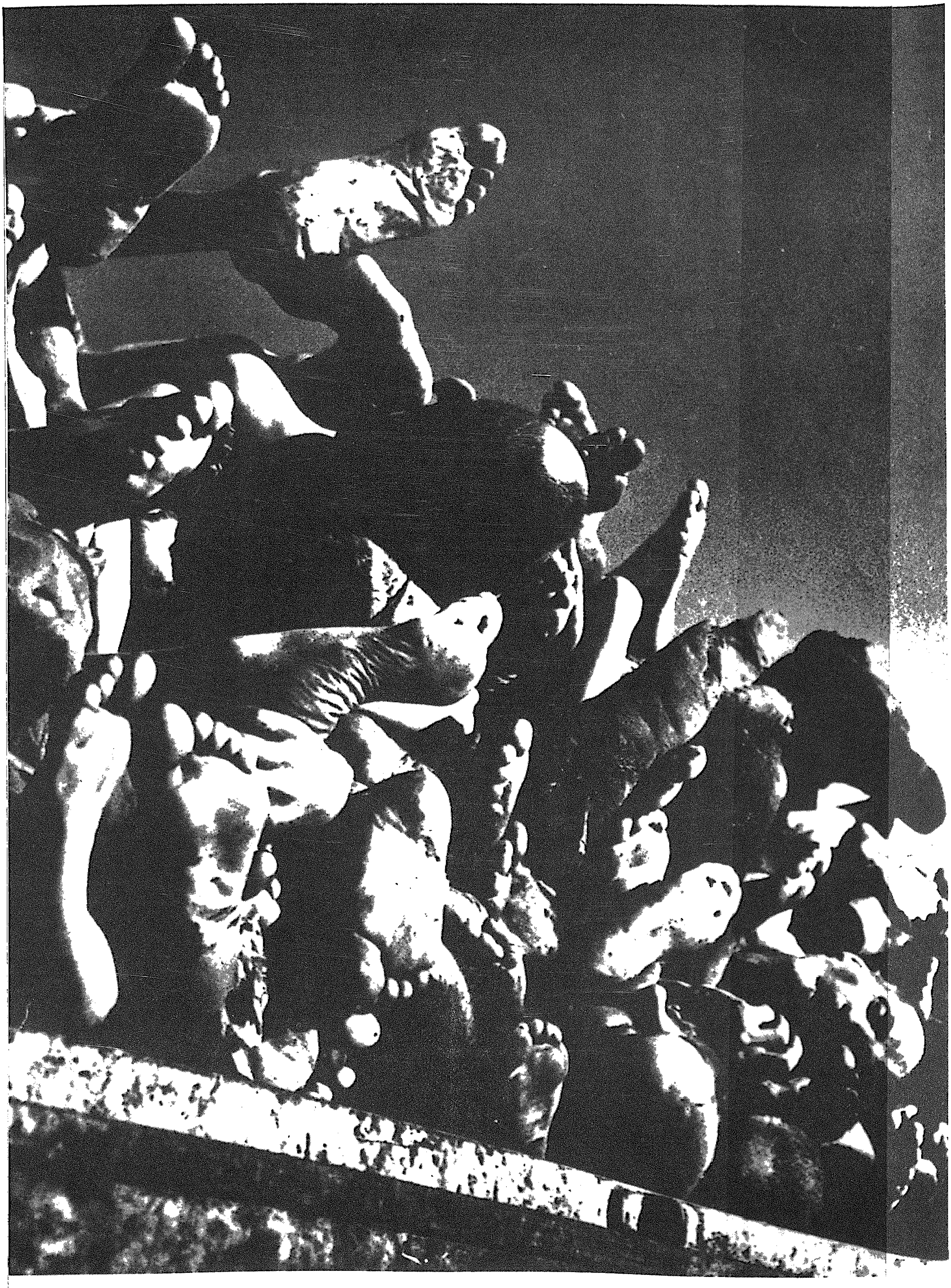
Die »antikapitalistische Sehnsucht« (NSDAP-Organisationsleiter Gregor Strasser 1932) hatte zweifellos nach dem 1. Weltkrieg breite Volksmassen ergriffen. Die vom bürgerlichen System Enttäuschten konnten mit dem Begriffsinstrumentarium der vorherrschenden bürgerlichen Gesellschaft und dem der Arbeiterbewegung für die vagen Vorstellungen eines »nationalen Sozialismus« gewonnen werden. Verkannt werden darf dabei nicht, daß vielen Protagonisten dieses »nationalen Sozialismus'« subjektive Ehrlichkeit und Überzeugtheit kaum abzusprechen ist.

So verwundert es dann auch nicht, daß der »proletarische« Flügel der faschistischen Bewegungen das Bewußtsein hatte, unter dem faschistischen Regime im Sozialismus zu leben. Das Gefühl, in einer solidarischen »Volksgemeinschaft« aufgehoben zu sein, wurde permanent durch die faschistische Sozialdemagogie vermittelt. Die Verabsolutierung der Ideologie völliger Harmonie, die Ausklammerung gesellschaftlicher Antagonismen durch die faschistische Ideologie und Institutionen, legte die Verführbarkeit bürgerlichen und proletarischen Geistes offen. Die fehlgeleiteten Vorstellungen von Kollektivleben bewirkte die Flucht von Massen aus gesellschaftlichen Realitäten. Der Aufstieg, die Herrschaft der neuen Eliten im Faschismus, die personell nur bedingt mit denen der alten identisch waren, war eben erst durch diese Flucht in die Pseudo-»Volksgemeinschaft« möglich. Die Sehnsucht der Massen nach Beendigung von Entfremdung drückte sich aus in individueller und kollektiver Selbstaufgabe, in der Selbstausschaltung vor der »Macht«. Illusionen über die Wirklichkeit, über die Möglichkeit der Vereinfachung des Lebens durch Dirigismus, das Gefühl der Unentbehrlichkeit, das vermittelte den Massen den Glauben, in einer »heroischen Zeit eine heroische Mission« (Mussolini) zu erfüllen.

Die »Sozialismen« der Faschismen hatten Wurzeln in der sozialistischen Bewegung. Die faschistischen Ideologen und Politiker entstammten zu einem nicht geringen Prozentsatz der sozialistisch-kommunistischen Bewegung [u.a. Mussolini, Doriot (Frankreich), Mosley (Großbritannien)]. Zum Teil hatten sie in ihr Führungspositionen inne. Elemente der Rhetorik, Symbolik und Taktik der sozialistisch-kommunistischen Bewegungen flossen ein in die faschistischen Bewegungen.

Benito Mussolini, aus proletarischen Verhältnissen kommend, marxistisch geschult, syndikalistisch-anarchistisch beeinflußt, setzte dem von italienischen marxistischen Organisationen entlehnten Zentralismus italienischen Chauvinismus zu. Der gelegentliche Terror aus der Arbeiterbewegung wurde ausgeweitet zum allumfassenden Terror der Faschisten gegen alle ihre Gegner. –

Hitlers politische Sozialisation war frei von jeglichem sozialistisch-kommunistischem Einfluß. Ihn faszinierte aber, wie er unverhohlen in »Mein Kampf« darlegt, die Massendisziplin, die Massenmanifestationen, die Taktik der sozialistischen Bewegung. Ihre rote Fahnen schätzte er wegen ihrer psychologischen Wirkung. Und er verstand es als eine



BUCHENWALD *(Margaret Bourke-White)*

bewußte Provokation gegenüber dem »Marxismus«, daß er gerade dieses Rot (für Fahnen, Plakate u.ä.) übernahm. –
Jacques Doriot, Ende der 20er/Anfang der 30er Jahre ZK-Mitglied der französischen Kommunistischen Partei, verließ diese, weil sie seine Volksfrontpolitik verurteilte, die sie dann 1935 auf Geheiß der Komintern doch vollzog. Die Gründungsmitglieder von Doriots Volkspartei Frankreichs waren fast ausschließlich Kommunisten und Sozialisten, die auf die »nationale« Linie einschwenkten. Dem Klassenkampf, der »sozialistischen Revolution« hat die Doriot-Bewegung, auch unter der deutschen Besatzung, mit der sie kollaborierte, nie entsagt. –
Oswald Mosley, dem britischen Adel entstammend, brach mit dieser Gesellschaft und mit der Konservativen Partei und wurde Linksaußen der Labour-Party im britischen Parlament. Er brach mit ihr, weil sie sich seinen radikalen Vorschlägen zur Lösung der Arbeitslosenfrage nicht anschloß. Er sammelte enttäuschte Labour-Anhänger und verschiedene faschistische Splittergruppen und gründete eine »moderne Bewegung« – die British Union of Fascists. Für sie formulierte er ein Wirtschaftsprogramm, das streckenweise links von der Labour-Programmatik angesiedelt war. Die Programmatik der anderen faschistischen Bewegungen konnte hier keinem Vergleich standhalten. –
José Antonio Primo de Rivera war der Sohn des spanischen Diktators de Rivera und Monarchist. Vom Monarchismus wandte er sich ab, gründete nach dem Vorbild Mussolinis und Hitlers eine faschistische »Bewegung«. Bald schloß er sich mit anderen faschistischen Gruppierungen zu einer Einheitspartei zusammen, deren »Führer« er »auf immer« wurde. Ihre Mitglieder waren Studenten und Arbeiter; sie waren einst Monarchisten, Kommunisten, Trotzkisten, Anarcho-Syndikalisten. Ihren größten Anhang fand die Einheitspartei in den Zentren des Anarcho-Syndikalismus. Von ihm übernahm sie die schwarz-rote Fahne. Ihre Organisationsstruktur leitete sie bewußt von zentralistisch-kommunistischen Organisationen ab. Ihre soziale Programmatik deckte sich in groben Zügen mit der der spanischen Arbeiterbewegung. –

Die faschistischen Bewegungen ließen sich in Rechts-, Links- und Klerikal-Faschismus einteilen. Der Nationalsozialismus nahm eine Sonderstellung innerhalb der faschistischen Regimes ein. In ihm formierte sich die herrschende Partei (NSDAP) mit Teilen der alten herrschenden Eliten zu einem neuen Herrschaftstyp; das Bündnis der »plebejischen« NSDAP mit Teilen der Oberklasse führte zur »Arbeitsteilung«: Die Staatsmacht war fast ausschließlich das Instrument der NSDAP bzw. Hitlers; die Wirtschaft stand unter der Ägide der Partei in Form einer Quasi-Planwirtschaft. Unter dieser konnte das kapitalistische System, wenn auch unter erheblichen sozialen Zugeständnissen an die Lohnabhängigen, hemmungslos expandieren. Die imperialistische Zielsetzung des Nationalsozialismus begünstigte eben enorm durch massive Aufrüstung ökonomisches Wachstum.

Die Zerschlagung der Organisationen der Arbeiterbewegung ermöglichte die Nivellierung der Lohnabhängigen in der Deutschen Einheitsfront. In ihr kanalisierte, im Bündnis mit der herrschenden Parteielite, das Unternehmertum soziale Divergenzen. Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, bisher unbekannte soziale Gesetzgebungsmaßnahmen, die Schaffung sozialer Einrichtungen »versöhnte« große Teile der Lohnabhängigen mit dem herrschenden Wirtschaftssystem.

Seiner Praxis nach war der Nationalsozialismus ein rechtsfaschistisches System. Die Linkstendenzen in der NSDAP wurden im wesentlichen in zwei spektakulären Schüben ausgeschaltet: 1930 mit dem Ausschluß/Austritt des Strasser-Flügels; 1934 mit der Liquidierung der SA-Führung und damit des »proletarischen«, die »zweite Revolution« fordernden Flügels. Damit hatte im deutschen Faschismus endgültig und eindeutig die reaktionäre Komponente die Oberhand gewonnen. Die »Sündenbockphilosophie« kehrte sich in die Praxis: Der Terror gegen die Gegner der NS-Diktatur, gegen andere Mißliebige steigerte sich bis zu deren physischer Vernichtung; die fabrikmäßige Vernichtung eines großen Teils des europäischen Judentums, von Zigeunern, Polen u.a. war die letzte Konsequenz der Rassenideologie.

V.

Der Faschismus ist nicht, wie z.B. der Marxismus, der Entwurf eines oder mehrerer Vordenker. Die faschistische Ideologie ist der Zusammenfluß heterogener geistiger Strömungen. Sie ist ein eklektizistisches System (sie nimmt von allem etwas). Deren Hauptbestandteile sind »Nationalismus« und »Sozialismus«. Diese in der Synthese mit verschiedenen historischen, philosophischen, mystischen etc. Elementen erwuchsen sich zum Chauvinimus. Die verschiedenen Quellen des Faschismus sind Ausdruck verschiedener Bedürfnisse. Diese mußten nur gebündelt und artikuliert werden. Sie konnten dann in einer aktuellen politischen (Ende des 1.Weltkrieges) und ökonomischen (Inflation, Weltwirtschaftskrise) Situation politisch-ökonomisch in Macht umgesetzt werden. Das Versagen der Arbeiterbewegung und das der traditionellen demokratischen Kräfte bei der Verhinderung des Faschismus ist darauf zurückzuführen, daß dieser Elemente ihres Wollens, ihre Bedürfnisse aufgegriffen hatte und zu vertreten wußte. Letztlich ist Faschismus ein die psychischen Bedürfnisse des bürgerlichen Menschen artikulierende und realisierende Bewegung.

Der Faschismus reduziert geistige Bedürfnisse der Menschen auf wenige stereotype Welterklärungsformeln. Die Befriedigung physischer Bedürfnisse der Menschen werden dem Faschismus zum Ideologie-Vehikel. Faschismus ist für die Massen mehr Triebbefriedigung als intellektuelle Aufgabe. Das Aufgehen des Individuums in kollektivem körperlichen Handeln, in kollektiver Gewaltausübung entbindet von persönlicher Verantwortung, von individuellen moralischen Skrupeln: Die Verantwortlichkeit für Verbrechen liegt nicht beim Individuum, sondern beim Kollektiv bzw. beim »Führer«. Dessen »Vorsehung« steht aber jenseits jeglicher moralischer Kategorien. Damit wird die Moral des »Herrenmenschen« zum Absoluten. Unrechtsbewußtsein ist in solch privilegierter Position »Herrenmenschen« etwas völlig Fremdes.

Unter den zahlreichen Komponenten, die den Faschismus ausmachen, stehen drei zentrale im Vordergrund: die geistig-ideologische, die ökonomische, die triebpsychologische. Die geistig-ideologische ist weitgehend veraltet und hat sich daher im wesentlichen überlebt. Die ökonomische, die die Krise des kapitalistischen Systems in einem ganz bestimmten Zeitraum von dessen Entwicklung demonstrierte, wird heutzutage von einem Krisenmangement bewältigt, ohne daß dieses direkt zur politischen Macht greifen muß. Die triebpsychologische hat dagegen kaum etwas von ihrer Relevanz eingebüßt.
In der Deutschen Arbeitsfront saßen nach dem nationalsozialistischen Selbstverständnis Unternehmer und Arbeiter zusammen, um für das Wohl der »Volksgemeinschaft« zu wirken. So schien für viele der Traum vom Sozialismus im Nationalsozialismus Gestalt anzunehmen. Der »Deutsche Sozialismus« erfüllte Hoffnungen; er kompensierte diffuse Sozialismusvorstellungen von großen Teilen der Lohnabhängigen. Gleichzeitig zog er die kleinbürgerlichen Massen an, da ein solcher Sozialismus für sie keine Bedrohung mehr darstellte. Robert Ley, Führer der Deutschen Arbeitsfront, definierte 1937 diesen mehr gefühlsbeladenen als konkreten Nationalsozialismus: »Sozialismus ist Lebensbejahung, Sozialismus ist Gemeinschaft, Sozialismus ist Kampf, Sozialismus ist Kameradschaft und Treue, Sozialismus ist Ehre, Sozialismus ... Blut und die Rasse, der heilige tiefernste Glaube an einen Gott.«
Der historische Faschismus hat sich »in seiner Epoche« (Ernst Nolte) desavouiert. Seine Funktion als zeitgemäßer Krisenbewältiger hat er erfüllt. Der historische Faschismus hat spätestens mit der Beseitigung der faschistischen Staaten 1945 sein Ende gefunden. Bewegungen, die sich bewußt am traditionellen Faschismus orientieren, haben das Scheitern schon vorprogrammiert. Die Gefahr ihrer Durchsetzung ist irrelevant. Ihre *Aufbauschung* durch gesteigertes öffentliches Interesse, durch anti-faschistische Aktionen und dergl., steht in keinem Verhältnis zu ihrer Bedeutung. Die Fixierung auf neofaschistische/neonazistische Phänomene, Individuen, Gruppierungen lenkt notwendige Aufmerksamkeit ab von relevanten Faschisierungstendenzen in Gesellschaft und Staat.

Der Faschismus ist durchaus noch eine politische Bewegung der Gegenwart. Er bietet sich nach wie vor an zur »Lösung« für anstehende gesellschaftlich-politisch-ökonomische Probleme. Die Gefahr des Faschismus besteht u.a. dann, wenn Menschen angesichts gesellschaftspolitischer Miseren der Resignation verfallen, sich zurückziehen, um ihre »heile Welt« zu leben; wenn Menschen ihre Interessen immer mehr dem Staat, Institutionen, Parlamenten, Parteien u.a. Organisationen überantworten, statt diese durch Selbstorganisation zu ersetzen; wenn Menschen sich immer mehr der fortschreitenden Bürokratisierung ergeben, statt Bürokratie auf ein notwendiges Maß zurückzuschrauben; wenn Menschen sich »geschlossenen« Lösungen für anstehende Probleme anschließen, d.h., daß sie die Vielschichtigkeit gesellschaftlich-politisch-ökonomischer Prozesse ignorieren und sich stattdessen einem alles erklärenden ideologischen System verschreiben; wenn Menschen weiterhin Gewalt in den zwischenmenschlichen Beziehungen, in den Beziehungen zwischen Völkern, in den unterschiedlichsten Gesellschaftssystemen und Staaten hinnehmen, als Normalität akzeptieren; wenn Menschen grundsätzlich bereit sind, die Freiheit des Individuums im Namen einer Ideologie, des Staates beschneiden zu lassen, statt alles zu ihrer Entfaltung mögliche zu tun.

S.Gesell – Diskussion

War Silvio Gesell ein Faschist? – Nein, keineswegs!

Eine Antwort auf *Horst Blume* von *Werner Oncken*

Als Mitarbeiter der »Zeitschrift für Sozialökonomie – mtg«, die sich bemüht, die etablierten Wirtschaftswissenschaftler auf *Gesells* Ideen hinzuweisen und sie zu einer kritischen Weiterentwicklung zu veranlassen, bin ich einiges an ernst gemeinten Einwänden, aber auch an unsachlicher Kritik gewohnt. Aber der Artikel von *Horst Blume* über *Gesell* hat mir wirklich die Sprache verschlagen, zumal ich gerade von anarchistscher Seite eine solche Verleumdung nicht für möglich gehalten hatte. *Gesell* selbst hat sich ja wiederholt in eine Reihe mit *Proudhon* und *Stirner* gestellt und sowohl *Landauer* als auch *Mühsam* haben ihn sehr geschätzt.

Aber es spricht sehr für die Offenheit des SCHWARZEN FADENS, daß er in Nr. 2/84 von *Bernd Siegel* einige der falschen Behauptungen über *Gesell* korrigieren ließ. Beim Stöbern in altem FFF-Schrifttum fand ich einige Sachen, die seine Ausführungen noch gut ergänzen könnten. –

Bevor man jemanden als Faschisten bezeichnet, sollte man sich Klarheit über den eigentlichen Begriffsinhalt verschafft haben. Da *Horst Blume* das leider unterlassen hat, sei hier eine wenigstens kurze Begriffsbestimmung nachgeholt.

Faschismus: drei Kriterien

[1] Der Faschismus basiert auf einer völkisch-nationalistischen Weltanschauung, die zudem noch ausgeprägte antisemitisch-rassistische Züge trägt. Nach dem Grundsatz »Gemeinnutz geht vor Eigennutz« ordnet er das menschliche Individuum bedingungslos dem Volk unter.

[2] Der Faschismus gesteht den Individuen keine Menschenrechte zu. Er ersetzt den demokratischen Rechtsstaat durch eine Diktatur, in der der Diktator willkürlich bestimmt, was Recht und was Unrecht ist.

[3] Der Faschismus ist ein erklärter Gegner des wirtschaftlichen Liberalismus. Gegenüber seiner geschichtlichen Ausprägung in Form des Laissez-faire-Kapitalismus beharrt er auf einer lenkenden Beeinflußung der Wirtschaft durch den Staat.

Zu [1]: *Blume* behauptet, *Gesells* Ablehnung des herkömmlichen zinstragenden Geldes sei Ausdruck seines antisemitischen Vorurteils. Diese Behauptung ist falsch. Während die NS-Ideologen tatsächlich zwischen dem »raffenden jüdischen Geldkapital« und dem »schaffenden arischen Kapital« unterschieden, hat *Gesell* bereits in einer seiner frühen Schriften betont, daß für ihn die Macht des Geldes nichts mit der jüdischen Religion zu tun hat: »Bei dem heutigen Geldwesen hat der Geldinhaber dem Wareninhaber ... gegenüber große Vorrechte und wenn er aus diesen Vorrechten Nutzen zu ziehen versucht, so tut er nicht mehr, als jeder andere an seiner Stelle auch tun würde... Die Judenhetzerei ist eine kolossale Ungerechtigkeit und eine Folge einer ungerechten Einrichtung, eine Folge des heutigen Münzwesens... Die Münzreform schützt die Juden nicht allein vor jeder weiteren Verfolgung, sondern sie sichert auch der deutschen Wissenschaft und Gesetzgebung die Mitwirkung des jüdischen Scharfsinnes.« Von dieser geradezu prosemitischen Auffassung ist *Gesell* zu keinem Zeitpunkt abgerückt.

Zwar hat *Gesell* eine kulturelle Identität eines jeden Volkes als notwendig angesehen. Aber als Weltbürger hat er sich nicht zu Nationalismus und Rassismus hinreißen lassen. In der sich auf ihn berufenden Freiwirtschaftsbewegung gab es anfangs allerdings einen stärker völkisch orientierten Flügel. Die erste nach dem ersten Weltkrieg erschienene Monatszeitschrift wurde von dem völkisch gesinnten *Ernst Hunkel* gegründet und ausdrücklich auch »Deutsche Freiwirtschaft« genannt. *Hunkel* versuchte damit, die gesamte Bewegung auf einen völkischen Kurs einzuschwören – was ihm jedoch nicht gelang. *Gesell* verweigerte nämlich die Mitarbeit. Schon im zweiten Jahrgang wurde die Zeitschrift unter einem neuen Herausgeber in »Die Freiwirtschaft durch Freiland und Freigeld« umbenannt. Die völkische Komponente trat daraufhin in den Hintergrund; sie verschwand allerdings nicht ganz und hinterläßt zuweilen noch heute ihre Spuren, die jedoch keineswegs repräsentativ für die gesamte Freiwirtschaftsbewegung sind.

Ihre tragenden Säulen waren vor der Nazizeit der Physiokratische Kampfbund, der sich ganz an der Arbeiterschaft orientierte und über *Blumenthal*, *Timm*, *Engert* und *Batz* Verbindungen zum Anarchismus hatte, sowie der bürgerlich-liberale Freiwirtschaftsbund mit *Lautenbach*, *Diehl*, *Bertha Heimberg* usw. In der Struktur der FFF-Bewegung spiegelte sich also genau das wieder, was *Günter Bartsch* über sie geschrieben hat, nämlich daß sie sowohl eine liberale als auch eine anarchistische Wurzel hat. Ich glaube, daß beide Grundströmungen zusammengehören und sich ergänzen könnten.

Abgesehen davon spricht auch die Tatsache gegen das Vorurteil »Gesell=Faschist«, daß *Gesell* den weltanschaulichen Grundsatz »Gemeinnutz geht vor Eigennutz« nicht akzeptierte. Ganz im Einklang mit dem klassischen Liberalismus baute er seine Theorien auf dem Eigennutz auf, verstand aber diesen nicht als Eigensucht im Sinne einer Schädigung des Nächsten. Der Eigennutz wird nach seiner Auffassung ganz im Sinne von *Adam Smiths* zwischenmenschlichen Sympathiegefühlen von einem »sozialen Richtsinn« kontrolliert.

Zu [2]: *»Über den Gesetzen, über dem Staat mit seinen provisorischen Interessen steht der nach dem Kompaß des gewissens handelnde Mensch... Der Mensch, nicht der Staat, ist das Maß aller Dinge.«*

Dieses Zitat mag genügen, um *Gesells* Vorbehalte gegen den Staat im allgemeinen und seine Abscheu gegen totalitäre Staaten im besonderen zu belegen.

Während die Nationalsozialisten die vermeintliche Schande von 1789 rückgängig machen und die Demokratie wieder auslöschen wollten, ging es *Gesell* gerade darum, die Demokratie auf ein ihr angemessenes freiheitliches Wirtschaftsfundament zu stellen und sie so im Sinne von Proudhon zu vollenden.(?,SF) Er wollte die bislang unter dem Deckmantel der Demokratie betriebene kapitalistische Interessenpolitik überwinden und eine wahre, d.h. von mächtigen Gruppeninteressen nicht mehr verfälschte Demokratie verwirklichen: *»Ich halte die Demokratie für die denkbar beste, oder auch für die am wenigsten schlechte Staatsform.«* Aber: *»Demokratie wird Plutokratie sein und bleiben, bis wir die wirtschaftlichen Grundlagen für eine wahre Demokratie geschaffen haben.«*

Über den politischen Weg zur Herstellung dieser Grundlagen ist es in den 20er Jahren in der Anfangsphase der Freiwirtschaftsbewegung zu Differenzen gekommen, denen *Gesell* selbst Vorschub geleistet hat, indem er das unüberlegte Schlagwort von der »Diktatur der Not« ins Spiel gebracht hat. Diese Diktatur hat er freilich nicht als eine »usurpierte, auf Bajonetten sich stützende Diktatur ehrgeiziger Männer« vorgestellt; aber mit diesem Schlagwort hat er erhebliche Verwirrung unter seinen Anhängern, besonders im Ruhrgebiet gestiftet. Dort fand nämlich die Idee Anklang, die freiwirtschaftlichen Reformen nach dem Vorbild der russischen Revolution auf dem Wege einer proletarischen Diktatur einzuführen. Daneben gab es aber auch etliche Bestrebungen zur Durchführung dieser Reformen auf parlamentarischem Wege, zum Beispiel die von dem Angestelltengewerkschaftler *Wilhelm Beckmann* gegründete »Partei der Arbeit« oder die »Freiwirtschaftliche Partei Deutschlands«. Und von den Phy-

siokraten ging – ganz in der anarchistischen Tradition der direkten Aktion – die Initiative zu praktischen Experimenten mit dem Gesellschen Freigeld aus. Diese Experimente erstreckten sich auf mehrere Länder und waren durchaus erfolgreich; sie wurden allesamt verboten.

Zu [3]: Die wirtschaftlichen Ziele der Faschisten entbehren jeder Klarheit. Sie sind eher ein diffusses Gemisch aus undurchdachten Halbheiten. Eine gewisse Rolle hat bei ihnen, besonders in den Vorstellungen der Gebrüder Strasser, die Überlegung gespielt, an Stelle des liberalen Kapitalismus wieder einen Ständestaat zu errichten. Davon fehlt bei *Gesell* jede Spur. Für ihn hat die »Wirtschaft« ihre »Eigengesetzlichkeit«[7], in die nicht von Seiten des Staates interveniert werden darf. Er hatte im Bereich der Ökonomie also schon vor Jahrzehnten einen Begriff von vernetzten Regelkreisen, die sich – wie die heute verstärkt wahrgenommenen Regelkreise in der Natur – selbsttätig regeln. Aber im Gegensatz zur klassischen und neoklassischen Laissez-faire-Doktrin, nach der die Wirtschaft sich quasi von Natur aus selbst regele, erkannte *Gesell* bereits deutlich, daß die dezentrale Selbstregelung des Marktes einer von Menschen geschaffenenen rechtlichen Rahmenordnung bedarf, wenn der freie Markt nicht zu einem monopolkapitalistisch vermachteten Markt degenerieren soll. Um den Mißbrauch von Boden und Geld zu Zwecken der Beherrschung von Menschen durch Menschen auszuschließen, schlug er seine bekannten Reformen des Bodenrechts und der Geldverfassung vor und legte damit den gedanklichen Grundstein für eine nachkapitalistische Marktwirtschaft.

Es trifft zu, daß auch NS-Ideologen eine Bodenreform sowie die *»Brechung der Zinsknechtschaft«* propagierten. Ihre und die Vorstellung *Gesells* lassen sich jedoch weder im Hinblick auf die Bodenreform noch im Hinblick auf den Kampf gegen den Zins auf einen Nenner bringen. Während *Gesell* jedem Menschen unabhängig von seiner Religion und Rasse einen freien Zugang zum Boden verschaffen wollte, wollten die Nazis das Bodenmonopol getreu ihrer Parole »Volk ohne Raum« durch kriegerischen Raub fremder Gebiete, d.h. durch eine »Bodenangebotsvermehrung«, überwinden und überdies zur Verminderung der Nachfrage nach Boden nur reinrassigen Ariern den Zutritt zum Boden gewähren, die dann die berüchtigte Verbindung von »Blut und Boden« wahren sollten. Davon war bei *Gesell* nie die Rede.

Es fehlt hier der Raum, die theoretischen Unterschiede zwischen *Feder* und *Gesell* in der Zinsfrage darzustellen. Ihre Ansichten über die Ursachen des Geldzinses gehen weit auseinander, ebenso ihre Vorschläge zur Überwindung der Zinswirtschaft. *Gesell* war in den Augen *Feders* eine »höchst problematische Existenz... (weil er) ... mit den damaligen jüdischen Bluthunden gemeinsame Sache gemacht hat.« *Gesells* Theorien hielt *Feder* für »Irrlehren« und distanzierte sich von ihnen.

Feder ist nie für *Gesells* Vorschlag eingetreten, den stetigen Umlauf des Geldes mittels einer besonderen Gebühr für gehortetes Geld sicherzustellen. Umgekehrt sind *Feders* absurde Vorschläge weder bei *Gesell* noch bei der Freiwirtschaftsbewegung jemals auf Gegenliebe gestossen. So schrieb *Uhlemayr* bereits 1923 in der oben erwähnten Monatsschrift »Freiwirtschaft durch Freiland und Freigeld«: »Das Wirtschaftsprogramm der Nationalsozialisten ist dilettantenhaft und deshalb gefährlich. Vom Standpunkt der freiwirtschaftlichen Erkenntnis aus muß es aufs schärfste bekämpft werden. Ein Pakt mit dem Nationalsozialismus ist für uns unmöglich.«



Einiges zur FFF-Geschichte:

Außer *Gesells* Theorien hat *Horst Blume* auch ein paar Einzelheiten aus der Geschichte der FFF-Bewegung falsch dargestellt.

Bereits 1931 hätten sich die freiwirtschaftlichen Organisationen selbst aufgelöst und die Anhänger *Gesells* seien dann »zumeist der NSDAP zugelaufen«. Diese Behauptung findet sich erstmals bei *Udo Kissenkoetter*, sie ist aber ebenso falsch wie die Behauptung *Blumes*, die Freigeldtheorien seien ab 1931 »in zunehmendem Maße auf allen Ebenen der na-

tionalsozialistischen Partei diskutiert worden.« Daß die freiwirtschaftlichen Organisationen sich bereits 1931 selbst aufgelöst haben sollen, ist nicht richtig. Der physiokratische Kampfbund und der Freiwirtschaftsbund bestanden bis 1933/34 und gaben bis zu ihrem Verbot eigene Publikationen heraus.

Es stimmt, daß neben Mitgliedern und Sympathisanten anderer (auch linker) politischer Bewegungen einzelne Gesellanhänger in die NSDAP eingetreten sind, so zum Beispiel *Radecke* und *Benn*. Sie hatten meines Wissens engere Verbindungen zum linken Flügel (?,SF) der NSDAP und hofften, deren Vorstellungen über eine soziale Revolution (?,SF) beeinflußen zu können. Allein die Tatsache eines solchen Versuchs mag – endlich – *Blumes* Behauptungen zu erhärten. Sie erscheint jedoch in einem ganz anderen Licht, wenn sie im historischen Gesamtzusammenhang gesehen wird.

Gesell war ursprünglich überzeugt, daß die Sozialdemokratie mit ihrem damaligen Programm in eine Sackgasse geraten müsse. Er hatte nachweislich die große Hoffnung, daß sie die Abwegigkeit ihrer Verstaatlichungsabsichten einsehen und seine Reformvorschläge zumindest prüfen würde: Den Zweck seiner Veröffentlichungen sah er deshalb ausdrücklich darin, »die Aufmerksamkeit der Sozialisten auf das Geldwesen zu lenken.«

Dementsprechend gab es in der Weimarer Zeit unzählige Bemühungen seiner Anhänger, mit der Linken ins Gespräch zu kommen, vor allem im »Ring Revolutionärer Jugend« und dessen Organ »Der Ring«, was *Blume* ja auch erwähnt. Verzweifelt haben die SPD-Genossen *Schumann* und *Mäder* versucht, die Sozialdemokratie zu einer Beschäftigung mit dem Geldwesen zu bewegen – vergeblich, die Ohren der Sozialdemokratie blieben verschlossen. Ein geradezu erschütterndes (?,SF) Dokument in diesem Zusammenhang ist auch der »Mahnruf an Karl Kautsky und die deutschen Sozialistenführer« des jugoslawischen Sozialdemokraten *Paul Stanisic*. *Stanisic* berichtet darin, wie er erwartungsvoll extra von Belgrad nach Berlin gereist sei, um *Karl Kautsky* zu bitten, die Theorien *Gesells* zu prüfen, und wie eiskalt ihn dieser abblitzen ließ. Diese von *Schumann* geradezu traumatisch erlebte Enttäuschung durch die Sozialdemokratie hat einen Teil der Anhänger *Gesells* bewogen, ihre Hoffnungen auf die Nationalsozialisten zu setzen zumal sie nach der Machtübernahme keine eigenen Organisationen mehr hatten. Aber ob es die meisten Anhänger waren, ist doch sehr zweifelhaft. So wie *Uhlemayr* sich bereits 1923 vom Nationalsozialismus distanziert hatte, so schrieb der zu den führenden Köpfen des damaligen Freiwirtschaftsbund gehörende *Paul Heinrich Diehl* 1931: »Der Sozialismus Hitlers ist nicht mehr als eine demagogische Phrase.« Aber auch in der NSDAP stießen die Gesellianer auf taube Ohren. Es ist einfach unwahr, daß die Freigeldtheorie auf allen Ebenen der Partei diskutiert worden sei. Im »Verordnungsblatt der Nationalsozialisten« vom 15.2.1932, Folge 17, heißt es: »Es wird den Parteigenossen untersagt, in der Öffentlichkeit Lehrmeinungen zu vertreten, die mit dem EWirtschaftsprogramm der NSDAP unvereinbar sind, wie Schwundgeldtheorie, die Freilandtheorie, die FFF-Bewegung.«

Diese NS-Verordnung löste natürlich Reaktionen von seiten der Gesellanhänger aus. Unter der Überschrift »Hitlers Kampferklärung an FFF« schrieb die »Freiwirtschaftliche Presse«: »Dieser Parteibefehl kommt uns nicht überraschend. Eine politische Bewegung, die in engesten Beziehungen zum Großgrundbesitz und zur Schwerindustrie steht, und nachweislich den sozialen Gedanken nur als billiges Lockmittel verwendet, darf offiziell die freiwirtschaftliche Propaganda nicht dulden. Die Lösung der sozialen Frage durch Freiland – Freigeld bedeutet einen dauernden Vorwurf gegen die Oberflächlichkeit des Hitlerprogramms.«

Kann man die Gegensätze zwischen Freiwirtschaft und Nationalsozialismus noch schärfer formulieren? Schließlich behauptet *Blume*, daß sich die Gesellanhänger während des 3. Reiches in ihrer großen Mehrheit recht gut über Wasser gehalten hätten, während Anarchisten, Sozialisten und Kommunisten in KZs wanderten. Auch daran habe ich Zweifel. So ist der bereits erwähnte *Uhlemayr* meines Wissens auf offener Straße von einem SS-Kommando erschlagen worden. *Zitzmann*, der sehr viele freiwirtschaftliche Titel verlegt hat, war der Reihe nach in vier KZs, konnte aber überleben. Auch *Noebe*, der nach 1933 zunächst im tschechischen Exil aktiv blieb, überlebte einen ungeheuren Leidensweg. Lang würde auch die Reihe der Namen, die dem NS-Terror zum Opfer fielen. Zu nennen wären u.a. Frau *Langer-Berneis*, *Julius Wertheimer*, *Charlotte und Peter Bender* und *Leo Schneider*. –

Was folgt nun?

Nimmt man alle erwähnten Einzelheiten zusammen, so wird man den Verdacht nicht aufrechterhalten können, daß *Gesell* ein Faschist gewesen sei. Sein Werk enthält vielmehr wirklich – wie Bernd Siegel richtig schreibt – »wertvolle Impulse für eine libertäre Geld-und Wirtschaftstheorie«, die Proudhons Ideen in vieler Hinsicht weiterführen. Wenngleich der Artikel von *Horst Blume* zunächst ein Ärgernis für mich war, so gebührt ihm doch das Verdienst, bei vielen Anarchisten die Erinnerung an *Gesell* geweckt und damit vielleicht einen Stein ins Rollen gebracht zu haben. Es wäre gut, wenn der SCHWARZE FADEN diese Diskussion fortsetzen würde. Er könnte damit zu einem Vorreiter der Wiederbelebung von *Gesells* Gedanken werden und den Anstoß zur kritischen Aufarbeitung sowohl dieser »wertvollen Impulse« als auch der FFF-Geschichte geben. Und der SF könnte besonders dazu beitragen, daß physiokratisch-anarchistische Erbe *Gesells* zu aktualisieren, wodurch der bürgerliche FFF-Flügel wieder ein Gegengewicht bekäme, das ihn ergänzt und auch korrigiert

Zu diesem Artikel wurden folgende Bücher verwendet:Gesell, S.: Nervus rerum – Fortsetzung zur Reformation im Münzwesen, Buenos Aires 1891 / Gesell, S.: Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld, 9.Aufl. 1949 / Gesell, S: An das deutsche Volk, Erfurt 1921 / Gesell, S.: Die Bewaffnung des Proletariats, Essen 1923 / W. Onken: Ein vergessenes Kapitel der Wirtschaftsgeschichte, Z.f.Soz.Ök. 1983 / U. Kissenköter: Gregor Strasser und die NSDAP, Stuttgart 1978 / P.Stanisic: Marx oder Gesell, Zemun-Belgrad 1924 / Paul M. Diehl: Wohin führt uns der Nationalsozialismus?, Lauf 1931.

In der nächsten Ausgabe wird Horst Blume auf die bisher im SF veröffentlichten Artikel über Silvio Gesell eingehen und die Diskussion im SF damit abschließen.

Keine Repression gegen anarchistische Blätter!

Die bayrische Staatsgewalt klinkt aus

Vom 20.6. bis 13.7. sahen sich die Genossen von der südbayrischen Föderation wiederholt polizeilichen Übergriffen ausgesetzt. Mit zum Teil an den Haaren herbeigezogenen »Begründungen« wurden 6 Hausdurchsuchungen vorgenommen; wurde der Redakteur Christian Luppatsch auf offener Straße durchsucht, mitgeführte Exemplare des FREIRAUM konfisziert. Von den 4 Nummern der Zeitung wurden inzwischen gleich 3, nämlich Nr.2,3 und 4 beschlagnahmt und verboten. Als vorgeschobener Grund für die erste Beschlagnahmeaktion diente der Abdruck eines Stafbefehls und der Abdruck eines polizeilichen Einsatzbefehls, was nach § 353 angeblich einen Verstoß gegen das Urheberrecht (!) und einen Eingriff (?) in ein schwebendes Verfahren darstellen soll. Konnte diese Aktion der Staatsanwaltschaft noch als schief geratener Annäherungsversuch gelten, mit der der bayrische Staat seine Neugier befriedigen wollte, so scheint mit der weiteren Repression bezweckt zu werden, daß eine anarchistische Zeitung in München überhaupt nicht arbeiten und erscheinen kann. Für die Beschlagnahmungen der späteren Nummern dient nun der schon obligatorische §111 (Aufruf zu Straftaten).

Am 29.7.1984 riefen zahlreiche anarchistische und autonome Gruppen zu einer Demonstration in München gegen die sich verstärkende »Repression der staatlichen Institutionen gegen linke systemkritische Gruppen« auf. Unter der Parole »Nur wer sich bewegt, spürt seine Fesseln!« gingen 250 Menschen auf die Straße. Auch hier zeigte sich die Absicht des Staates, via Polizei, die Anarchisten als neue Randgruppe zu isolieren und zu kriminalisieren. Es gab zahlreiche Übergriffe der Polizei, 5 Festnahmen und mehrere Personalienüberprüfungen. Die Besonnenheit der Demonstranten erlaubte es jedoch den Polizeikräften nicht, noch unverschämter vorzugehen. Daß hier eine nachdenklich stimmende neuerliche ›Tendenzwende‹ im Umgang mit linksradikalen Gruppen im Gang ist, zeigten auch die Vorgänge vom Hannoveraner »Chaos-Tag«, wo kurzerhand mehrere hundert Punks – ohne Begründung – eine Nacht *interniert* werden konnten, und wo andererseits ca.150 neonazistische Skins ihre dummen Sprüche ungehindert in der Fußgängerzone loswerden konnten. Man wollte diese SA-Fans politisch »nicht aufwerten«, so ähnlich lautet zumindest die »Begründung« der desinteressierten Kreise. Wir *bedanken* uns für die politische Aufwertung, die der Anarchismus – stellvertretend das FREIRAUM-Kollektiv – gerade erfährt.

Alexander Celso, z.Zt. Memmingen



Freiheit für Omori!

Wir unterstützen hiermit eine Kampagne der FREIEN ARBEITER UNION (FAU) und fordern unsere Leser auf, das ihnen Mögliche zu tun!

Uwe Heitsch (FAU-Hannover): Liebe Freunde und Genossen,

wir wenden uns heute mit der Bitte um Eure solidarische Hilfe und Unterstützung für *Kazuhisa Omori* an Euch. Der Völkerrechtler und Anarchist Omori sitzt nun seit fast 8 Jahren im Gefängnis von Sapporo und ist seit März 83 mit dem Tode bedroht. Ihm wird ein Bombenanschlag zur Last gelegt, für den er jegliche Verantwortung ablehnt. Selbst die bürgerlichen Zeitungen halten Omori für unschuldig.

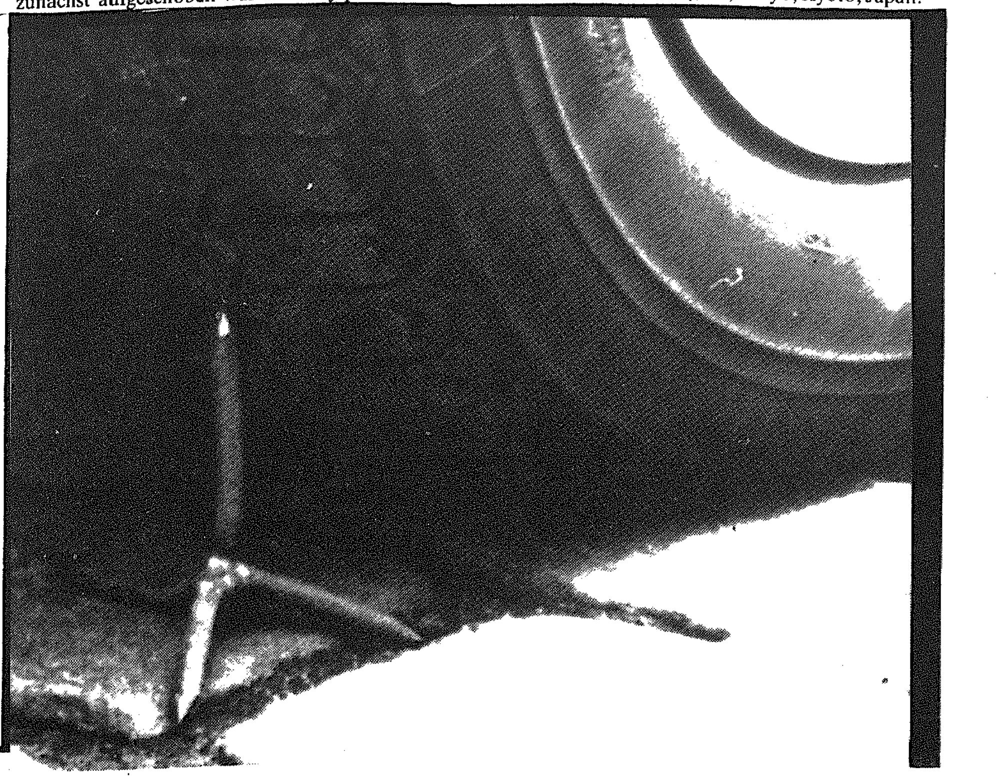
Am 2.3.1976 explodierte im Hokkaido Government Office eine Bombe duch die zwei Menschen ums Leben kamen. Kurz darauf wurde Kazuhisa Omori verhaftet. Er wurde beschuldigt, das Attentat verübt zu haben. Obwohl er seine Unschuld nachweisen konnte, sitzt er seit seiner Verhaftung am 10.8.1976 im Gefängnis von Sapporo. Er wurde inerster Instanz im März 83 zum Tode verurteilt.

Zur Person Omoris: der heute 35-jährige absolvierte ein Lehrerstudium, gab aber auf, weil er die elitäre Orientierung in der Schulausbildung ablehnte. Als er vor 8 Jahren verhaftet wurde, war er Gelegenheitsarbeiter und setzte sich vor allem für die Kämpfe der Ainu-Minderheit ein, die auf Hokkaido lebt und ihre Eigenständikeit gegenüber Japan bewahren will.

Zum Fall Omoris: Bei den bisherigen Verhandlungen lehnte Omori jede Verantwortung für das Bombenattentat ab, zeigte aber Verständnis für diese Tat. Für die Ureinwohner Hokkaidos, die während der jahrzehntelang dauernden japanischen Kolonialherrschaft mehr und mehr ihrer kulturellen Eigenständigkeit beraubt, ausgebeutet und dezimiert wurden, hat das Hokkaido Government Office die gleiche Symbolik wie das Weiße Haus in Washington für die Ureinwohner Amerikas. Durch diese Haltung Omoris fühlen sich die Richter in ihrem nationalistischen Stolz angegriffen. In Wirklichkeit wird Omoris anarchistische Ideenwelt verurteilt, wie 1911 im Fall von Kotoku Shusui und anderen Anarchisten, die nur deshalb gehängt wurden, weil sie Anarchisten waren. Das Verfahren hat jetzt die zweite Instanz erreicht. Der 15.Juni war der erste Verhandlungstag. Voraussichtlich wird das Urteil nächstes Jahr verkündet werden. Anschließend kann der Fall dem Obersten Gericht vorgetragen werden, das noch einmal die Unterlagen der Verhandlung überprüft und ein endgültiges Urteil fällt. Aus diesem Grund halten wir es für besonders wichtig gerade in dieser Zeit eine internationale Solidaritätskampagne zu entwickeln, damit sich das Gericht gezwungen fühlt, Omori freizusprechen. In Japan sind bereits vier Solidariätsgruppen aktiv, deren Arbeit jedoch durch rechtswidrige Festnahmen und Schikanen von der Polizei behindert wird. Die Gegenöffentlichkeit ist deswegen noch gering, obwohl die bürgerlichen Medien Omori für unschuldig erklärt haben. Eine erste internationale Kampagne hat nicht zuletzt dazu beigetragen, daß das Todesurteil zunächst aufgeschoben wurde. Die japanische Regierung scheint in ihren Plänen zuschwanken, und wir schätzen, wenn der Protest zunimmt, wird sie gezwungen sein, eine öffentliche Stellungnahme abzugeben.

Protestiert per Brief, Telegramm oder Anruf. Nicht nur an die japanische Botschaft, sondern auch an Firmen wie Japan Airlines, Bank of Tokyo usw. Wenn möglich Demos, Flugblattaktionen, Boykott von japanischen Erzeugnissen usw. organisieren.

In Japan scheint es weitere Fälle zu geben, wer Informationen möchte, wende sich an: Akiyoshi Ito, Sakae só 203, Iwakura-Agura, Sakyo, Kyoto, Japan. –



KURZMELDUNGEN

★ Zum Diskussionsthema »Arbeit« gibt es ein interessantes Heft »Zukunft der Arbeit – Arbeit ohne Zukunft« bei Maya Berger, Wattstr. 17, CH-4056 Basel; es enthält Beiträge von Jean Baudrillard über Charles Fourier bis zu Peter Paul Zahl.

★ Die Lebensgemeinschaft im Dhrontal liefert Euch: Kräutersalz, 200 gr. zu 2.-DM; Müsli 1 kg zu 7.-DM; per Nachnahme zzgl. Porto. Außerdem gibt's natürlich noch 'ne Menge mehr. Warenliste anfordern!
Lebensgemeinschaft im Dhrontal e.V. , Dörrwiese 4; 5552 Morbach-Merscheid; Tel. 06533/3534.

★ Für meine Doktorarbeit über die 1.Münchner Räterepublik 1919 suche ich neben Material *dringend* Kontakt zu Augenzeugen. Wer mir weiterhelfen kann, schreibe an:
Michael Seligmann, Coppenrathsweg 109, 4400 Münster.

★ AG SPAK: Am 16.6.1984 fand in Fronhausen/Lahn eine erste Fachbereichsversammlung für den bereich Kultur und Soziales der *Vereinigung zur Förderung emanzipatorischer und ökologischer Bewegungen und Initiativen – DEZENTRALE* – statt. Der Hintergrund: Aus Mitteln des Bundeshaushaltes erhalten Stiftungen, die den Parteien nahe stehen erhebliche Mittel (50-60 mill. DM—). Die GRÜNEN könnten einen Anspruch erheben und die DEZENTRALE würde die Mittel den Basisinitiativen zugänglich machen. Bedingung wäre natürlich, daß die GRÜNEN die DEZENTRALE anerkennen, die grüne Funktionsträger nicht in Vereinsämtern zuläßt. Es ist erklärtes Ziel der DEZENTRALE Aktivitäten und Projekte zu fördern, als Mitglieder zu werben, die sich mit Basisdemokratie, Ökologie und emanzipatorischen Inhalten beschäftigen. Mitglieder können auch nicht rechtsfähige Vereine sein. Weitere Infos bei:
Jochen Hoeker, Brunnenstr. 9, 3520 Hofgeismar.

★ In SF-Nr.13 berichteten wir über die Festnahmen der Rüsselsheimer Elmar, Brandy und Joachim. Alle drei sind seit dem 14.6. frei – nach ziemlich genau 6 Monaten U-Haft im Knast Preungesheim. Wir freuen uns über die haftverschonung – obwohl die konstruierte Anklage wegen einer ›kriminellen Vereinigung‹ noch nicht vom Tisch ist. Die Anwälte haben noch keine Akteneinsicht.
Mit den Verhafteten sollte vermutlich gerade in der Startbahnregion eine verschärfte Kriminalisierung und Einschüchterung begonnen werden, daß es nicht ganz geglückt ist, zeigt der gekippte Mast an der Startbahn – ca. 2 Wochen *nach* den Festnahmen. Kontakt weiterhin: Freies Kultrcafe, An der Wied 1, 6090 Rüsselsheim.

★ IDK Berlin: Im Dezember 83 wurde in Zypern ein arabisches Menschenrechtskomitee gegründet. Die IDK (Internationale der Kriegsdienstgegner), das Libertäre Forum und die FAU Berlin haben beschlossen, die internationale Arbeit zu unterstützen. Für den Herbst 84 ist eine erste Veranstaltung(-srundreise) geplant. Das Komitee ist erreichbar: IDK, Wolfram Beyer, Cranachstr. 7, 1000 Berlin-41.

★ Gegen Überweisung von 2,50 DM auf das Postscheckkonto Nr. 51 52 26 - 605, Karin Puck, PschA Frankfurt, erhalten Sie die Broschüre »Friedensnobelpreisträger – Eine Zusammenstellung mit biographischen Hinweisen«
Ferner ist die 3. überarbeitete und erweiterte Fassung von »Karl Liebknecht – Eine biographische Skizze« von Peter Bernhardi erschienen. Sie enthält zudem einen Beitrag von Karl Retzlaw und kostet 8.-DM. Bestellt werden kann beides bei:
AK Karl Liebknecht, Eschersheimer Landstr. 455, 6000 Frankfurt - 50.

★ *Arthur-Lehning-Veranstaltung*: Vom 17.-19. Mai fand an der Universität ein leider schlecht angekündigtes Symposium zu Ehren des 85. Geburtstags von Arthur Lehning statt. Lehning, seit den 20er Jahren aktiver Anarchist und Antimilitarist, erzählte Biographisches und Theoretisches. Er arbeitet seit 1963 an einer kritischen Gesamtausgabe Bakunins, hilft bei der Leitung des von ihm mitbegründeten Amsterdamer »Instituuts voor Sociale Geschiedenis« und mischt sich nach wie vor in aktuelle Diskussionen ein. Wer nachträglich etwas über die Beiträge (auch von Arbeitsgruppen wie »Sozialgeschichte des Anarchismus«) erfahren will, wende sich an die Universität Oldenburg und frage nach der (geplanten) Festschrift.

★ An unsere *Dichter*-Freunde und -Genossen, u.a. Lutz Rathenow, Reiner Radomski, Heinz Wedy und viele andere. Eure Gedichte fehlen auch in diesem SF, nicht weil wir sie schlecht finden, sondern weil wir mit Gedichten überschwemmt würden, sollten wir auch nur ein zeitgenössisches drucken. Wir wollen das frustrierende Geschäft, Gedichte abzulehnen, zu beurteilen erst gar nicht beginnen, – trauen uns die Preisrichterrolle auch überhaupt nicht zu. Trotz eurer zu erwartenden Enttäuschung bitten wir um euer Verständnis. Die SF-Redakteure.

★ *Der BUU-Itzehoe – und die Bewegung Weiße Rose* haben ein lesenswertes Diskussionspapier zusammengestellt. Es geht um das Problem »Gegenmacht bzw. Macht auflösen/abschaffen«, um den Anspruch der Hamburger Autonomen, die Krefeld-Aktion zu kritisieren etc. – und auch um so etwas wie eine Auseinandersetzung zwischen dem anarchistischen und dem marxistischen Flügel der Autonomen.
Bezug: BUU Itzehoe und Bewegung Weiße Rose; PF 1253; 2210 Itzehoe; Tel. 04821/ 5311.

★ C.R.I.F.A.: Die internationale Kontaktstelle der anarchistischen Föderationen will Material über die deutsche Bewegung zugesandt bekommen; Gruppenaktivitäten, Organisationsansätze, Projekte, Zeitschriften aber auch eine Einschätzung der gesellschaftspolitischen Situation in der BRD. Alles an C.R.I.F.A., c/o Giorgio Sacchetti, Via Andrea Doria 12, I – 52100 Arezzo.

★ Das **adz** (Anarchistisches Dokumentationszentrum) benötigt dringend finanzielle Unterstützung. Durch das Hinzukommen der Sammlungen »Augustin Souchy« und »Otto Reimers« rückt die Zeit näher, wo größere Räumlichkeiten gesucht werden müssen. Die beste Möglichkeit die Tätigkeit des Genossen Horst Stowasser zu unterstützen, besteht in der Fördermitgliedschaft (10.-DM pro Monat), die das unregelmäßig erscheinende Bulletin »Schwarze Tinte« einschließt und eine kostenfreie Benutzung des adz garantiert. Für weniger Betuchte bleibt ein ABO des Bulletins für 20.-DM (6 Nummern).
ADZ, c/o Horst Stowasser, Pf 2602, 6330 Wetzlar-Lahn. PschA Frankfurt Ktonr. 540 422-608.

★ Die **FAF** (Federation Anarchiste Francaise) hielt ihren 39. Kongreß vom 9.-11.Juni in Toulouse ab. Die 248 Teilnehmer beschäftigten sich vor allem mit dem weiteren Ausbau ihrer Agitationsmittel wie z.B. dem sehr erfolgreichen »Radio Libertaire«, aber auch der Zeitschrift »Le Monde Libertaire und der Buchhandlung Publico in Paris. Hauptschwerpunkte der Agitation sollen in Zukunft auf den Bereichen Antimilitarismus (Verweigerung, Totalverweigerung), Antirassismus (vor allem zugunsten der Einwanderer, die ähnlich wie in der BRD die Ausländer zunehmend von Rechtsextremisten angegriffen werden) und auf der Propagierung konfessionsloser Schulen liegen (die Privatschulkampagne in Frankreich von rechts setzt nämlich ihre Forderungen nur für die Konfessionsschulen ein, die Anarchisten wollen erreichen, daß bei einer Rücknahme staatlicher Schulansprüche auch konfessionslose Schulen berücksichtigt werden.)

LDUNGEN

★ **Exilio** – die Flüchtlingslager von Colomoncagua. Eine Außenansicht.
(Ein Video der Freiburger Medienwerkstatt, U-Matic, 58 min.)

Wir haben versucht, auf Distanz zu bleiben, als wir nach Zentralamerika gefahren sind. Mißtrauisch gegen exotische/folkloristische/idyllsche Bilder. (Obwohl es ja an unseren Augen liegt, nicht an den Bildern.) Wollten uns auf keinen Fall den Sombrero Sandinos aufsetzen oder den von Farabundo Marti. Keine Mittel-Amerikaner, sondern Mitteleuropäer, also auf der anderen Seite der Barrikade.
Nach drei Wochen hatten wir ein Stück Distanz verloren, spätestens an jenem Sonntag, als 3000 salvadorianische Flüchtlinge für eine einzige Video-Kamera eine Demonstration veranstalteten; es gibt eben sonst keine Öffentlichkeit im Internierungslager. Die einzige Verbindung zur Außenwelt ist unsereiner, die beweglichen Ausländer. Zuhause haben wir uns beeilt, das Video zu schneiden, eine dringliche Mitteilung, von der wir hoffen, daß für den Zuschauer etwas daraus folgt, – etwas.
Und eine Außenansicht selbstverständlich. Bei dem Dorf Colomoncagua (Honduras) leben seit 1980/81 etwa 8000 Flüchtlinge. Die meisten kommen aus Morazán, Campesino-Bevölkerung, geflohen vor den Bombardierungen und Massakern der Regierungstruppen. Sie sind keine rührenden Opfer, sondern handelnde Personen. Sie organisieren ihren Alltag, alfabetisieren sich in allen Lebensbereichen, bereiten sich auf ihre Zukunft vor. Das macht sie verdächtig. Auf Drängen der Militärs aus Honduras, El Salvador und den USA sollen sie nun 600 km ins Landesinnere von Honduras deportiert werden und dort mit den anderen salvadorianischen Flüchtlingen zusammen konzentriert werden. Die Flüchtlinge weigern sich. Auf Aufforderung der ›Flüchtlingshilfe Mittelamerika‹ (Bonn) sind wir im Mai 1984 nach Colomoncagua gefahren, sind dort mit der Journalistin Rose Gauger zusammengetroffen und haben zusammen bis Ende Juli das Video geschnitten. Das Band ist kürzer als ein Spielfilm, läßt also Platz für Diskussionen und Information und Fragen. Vor allem für uns die Frage: Was folgt daraus?
Verleih: Medienwerksatt Freiburg, Konradstr.20, 7800 Freiburg

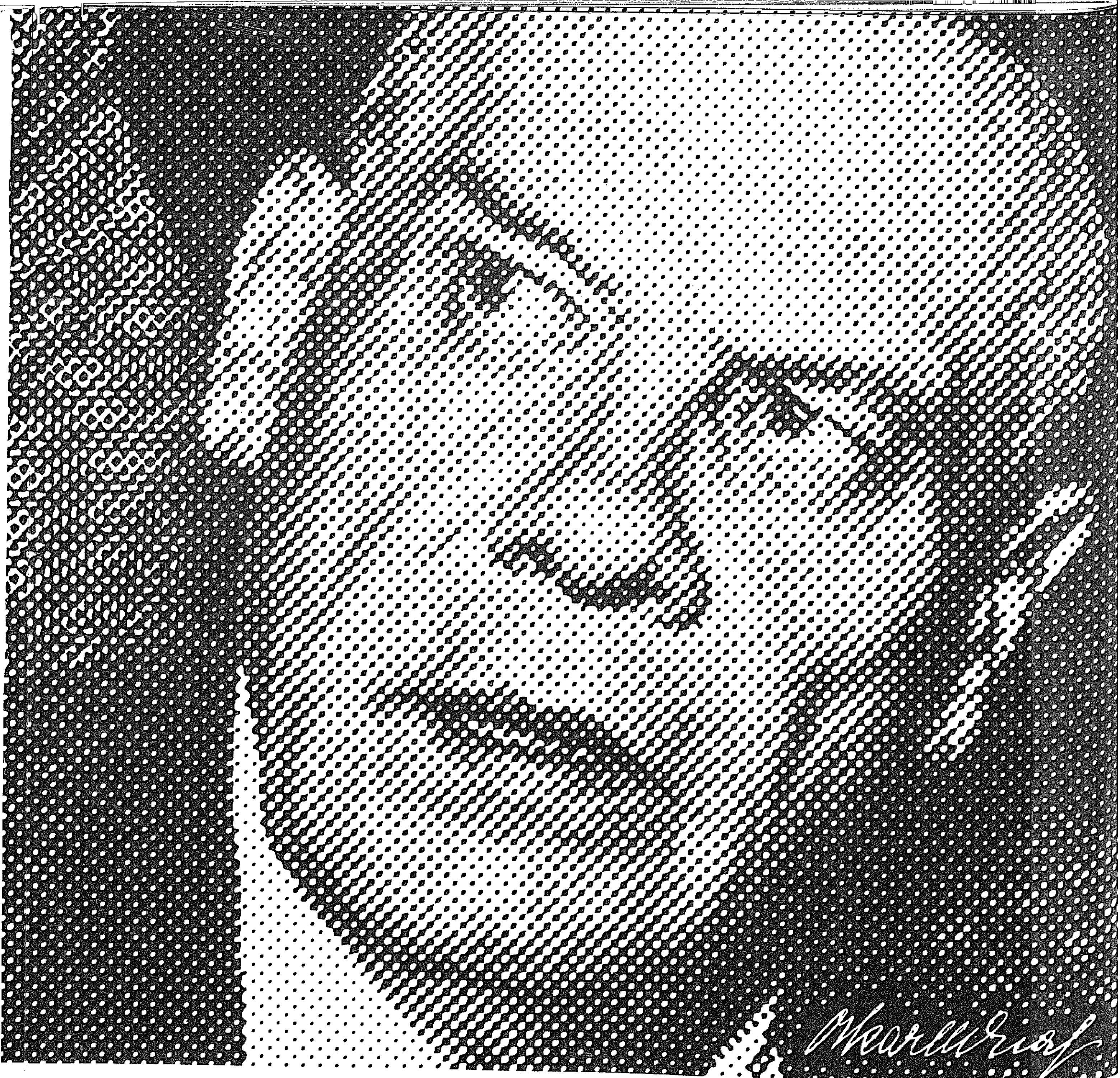
★ **Richtigstellung**: Der Artikel *»Arbeit, Entropie, Apokalypse«* in Nr. 14 (2/84) stammte *nicht* von der Berliner Gruppe LAVA, sondern wurde nur von dieser Gruppe zusammengestellt. Der Text entstammt dem gleichnamigen Buch, das 1982 bei Paranoia City, Zürich erschien und den Zusatztitel trug: »Reagans gesammelte Alpträume – Entropologische Jahrbücher: letzte Ausgabe«; 135 Seiten. Wir bitten um Entschuldigung für die Nachlässigkeit beim Lay out.
Bestelladressen für das Buch: Ralph Möllers, Bismarckstr. 14, 3550 Marburg oder Paranoia-City-Buchladen, Anwandstr. 28, CH- 8026 Zürich.

★ *Jenseits des Kapitalismus*
– ein Versuch über die Auflösung und Verfall der Arbeit zu diskutieren. Im Oktober findet im Tagungshaus Drübberholz, Drübber 4, 2817 Dörveden/Drübber ein Seminar zu obigem Thema statt, der Referent ist Günter Hartmann (FLI); gefragt wird u.a.: Ist die gewerkschaftliche Forderung nach Verkürzung der Arbeitszeit noch zeitgemäß? Ist die Gleichung ›weniger Arbeit für den Einzelnen = mehr Arbeit für Alle‹ sinnvoll und vor allem wünschenswert? Bei der gegenwärtigen Krise in allen westlichen Industrieländern handelt es sich längst nicht mehr um rein ökonomisch oder gar nur konjunkturell bedingte. Die Krise ist multidimensional und die Massenarbeitslosigkeit lediglich *ein* Aspekt (unter vielen). Da jedoch unser Denken und Handeln seit über 100 Jahren determiniert ist durch die Arbeit, bzw. den Ökonomismus beginnt das große Heulen und Zähneklappern, wenn die heilige Kuh ›Arbeit‹ auf dem Altar des Kapitalismus geopfert werden soll.
Plötzlich entdeckt die ›Linke‹ von der Gewerkschaft über die SPD und Grüne bis hin zu den Nichtorganisierten den Wert der Maloche und fordert nach altbekannter Manier: ›Arbeit statt Raketen‹. Und das in einer Situation, in der der Zug mit der Arbeit für alle längst abgefahren ist. Zu einer Zeit in der die Kapitalseite Rationalisierungen vorbereitet und durchführt, die nur ein Ziel haben, die Arbeit (gemeint ist die Lohnarbeit) abzuschaffen, den unkalkulierbaren Teil der Maschine, den Menschen, aus dem Produktionsprozeß endgültig auszuschalten. Statt nun in Jubel auszubrechen und endlich das ›Recht auf Faulheit‹ Wirklichkeit werden zu lassen und an Konzepten zu arbeiten, den durch Maschinen geschaffenen Reichtum allen zugänglich zu machen, wird nach Möglichkeiten gesucht, die von der zwangsweisen Arbeit Befreiten wieder unter das Joch der festgelegten Arbeit zu bringen. Bei dem Versuch aus dieser Bewußtseinsstruktur auszubrechen, die Gegenwart zu begreifen und die Zukunft denkbar zu machen, soll folgende Frage als Ausgangsposition dienen: Welches Paradies liegt jenseits des ›Reiches der Notwendigkeit‹?
Zur vorbereitenden Lektüre empfohlen: Gorz, André: Wege ins Paradies (rotbuch-279); Toffler, Alvin: Die dritte Welle (goldmann-11350) und die Materialienmappe für Seminarteilnehmer – die gibt es bis Ende August beim Tagungshaus. Beginn: Montag 13 Uhr.

Neuerscheinungen:
Bei der Redaktion eingetroffene Bücher, die SF-Leser interessieren könnten. Eine ausführlichere Rezension behalten wir uns bei ein oder dem anderen vor.
* Werner Graf (Hrsg.): »Wenn ich die Regierung wäre...«, Die rechtsradikale Bedrohung; 212 S. 24.-DM; Verlag J.H.W. Dietz Nachf. Bonn.
* Hans Günter Brauch: Angriff aus dem All. Rüstungswettlauf im Weltraum; Verlag J.H.W. Dietz Nachf. Bonn 1984; 24.-.
* Augustin Souchy: Erich Mühsam – sein Leben, sein Werk, sein Martyrium. 88 S., 10.-; Trotzdem Verlag Reutlingen 1984
* Utz Schneppe: Anarchistische Aphorismen. Libertäres Forum Berlin 1984
* Ulrich E.G. Schrock: Gedichte. Verlag Baldrian, Bremen 1984
* Irene Fleiss: Die Leibwächterin und der Magier. Fantasy-SF, Medea-Frauenverlag Frankfurt 1984, 18,50.
* Elke zur Nieden: Eine Schlange frißt kein Glencheck. Krimi-Scene-Satire. Medea-Frauenverlag Frankfurt, 9.80.
* Jennifer Johnston: Jacobs Tochter. Reihe Neue Frauenliteratur, Medea-Frauenverlag Frankfurt.
* Rüdiger Hipp: Grand Hotel Abgrund; Roman, Erewhon-Verlag Murrhardt, 14.80.
Anne Suin de Boutemard: Das alternative Vorlesungsverzeichnis; Suin-Verlag Lindenfels.
* Rock in Deutschland; Taurus Press Hamburg 1984.

★ *Aktionstage gegen RWE und VEW in NRW, 7. bis 9. September:*
Die beiden Energieversorgungsunternehmen in NRW sind Betreiber von Atomanlagen und verantwortlich für eine umweltfeindliche Energiepolitik. Rücksichtslos bauen sie ihre Stellung auf dem Energiemarkt aus, während Umweltschützer ihre Entflechtung und Überführung in Gemeindeeigentum fordern. Eine ökologische Energiepolitik in NRW kann nur dann durchgesetzt werden, wenn unser Druck zunimmt. Deswegen sind dezentrale Aktionen vor/in den Stadtwerken und örtlichen Verwaltungsstellen und ein Tribunal im Mai nächsten Jahres geplant. Die ersten Aktionstage vom 7.-9. September 84 werden vom BBU, Robin Wood, den GRÜNEN, Pseudo-Krupp-Inis, BUND und Hambach-Gruppe unterstützt.
Kontakt: Horst Blume, Schleusenweg 10, 4700 Hamm.

Kleinanzeigen (pro Zeile 1.-DM)



Oskar Maria Graf

Brief an einen jungen Menschen (vom 6.7.1919)

[...] Revolution kann nur so zur Weltveränderung werden, wenn sie aus den bewußtwollenden Einzelnen gleichsam seuchenhaft um sich greift und Bewegung einer Menschheit wird. Es kann nicht wahr sein, daß die Welt den Menschen macht. Wie sollte ein Mensch jemals auf die Idee gekommen sein, ein Luftschiff zu bauen, eine Einheitssprache, eine Kurzschrift zu erfinden, wenn er nicht im letzten Grunde das dunkle Fühlen in sich trüge: Damit gebe ich der ganzen Welt einen anderen Kurs, ich ändere sie, sie richtet sich nach mir?

—

Ja, wirf ein: Macht! immer nur Machtstreit! Warum soll das nicht sein! Wie langweilig das alles, was ethische Faxenmacher aus ihren vertrockneten Gehirnen zusammenkonstruieren! Und überlegen wir doch einmal, was ist denn das Streben nach Macht anderes als ein Streben mit Hilfe dieses Mittels ›Macht‹ die Idee zu verwirklichen, unsere, nicht deine und *meine*, Freund! –

Ich verschaffe mir nicht Geld, um es zu haben, sondern ich trachte deshalb danach es zu besitzen, weil ich damit etwas anfangen kann. Nicht das Geld, nicht die Macht, nicht mein errungener Einfluß etc. sind mir wesentlich, sondern sie als Mittel kommen für mich in Betracht. –

Wie soll ich den Acker bebauen, wenn ich nichts habe, um ihn umgraben zu können ...

Du fragst: man braucht aber doch das und das, um nach außen hin wirken zu können. Geld, Lokale, Büros etc. Wie brächte man die Mittel auf? Antwort: Es ist nichts nötig, gar nichts, als der Wille zur Idee, die Freiwilligkeit und die heilige Not in jedem von uns als Trieb. Mittel finden sich, wenn einer erkennt, es ist notwendig das zu tun. Er wartet nicht, er tut. Das WIE ist ihm überlassen, er hat die Wahl, die Qual und die Verantwortung und ist einer, der sie trägt, weil ein innerstes Muß ihn treibt. –

Nicht Geistige, nicht Klassen tun sich zusammen, sondern Einzelne. Jeder nach seiner Art. Gemeinsam ist nur ihr Wollen, nicht ihr Handeln. So vielleicht ginge es ...

Man – so sagt Balzac – muß eindringen in die Gesellschaft wie schleichendes Gift. Ein andermal mehr.

Das Endziel einer anarchistischen Weltveränderung wäre: Aufteilung der ganzen Staaten in Bünde, Interessengemeinschaften, Gemeinden, Siedlungen, Basis-Beziehung von Mensch zu Mensch. Die Form wird als kleinbürgerlich bezeichnet. Das Außen ist ganz gewiß so. Innerlich aber ist's anders, Herr! So gäbe es doch kein Verlassen mehr, weil keine Herrschaft. Die Selbsthilfe tägliche Forderung. Schmarotzertum wäre tod (!). Kein Verstecken mehr. Messen, Überflügeln wäre da. Freudigkeit zur Arbeit. Gemeinschaft.

Wer gibt Antwort darauf, ob sozialistische Weltform nicht abgestumpfte Mechanisten hervorbrächte. Trägheit. Der Volksstaat machts schon! Träge Ausrede!«

(Ein längerer Beitrag über Oskar Maria Graf »Ein Anarchist in Lederhosen« erscheint in SF-Nr.16).

Erich Mühsam



Erich und Zensl Mühsam

1933 faßt »Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat« Mühsams theoretische Ansichten zusammen. Es ist seine letzte Veröffentlichung. Am 20. 2. spricht er zusammen mit Carl von Ossietzky auf der letzten antifaschistischen Kundgebung des OSDS. In der Nacht des Reichstagsbrandes (27./28. 2.) wird Mühsam morgens um 5 Uhr von der Polizei abgeholt und ins Gefängnis Lehrter Straße gebracht. Vom 6. 4. bis Ende Mai befindet er sich im Lager Sonnenburg, danach bis zum 8. 9. in Plötzensee. Im KZ Brandenburg (nach dem 8. 9.) wird Mühsam schwer mißhandelt. Aus der Einzelhaft in Plötzensee stammt sein drittes »Bilderbuch«.
1934 am 2. 2. wird Mühsam ins KZ Oranienburg überführt und nach Zeugenaussagen in der Nacht vom 9./10. 7. von der SS-Lagerleitung umgebracht. Die »Berliner Nachtausgabe« meldet seinen Tod am 11. 7. als Selbstmord.
Am 16. 7. wird Erich Mühsam in Berlin-Dahlem beerdigt. Die Bemühungen Zensl Mühsams, über die internationale Öffentlichkeit Druck auf Goebbels auszuüben, um Mühsams Freilassung zu erreichen, waren gescheitert. Zensl Mühsam flieht nach Prag.
1935 veröffentlicht sie in Zürich die Schrift »Der Leidensweg des Erich Mühsam«. Auf Einladung der »Roten Hilfe« reist sie nach Moskau; wenig später bricht die Verbindung zum gemeinsamen Freund und Mit-Nachlaßverwalter Rudolf Rocker ab (Rocker war nach New York geflohen). Zensl wird verhaftet und kommt ins Zwangsarbeitslager Karaganda; erst 1947 wird sie nach Moskau entlassen, muß jedoch bis 1955 auf ihre Ausreiseerlaubnis nach Ostberlin warten. Am 10. 3. 1962 starb Zensl Mühsam in Ostberlin; der Nachlaß Erich Mühsams ist nach wie vor unzugänglich und nur auszugsweise bekannt.

Firnis

Mensch, wenn du keine Bleibe hast,
dann bummle mal im Westen
und lab den Blick an Filmpalast,
an Tanz- und Schlemmpalästen.

Und sieh die Luxusläden bloß –
du staunst am ganzen Leibe –
so schön, so hell, so voll, so groß
(und du hast keine Bleibe!)

das Wollgeschäft, das Nepplokal,
auch die Rasiersalöne:
Erbaut aus edlem Material,
verkünden sie das Schöne.

Aus Kitsch mit strengem Linienstil,
aus Weihe mit Erfrischung,
aus Weltanschauung mit Persil
paart sich pikante Mischung.

Das birst von Marmor und Damast,
das strahlt von Gold und Flimmer –
bloß von der Hypothekenlast,
Mensch, merkt man keinen Schimmer.

Die Stadt Berlin, sie baut nicht mehr
und spart an allen Ecken.
Mag Kranken-, Schuldienst und Verkehr
verdrecken und verrecken!

Im Westen kennen sie den Dreh,
wie Baugeld man zur Stell' schafft:
Man spekuliert aufs Portemonnaie
der besseren Gesellschaft.

Der Putz modern-originell
muß den Kalkül verschönern,
dann gibt's ein prächtiges Gestell –
die Füße sind nur tönern.

Mit Bierschaum neppt der Wirt den Gast
und denkt an Pacht und Zinsen.
Denn hinter Nepp- und Tanzpalast
sieht er die Pleite grinsen.

Puh – parfümierter Aasgeruch
strömt aus den Prunkpalästen. –
Berlin in Bruch, du selbst in Bruch – –
Mensch, bummle mal im Westen!



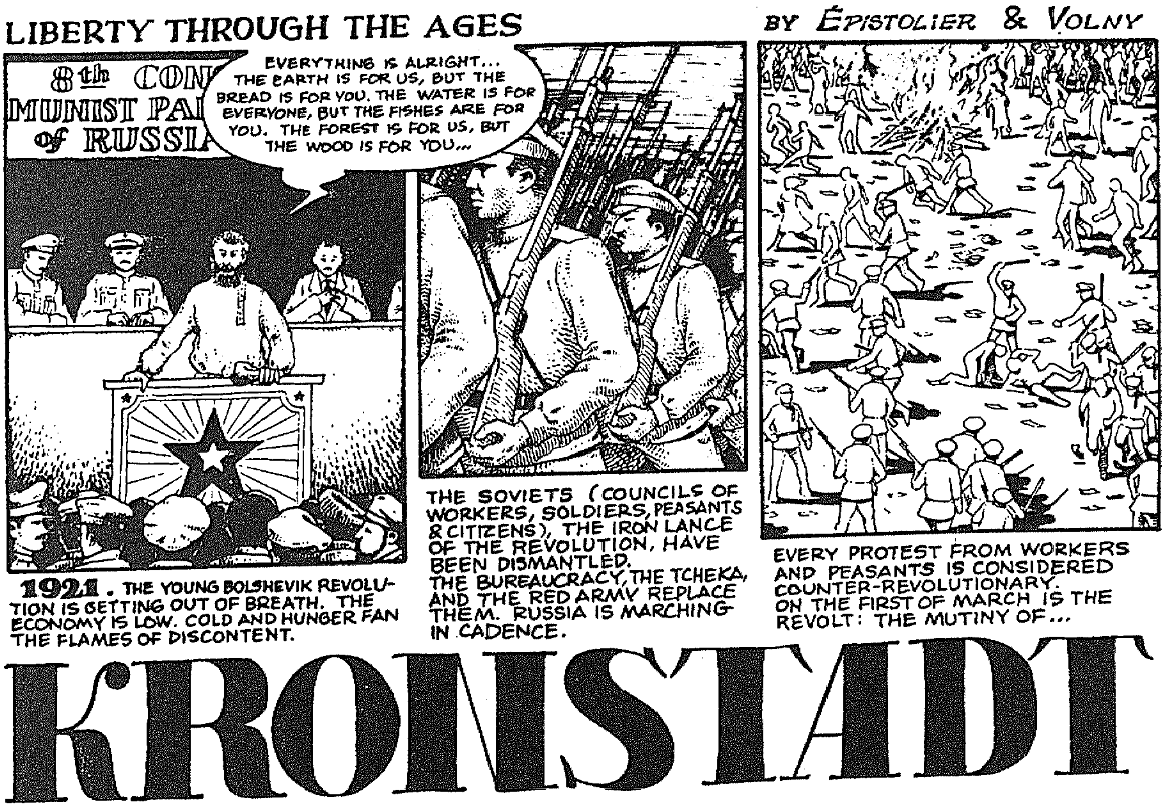
Anarchistische und alternative Comics

von ANARES-Gruppe, Gummersbach

Comics und libertäre Ideen

1. Die Entwicklung der Comics
Die Comics sind in den letzten 40 Jahren zu einem weltweit verbreiteten Massenmedium geworden. Ursprünglich aus der Aneinanderreihung mehrerer untertexteter Bilder (wie sie noch heute in vielen Zeitschriften und Zeitungen zu finden sind) entstanden, erlebten sie eine erste Blütezeit in den USA, parallel zum eng verwandten Zeichentrickfilm (Disney). Die Gründe für Entstehung und weite Verbreitung waren leichte Konsumierbarkeit (Verbindung von Bildern mit wenig Text) und die kapitalistische Ideenverwertung (hohe Auflagen, Verteilersystem, usw.). Da bei den meisten Comics der optisch-graphische Impuls gegenüber dem beigefügten Text (als Untertext oder Sprechblase) ein Übergewicht hat, wurden zunächst (und das ist heute bei den meisten Comics noch immer der Fall) an den Leser/Betrachter keine großen literarischen Anforderungen gestellt, sondern über die bildliche Gestaltung (Zeichenstil, Farbe, Umsetzung von Bewegung in Bildelemente usw.) ein direkterer Zugang zur Wahrnehmung gefunden. In ihrer ersten kommerziellen Erfolgszeit wurden Comics zur belanglosen Unterhaltung und schnellem Konsum produziert, inhaltlich und bildlich eher einfach und gewollt lustig gestaltet (daher kommt die Bezeichnung Comic Strips, die zum Gattungsnamen schlechthin wurde). Von der »Bildungselite« wurde den Comics eine unverhohlene Ablehnung entgegengebracht – wenn sich diese Comics auch peinlich an die bürgerliche Moral hielten; für die Bildungselite waren Comics einfach ein – wenn auch massenhaft produziertes und verteiltes – Medium für Kinder und Leute, »denen das Lesen geschriebener Sprache Mühe bereitet.« Trotz dieser Verketzerung erlebte das Medium Comics eine Entwicklung, die nur mit der (zeitlich etwa parallel laufenden) Entwicklung des Mediums Film/Fernsehen vergleichbar ist: eine mengenmäßige Ausbreitung und eine inhaltlich-gestalterische Auffächerung universellster Art. Wenn auch die überwiegende Zahl der Comics unserer Tage der Richtung trivialer Unterhaltung (Superhelden, Western, Krimi, Science Fiction, Funnies etc.) zugerechnet werden kann, so haben sich neue Strömungen entwickelt, die »höheren« und/oder anderen Ansprüchen der Zeichner und Leser entsprachen, sowohl inhaltlicher als auch graphisch-zeichnerischer Art. Neben die kapitalistischen Profitinteressen, die in den ewig wiederholten Unterhaltungsklischees ihren Ausdruck fanden, gesellten sich künstlerische, aufklärerische und agitatorische Impulse.

2. Die »Underground«-Comics
Um Mitte der Sechziger Jahre entstand in der US-amerikanischen Subkultur ein neuer Comicstil, der vom bis dahin erfolgreichen Kommerzcomic stark abwich: die »Underground-Comics«. In ihnen drückte eine ganze Riege von Zeichnern ein Lebensgefühl aus, das sich von dem der anderen Amerikaner total unterschied. Themen dieser Comics wurden – wenn auch überwiegend persiflierend denn reflektierend – das alltägliche Leben der Freaks, der Kommunen, der Dopescene und der Ausgeflippten aller Art. Berühmt und bald kommerziell erfolgreich (die kapitalistischen Bedingungen holten eben die nichtsnutzigen Freaks ein) wurden besonders die beiden Zeichner Robert Crumb (»Fritz the Cat«) und Gilbert Shelton (»The Freak Brothers«). Ganz unverhohlen tobten diese Zeichner in ihren Comics ihre Wunsch-und Alpträume aus und trafen damit den Nerv einer neuen Generation von Comic-Konsumenten. Kein bürgerliches Tabu (Sexualmoral, Institutionen, bürgerliche Politik usw.) wurde ausgelassen und ausgelassen verulkt. In seiner Art aber harmlos und der Unterhaltung verpflichtet, konnte dieser Stil seine Abstammung von den kommerziellen und konventionellen Comics nie verleugnen; das zeigt zum Beispiel die herkömmliche Gestaltung dieser Comics. Trotzdem: Das Aufkommen und der Erfolg der »Underground-Comics« bedeutete in der Entwicklung dieses Mediums eine neue Stufe und ließ manche Leser erstmals ahnen, zu was Comiczeichner noch alles fähig sein könnten. Zudem blieb diese Art von Comics zum ersten Mal nicht länger Angelegenheit der Mangager in den Medienkonzernen, die auf die Comics als Elemente einer Heile-Welt-Suggestion setzen: Es war auf einmal Raum und Interesse für Experimente, für neue unbekümmerte Talente, für alle möglichen Themen und Anliegen.
Gleichzeitig wurde natürlich die potentielle Schar der Comic-Konsumenten vergrößert



(was letztlich auch Auswirkungen auf die kapitalistische Verwertung hatte), aber auch da waren Comics mit höheren Ansprüchen nicht mehr von vornherein zum Mißerfolg verurteilt. Besonders in Westeuropa – und da in besonderem Maß in Frankreich – entwickelte sich neben den konventionellen Comics eine andere und vollkommen neue Generation von Comics.

3. Die heutigen Comics

Das Angebot der heutigen Comics ist in der ganzen Welt unübersehbar geworden. Es lassen sich nur wenige verbindliche Aussagen machen: Einmal ist der Anteil derjenigen Comics mit rein belanglosem Inhalt und herkömmlicher Aufmachung gesunken und zwar durch das Aufkommen ganz neuer Richtungen; zum anderen wird der kommerzielle Sektor (dessen Hauptsäule die anspruchslosen Comics bilden) beherrscht von großen Konzernen (Disney und Marvel in den USA, Dargaud in Frankreich, Ehapa in der BRD als Beispiele). Bei den neuen Comicrichtungen stehen häufig anspruchsvolle Inhalte und neue Zeichenstile in einer direkten Beziehung.

Im folgenden wollen wir einen groben Überblick über die libertär beeinflußten oder anarchistisch ausgerichteten Comics geben, die sich in einem bisher nicht beachteten Ausmaß überall in der Welt ausgebildet haben. Bei diesen Comics ist neben die Unterhaltung (die ja auch von den Libertären sicher nicht per se abgelehnt wird) noch die Absicht auf Agitation und Aufklärung getreten.

Um einigermaßen einen schwarzen Faden bei dieser Betrachtung zu behalten, haben wir eine Aufzählung nach Ländern gewählt, in denen die jeweiligen Comiczeichner zu Hause sind. Nur ein kleinerer Teil der außerdeutschen libertären Comics ist bisher in Deutsch herausgegeben worden. Als ausgezeichnete Einführung sei noch das Werk »The Penguin Book of Political Comics« von Steef Davidson (erschienen 1982 bei Penguin als englische



Übersetzung eines in Amsterdam 1976 herausgekommenen Buches) empfohlen. Der Karin Kramer Verlag hatte vor einiger Zeit eine deutsche Übersetzung angekündigt – dabei ist es dann auch leider geblieben.

Frankreich

Es ist kaum verwunderlich, daß in Frankreich libertäre Comics quasi über Nacht Furore machten, ist doch dieses Land unbestreitbar die Heimat engagierter und/oder experimenteller Comics. Im Jahre 1966 hatte eine situationistische Studentengruppe in Straßbourg einen Riesenskandal provoziert als sie auf allen Mauern der Stadt ihren legendären Comic »Die Rückkehr der Kolonne Durutti« klebten. Mit ihrer radikalen Kritik der westlichen Kultur und der »alten« Linken, ihrer totalen Infragestellung der bürgerlichen Moral und durch den darauf einsetzenden empörten Aufschrei der Reaktionäre nahmen die Situationisten mit dieser Provokation das vorweg, was 2 Jahre später in den Studentengruppen aufflammte. Von den Situationisten wurden überhaupt besonders gern Comics in Agitationsschriften und als Agitation selbst benutzt – bis weit in die siebziger Jahre und in vielen Ländern der entwickelten Welt. Sie entwickelten bei den Comics eine neue Technik: Es wurden herkömmliche Unterhaltungscomix mit neuen Texten versehen und so diesen Comics oder Comicbildern ein ganz anderer Inhalt und eine ganz andere Haltung eingezogen.

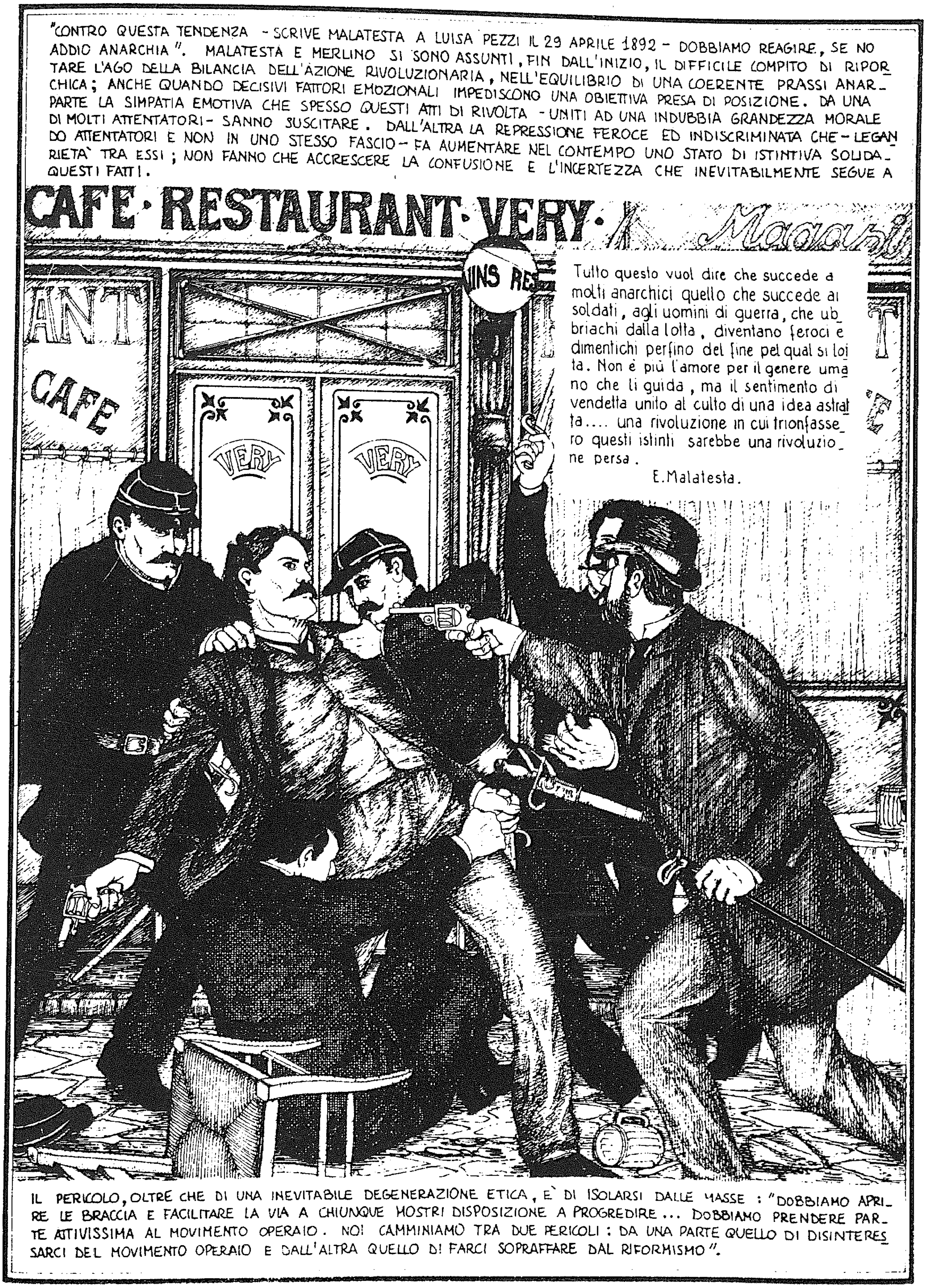
Heute arbeiten in Frankreich eine ganze Reihe von hervorragenden Zeichnern, die in ihrem Land ein kritisches und kompetentes Publikum gefunden haben. Leider sind von diesen interessanten und anspruchsvollen Zeichern aus kommerziellen Gründen nur ganz wenige in Deutschland veröffentlicht worden. Zu diesen wenigen gehört Philippe Caza, der in seinem (in Deutsch erschienenen) Album »Die Träume des Caza« mit sanfter Ironie und wilder Phantasie das menschenfeindliche Le-

ben in den modernen Betonstädten und die Flucht aus dieser Welt erzählt.

Italien

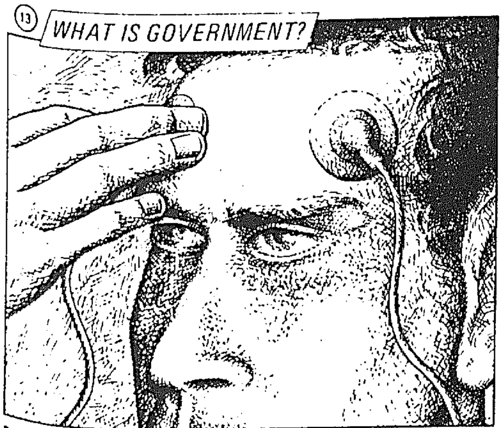
Auch in Italien zählt der Comic mittlerweile zu den alltäglichen Medien – beste Voraussetzung für anspruchsvollere Arbeiten; das schönste Beispiel libertärer Comicgestaltung ist das großformatige, über 100 Seiten umfassende Werk »La rivoluzione volontaria«. Der Zeichner Fabio Santin und der Texter E. Fraccaro haben eine Bilderbiographie vom Leben Malatestas geschaffen, die sehr lebhaft und den alten Bilddokumenten nachempfundenen Zeichnungen ein Bild des Lebens von Errico Malatesta und seiner Zeit gibt. (Erschienen 1980 in Mailand in der anarchistischen Edizioni Antistato).

Ein weiterer hervorragender Comic erschien Ende der Siebziger Jahre in der italienischen Comiczeitschrift »Eureka«, nämlich »Die Revolte von Kronstadt« von Bonafete und Curcio. Die ersten 13 Seiten des 30 Seiten umfassenden Werkes waren um die Jahres-



wende 1978/79 in der Wochenzeitung der italienischen KP-Jugend erschienen, dann aber ohne Angabe von Gründen abgesetzt und erst in »Eureka« vollständig abgedruckt worden.

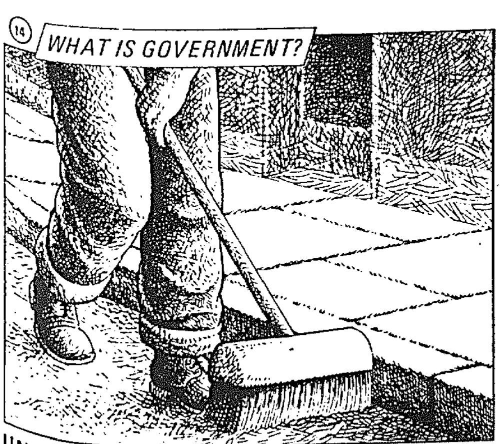
Weiter erwähnenswert ist das Album vom »Affenkönig« (auch vor kurzem in Deutsch erschienen) des Italieners Milo Manara – ein Comic, der dem chinesischen Märchen vom Affenkönig nachempfunden ist. Der Titelheld ist ein lebenslustiger und unbekümmert alle Autoritäten angreifender und lächerlich machender Bursche, der sich selbst mit dem göttlichen Buddha anlegt und auch durch Amt und Würden nicht zu korrumpieren ist – eine Symbolfigur für Weisheit und Freiheitsliebe.



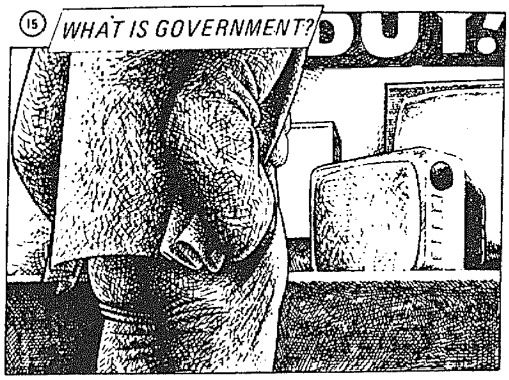
MEASURED, REPRIMANDED, CORRECTED, FRUSTRATED.

USA

Das einzige anarchistische Comicmagazin (wenn auch die bisher erschienenen drei Ausgaben in großen Zeitabständen herausgekommen sind) wird von dem Underground-Verlag LAST GASP in Berkeley herausgegeben und heißt schlicht »Anarchy Comics«. Der Inhalt ist äußerst stil- und abwechslungsreich: neben Comics aus der Geschichte der libertären Bewegungen (so zum Beispiel über die Machnobewegung, Kronstadt, Spanischer Bürgerkrieg und Studentenunruhen der Sechziger Jahre) befinden sich Comics der Punk-Kultur und Karikaturen, sowie solche mit künstlerischen Ambitionen. Beeindruckend ist die Menge von Comics aus einer Vielzahl von Ländern. In den bisher herausgekommenen Heften von »Anarchy Comics« sind Werke zu finden von Zeichnern aus den USA, England, Frankreich, Holland, Spanien, Deutschland und Kanada.



UNDER PRETEXT OF THE PUBLIC GOOD IT IS TO BE EXPLOITED,

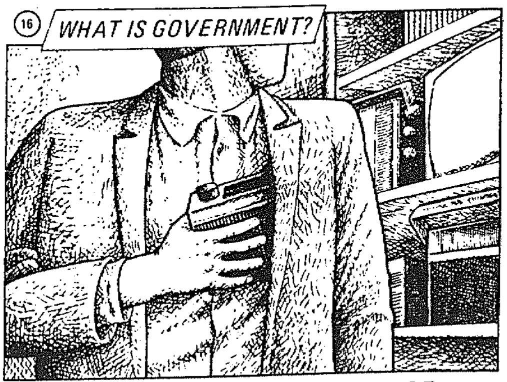


MONOPOLISED, EMBEZZLED, ROBBED, AND THEN,

Spanien

In Spanien sind in den letzten 10 Jahren ausgezeichnete Comics erschienen, von denen besonders das Werk des Zeichners Sacco Beachtung verdient. Dieser Zeichner arbeitete vor allem für das anarchistische Magazin »Bicicleta« (Zeichnungen, Titelbilder und Comics).

Weiterhin erwähnenswert ist das eigenwillige Comicwerk »Ratas« (Ratten) von Xaquin Marin (1977 in Madrid erschienen), das auffällt durch seinen eigenwilligen und ungewöhnlichen Stil und den sozialkritischen Inhalt.



AT THE LEAST PROTEST OR WORD OF COMPLAINT,

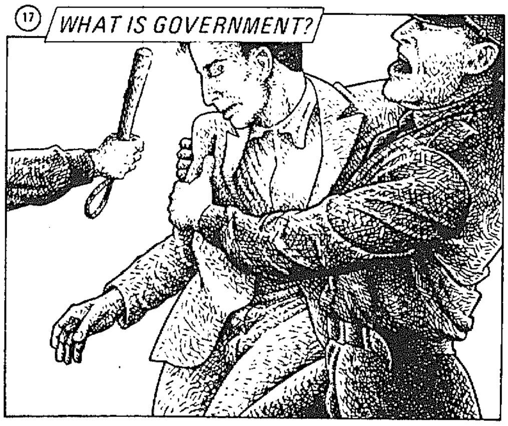
Großbritannien

England ist die Heimat des relativ bekanntesten libertären Comic-Zeichners Clifford Harper. Harper verfügt über eine immense Zahl von Zeichentechniken und Stilrichtungen und greift in seinen Comics, die in vielen anderen Ländern ebenfalls veröffentlicht werden, vor allem politische, historische und ökologische Themen auf. Eines seiner eindrucksvollsten Werke, in dem er seine Fähigkeit zur Einheit von Aussage und Gestaltung unter Beweis stellt, ist die vierseitige Bildfolge »What is Government?« – die Illustration einer berühmten Passage aus Proudhons Werk über das Wesen des Staates und der Regierung. Der einzige von Cliff Harper in Deutsch erschienene Comic ist »Class War Comix«, in dem er das Leben nach einer libertären Revolution in England beschreibt.

Deutschland

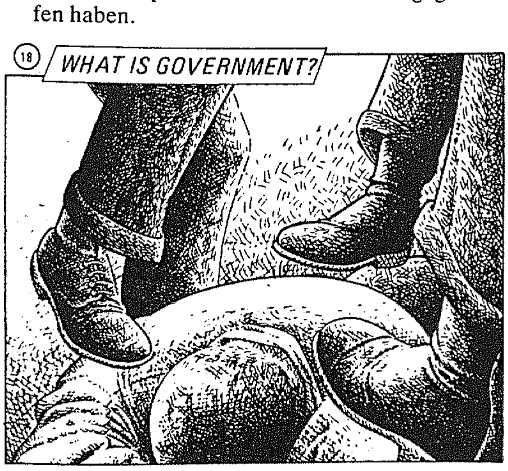
Der voraufgegangene Rundblick durch eine Reihe von Ländern auf besonders interessante libertäre Comics (natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit) hat sicherlich ausreichend dokumentiert, welche Möglichkeiten dieses Medium in sich birgt, auch für fortschrittliche gesellschaftliche Ideen. Mehr als jedes andere Medium bedeutet der Comic die Möglichkeit des fast grenzenlosen Ausdrucks des Gestalters, zudem noch mit einem minimalen technischen Aufwand. Dies gilt sowohl für die zeichentechnische als auch inhaltliche Seite.

Daß der kapitalistische Verwertungsprozeß kritischen und anspruchsvollen Comics nur wenig Platz läßt hat aber die Entstehung solcher Comics nicht verhindert – allenfalls eine massenhafte Verbreitung.



TO BE FINED, HARASSED, VILIFIED,

Bleibt zum Schluß der Blick auf die bundesdeutsche Comicszene. Obwohl es bei uns eine ganze Riege von grafisch begabten und originellen Zeichnern gibt (unter ihnen der kommerziell besonders erfolgreiche Seyfried, dann aber auch solche Zeichner wie Boyke, Kiefersauer, Ihme und Reichelt), so drängt sich doch der Eindruck auf, daß diese Zeichner im Gegensatz zu ihrer teilweise brillianten und originellen Zeichentechnik inhaltlich auf Karikaturenniveau – bestenfalls auf dem Niveau anspruchsvoller Ironien – stehengeblieben sind: Keine Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Problemen, keine originelle Reflexion, die der anspruchsvollen zeichnerischen Gestaltung entspräche. In dieser Richtung rechtfertigen größere Hoffnungen noch am ehesten eine Reihe von heute unbekannten Zeichnern, die sich mühsam in einer kleinen Fanszene durchzusetzen versuchen oder die Impulse der Punk-Kultur aufgegriffen haben.



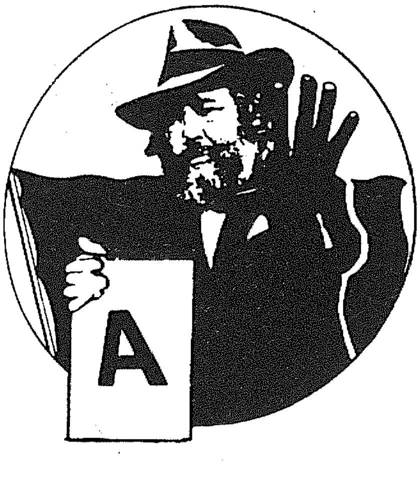
BEATEN UP, BLUDGEONED, DISARMED.

Anarchistentreffen in Venedig

Internationales Anarchistentreffen – Konferenz und andere Vergnügen in Venedig, 25.-30.September 1984



★ **VENEDIG '84**: Das internationale Anarchistentreffen vom 24.-30. September rückt näher. Da Marianne Enckell vom C.I.R.A. in Genf zu viele Anfragen aus dem deutschsprachigen Raum bekommt, hat das FLI es übernommen, Informationen zu verschicken. Alle Genossen und Genossinnen, die ernsthaft nach Venedig fahren wollen, können sich an unsere FLI-Rundbriefstelle oder an den SF wenden. Wir werden neue Infos regelmäßig an die Interessenten weiterleiten, können auf Wunsch Hotellisten verschicken, das Programm der Veranstaltungen drucken wir bereits nebenstehend ab, etc. Es wird Seminare, Podiumsdiskussionen, Workshops, Plenumssitzungen, Ausstellungen und Feste geben. Gruppen und Initiativen können sich vorstellen, Verlage ausstellen, Filme gezeigt werden. Es besteht grundsätzlich auch die Möglichkeit, daß wir Kabinen für Simultanübersetzungen ins Deutsche zur Verfügung gestellt bekommen; wer also Leute kennt, bzw. es sich selbst zutraut zu dolmetschen, soll sich umgehend bei uns melden. Wir benötigen – um abzuwechseln - jeweils 3 Menschen für Italienisch, Englisch und Französisch.
Es werden übrigens erstmals Anarchisten aus Cuba, Yugoslawien, der DDR und Bulgarien erwartet; unklar – aber im Gespräch – ist die Teilnahme von Polen, Ungarn und Russen.
Interessenten wenden sich an: Günter Hartmann (FLI-Rundbriefkontaktstelle), c/o Antiquariat, Oranienstr. , 1000 Berlin-36
★



DAS PROVISORISCHE PROGRAMM

I. PLENARSITZUNGEN

1.1. Der Staat. (An welchem Punkt steht die radikale Kritik am Staat, sei es als Institution, als Paradigma oder als hierarchische Organisation der gesellschaftlichen Realität – allgemeiner: wo steht heute die radikale Kritik von Herrschaft?)

1.2 Die Anarchie. (Theoretisch/ praktische Bilanz des Anarchismus, Anarchismus heute, seine Probleme und Perspektiven, Stärke und Grenzen libertärer Projekte und Ideen)

II. ROUND-TABLES

2.1 1984 und das Umfeld. (Wo ist die Nacht des Totalitarismus? Der Leviathan der Informatik – ist das der 'Big Brother'? Wissenschaft - Herrschaft - Freiheit).

2.2 Krieg und Frieden. (Die Gefahr eines 3. Weltkrieges, der permanente 'begrenzte' Krieg, Stärke und Grenzen der pazifistischen Bewegungen)

2.3 Die Praxis der Selbstverwaltung. (Selbstverwaltung heute, zwischen Staat und Markt; das jugoslawische Makro-Erfahrungen und die Mikro-Erfahrungen in Frankreich, USA usw...)

2.4 Feminismus und Anarchismus. (Der radikale Feminismus zwischen biologisch-separatistischem Reduktionismus und kulturell-libertärer Revolution)

2.5 Der „Reale Kommunismus". (Neue Herren und subalterne Klassen, Tendenzen und Spannungen, Konsens und Dissens in den Ländern der 'Diktatur des Proletariats')

2.6 Der Anarcho-Syndikalismus. (Stärke und Grenzen der radikalen Tendenzen und Organisationen – libertäre oder revolutionäre – aus der Arbeiterbewegung)

III. SEMINARE UND WORKSHOPS

3.1 Orwell und sein Umfeld. (Anti-Autoritäre Funktionen der Gegen-Utopie, der 'prophetischen' Literatur, der Polit-Fiction)

3.2 Die internationale Dimension der Ausbeutung. (Die wirtschaftliche Welt-'Ordnung'; die Multinationalen; der ungleiche Tausch; die Dritte Welt)

3.3 Nationalismus und Kultur (Kulturimperialismus und zentrifugale Tendenzen; Internationalismus und ethnische Identität; Bewegungen der 'Nationalen Befreiung')

3.4 Massenmedien und libertäre Kommunikation. (Die libertäre Kommunikation durch die großen Möglichkeiten audio-visueller Medien, Radio, Fernsehen, Film: Erfahrungen, Möglichkeiten, Grenzen)

3.5 Erziehung und Freiheit. (Öffentliche Scholarisierung und Perspektiven der Desinstutionalisierung der Erziehung; die nicht-autoritäre Sozialisation)

3.6 Der Eurosozialismus. (Die Sozialisten an der Regierung in Frankreich, Spanien, Portugal, Griechenland: Neues von der Sozialdemokratie in Mittel- und Nordeuropa?)

3.7 Gelebte Anarchie. (Libertäre Ethik und Ästhetik im täglichen Leben: die Beziehungen zwischen Menschen, kreative Arbeit, Sexualität, Glück...; bis zu welchem Grad ist es heutzutage möglich, anarchistisch zu leben?)

3.8 Ökologie. (Die Krise der Beziehung Mensch/Natur und die Suche nach einem neuen Gleichgewicht; Stärke und Grenzen der ökologischen Bewegungen)

3.9 Stadt, Macht, Befreiung. (Die urbane Dimension der Herrschaft; Hausbesetzungen; Selbstbau; Stadtteilbewegungen; Kommunale Bewegungen)

3.10 Psychoanalyse und Gesellschaft. (Repressive und befreiende Nutzung der Psychoanalyse; die Sozio-Analyse und die institutionelle Analyse; Psychische und soziale Strukturen)

3.11 Revolution. (Welche Revolution heute? Ist die Revolution ein notwendiges Element des libertären Diskurses und Projektes – oder ein rituelles Überbleibsel?

3.12 Lateinamerika. (Neo-Kolonialismus, Militarismus, Demokratie, Revolte, Revolution, Alte Herren, neue Herren und libertäre Spannungen in Mittel- und Südamerika)

* * *



★ALTE AUSGABEN DES SF:
Um neueren Abonennten die Gelegenheit zu geben, ihre Sammlung zu vervollständigen und bei Bekannten und Interessierten zu einem günstigen Preis für den SF zu werben, machen wir folgendes Angebot: Für 4 alte Ausgaben schickt ihr uns 10 DM (Schein, Überweisung, Briefmarken). Welche Nummern ihr haben wollt, schreibt ihr dabei. Zur besseren Orientierung hier die Inhaltsangaben der noch lieferbaren Ausgaben:

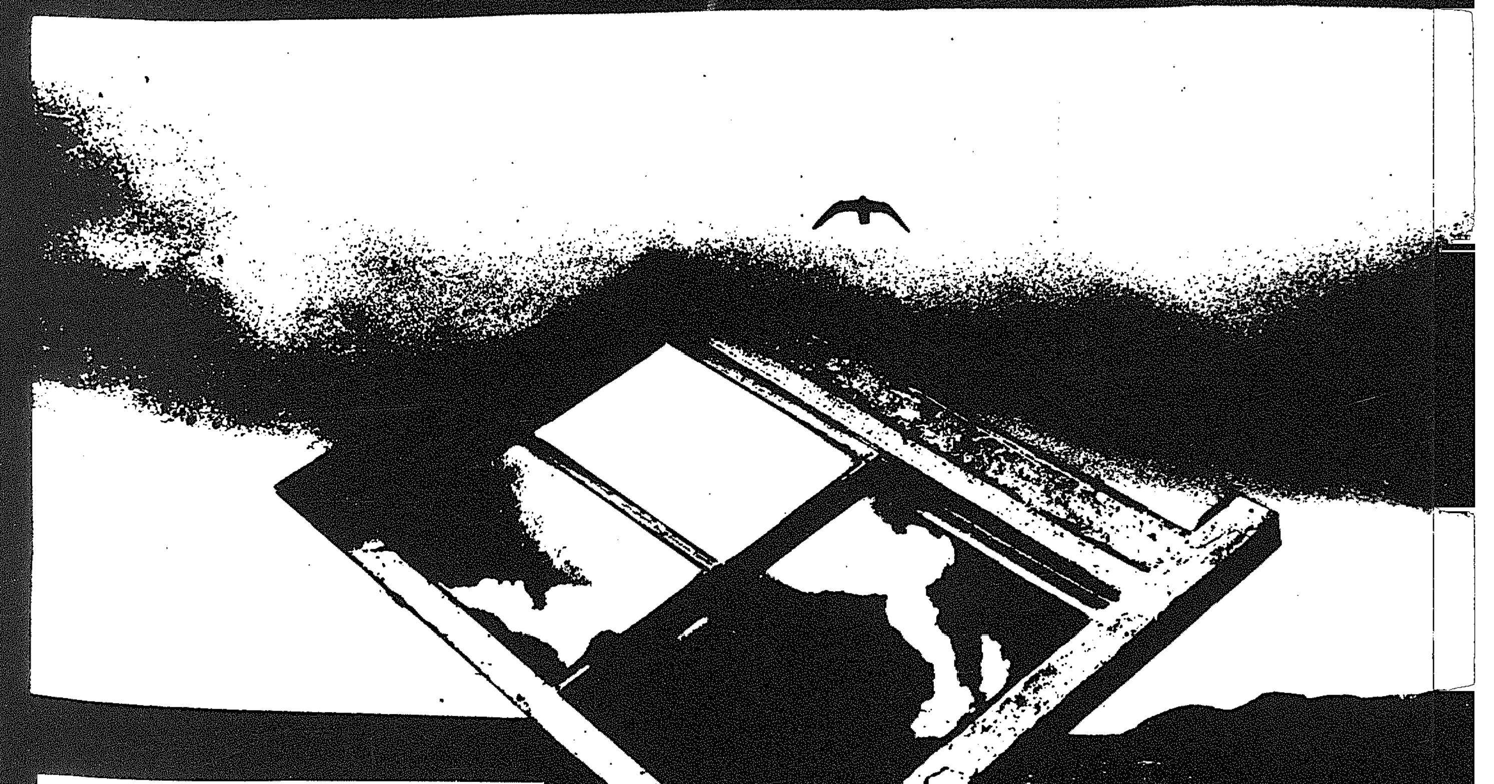
Nr.4: (44 Seiten)
★ Kronstadt-Kongreß ★ Knast ★ B.Travens Identität ★ Guatemala ★ Migros-Genossenschaft ★ Atomwaffenversuche ★ Sozialdarwinismus (Hayek/ Friedmann-Diskussion) ★ Buchbesprechungen

Postscheckamt Stuttgart, F. Kamann,
Kontonummer: 574 63 – 703

Redaktionsschluß Nr.16: 15.10.84

Nr. 0, 1, 2, 3, 5, 6, 7, 8 vergriffen!

Nr.9: (56 Seiten)
★ Nationalrevolutionäre aus anarchistischer Sicht ★ Föderationsdiskussion ★ Zwiespältiges zur Palästinenserfrage ★ Die subversive Utopie ★ Rudolf Rocker ★ Gegenbuchmesse ★ Professionalisierung der Alternativprojekte ★ Politische Ökonomie (Huber-Kritik) ★ Die Illusion der progressiven Steuer ★ Sozialismus oder Barbarei (Castoriadis) ★ Situation der polnischen Anarchisten



Nr.10: (56 Seiten)
★ Kabelfernsehen ★ Volkszählungsboykott ★ Parlamentarisierung des Protests ★ Grüne Anarchisten in NRW ★ Linkssozialisten ★ NR-Diskussion ★ SB-Thesen zur Friedensbewegung ★ CNT: Ein aktueller Bericht ★ Chile: Neue Widerstandsformen ★ Indianer/Samen ★ Siedlungsbewegung und Rätezeit ★ Boheme und Anarchie ★ Sozialstaatsdemontage ★ Kasernenblockade

Nr.11: (56 Seiten)
★ Soziale Bewegung ★ Folter in der Türkei ★ FLI-Gründungstreffen ★ Ausländerfeindlichkeit ★ Agraropposition in der BRD ★ Holocaust-Mentalität in der NATO ★ Interview mit Revista A ★ Organisationsdebatte ★ Gruppe DAS in Spanien 36/37 ★ Gandhi ★

Nr.12: (64 Seiten)
★ Kriegsbewegung und Friedensgefahr ★ Das COB-Programm der NATO ★ Anarchafeminismus ★ Stalker ★ Schwalba-Hoth ★ THTR-Demonstration ★ Marx – 100 Jahre ★ Anmerkungen zum Staat ★ Das anarchistische schwarze Kreuz ★ Freie Radios ★ Gegen den Mythos – am Beispiel CNT ★ CNT-Spaltung heute ★ Georg Orwell ★ Verlage ★ Leserkritik ★ Buchbesprechungen ★ hautnah etc.

Nr.13: (64 Seiten)
★ Zeit-Echo ★ Anarcho-Organisierung (FLI etc.) ★ Kabelfernsehen ★ »Containment...« ★ Bakteriologische Kriegsanfänge ★ Thoreau ★ Libertäre Pädagogik ★ Interview mit Johannes Agnoli ★ Kritik an S. Gesell ★ Hochzinspolitik der USA ★ Projektemesse ★ Landauers Aktualität ★ Ausbildungsverbot ★ Nachruf ★ IAA-Geschichte ★DAS in Spanien, II.Teil ★ Zeitschriftenschau ★ Buchbesprechungen ★ Repression mit §129a ★ Kleinanzeigen, hautnah etc.

Nr.14: (64 Seiten)
★ Arbeit, Entropie, Apokalypse und 35-Stundenwoche ★ Geheimer NATO-Stützpunkt auf den Färörn ★ Cruise auf U-Boote - NATO-Pläne ★ Europawahlboykott ★ Antipädagogik contra Libertäre Pädagogik ★ Gesell-Diskussion ★ Das letzte Interview mit Augustin Souchy; + Filmbesprechung Die lange Hoffnung ★ Aufruf an Anarcha-Feministinnen ★ Kritik an den Ökolibertären u.v.a.m.

Abonniert!

Red. Schwarzer Faden
Obere Weibermarktstraße 3
7410 Reutlingen

4 Nummern: 15.-DM
8 Nummern: 30.-DM
Bitte vor der 1. Lieferung, bzw. bei Verlängerung des ABOS nach der letzten Nummer des alten Zeitraums.



Bruno Paulot